<36603526600015

Laube's gesammelte Schriften.

16. Band.

Erinnerungen

1841—1881

von

Heinrich Laube.

Mit Laube's Bildniß.

Wien, 1882.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Heinrich Laube's

gesammelte Schriften

in 16 Bänden.

16. Band.

Erinnerungen

1841—1881.

Wien, 1882.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.



Heliogravure K. Klíč

Laube

Verlag v. W. Braumüller in Wien. Druck L. Pisani.



Erinnerungen

1841—1881

von

Heinrich Laube.

Mit Laube's Bildniß.

Wien, 1882.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

1.

Von Paris 1840 zurückkehrend, ließen wir uns in Leipzig nieder. Eigentlich war ich noch aus den sächsischen Staaten verbannt, also auch aus Leipzig. Aber die Bannbulle, von Preußen ausgehend und schon deshalb in Sachsen unangenehm, war in ihren Schriftzügen verblichen. Man konnte sie nicht mehr recht lesen und ließ sie deshalb unbeachtet im Winkel liegen.

Ist dies nicht ein Zeichen, daß die politischen Gesetze allmälig der Schwindsucht verfielen? Ja, Jedermann, auch der Conservativste, war zur Einsicht gekommen oder fühlte es wenigstens, daß dies summarische Einsperren und Verbannen eine Impotenz bedeutete und nicht fortgesetzt werden sollte.

Ich schrieb die „Französischen Lustschlösser" zu Ende, welche ich schon in Frankreich angefangen, und besuchte nun als freier Vogel meine Parkfestung Muskau. Fürst Pückler war aus dem Oriente heimgekehrt, und ich sah ihn zum ersten Mal.

Er machte den Eindruck eines schönen Weltmanns mit sehr bequemen Formen und mit überraschenden Naturlauten. Sehr rasch und sehr oft sprang er über das formelle Gespräch hinaus, laut rufend oder laut lachend, und alsdann in Gedankengänge hineinspringend, welche man intim nennt. Da regnete es Fragen und Bekenntnisse über die wichtigsten Dinge: Menschenwerth, Unsterblichkeit, der Herrgott in der Natur oder in der Kirche und dergleichen kam sofort und jählings auf's Tapet.

Banal blieb das Gespräch mit ihm niemals, schon darum nicht, weil er äußerst aufrichtig und immer wißbegierig war.

Pückler war hoch gewachsen, war ein schön gebauter Mann mit einem Antlitze, das einen rasch wechselnden Ausdruck zeigte. Starr ruhig, so lange er nicht angeregt wurde, sah es ziemlich streng aus in seinen regelmäßigen Formen und Zügen, streng, wohl auch hart, ja in Wendungen des Auges und in leisen Zuckungen des Mundes nahezu bös. Eine Anregung, ein Gedanke verwandelten es total; das Auge und der Mund belebten sich mit Freude oder Güte, und sprangen ebenso rasch über in sprühende Schärfe. Don Juan und Mephisto wechselten ab, wie man eine Hand umkehrt.

Er hatte wohl etwas fremde Race in sich. Sein Vater war ein ziemlich gleichgiltiger Edelmann der Lausitz gewesen, seine Mutter aber stammte von französischem Geschlechte her. Sie hatte ihm Leib und Seele vererbt, ihr Blut war das seine: zähe Gesundheit, gesunder Egoismus, heiteres Grundwesen und Langlebigkeit. Sie lebte damals noch. Nicht in Muskau, sondern fern von da auf einem Landgute als Witwe eines zweiten Gatten, und ist eine hohe Achtzigerin geworden, gerade so wie er. Mutter und Sohn sahen sich äußerst selten und verkehrten auch brieflich wenig mit einander. Dabei war es kein unfreundliches Verhältniß; nur ein kühles.

Ich war schon seit Jahren in brieflichem Verkehre mit ihm gewesen. 1834, als die Verfolgung gegen mich begann, hatte Varnhagen mich ihm empfohlen, und zwar als Reisebegleiter. Er war damals eben aufgebrochen nach Paris und wollte zunächst nach Amerika. Dorthin, nach Paris, schrieb ich ihm zum ersten Male von Berlin aus, daß mir Varnhagen für zuträglich halte, die preußische Luft für längere Zeit zu vermeiden. Seine Antwort kam nach Berlin, als ich bereits in der Hausvogtei saß, und sie wurde mir erst ein halbes Jahr später eingehändigt. Schicksal! Wenn ich damals statt meines Briefes selbst nach Paris ging, wie Varnhagen rieth, so entging ich der langen Gefängniß-

epoche und fand ein ganz anderes Leben, vielleicht auch eine ganz andere Entwicklung. Wie viel bedeuten Zufälligkeiten im Menschenleben!

Jetzt sprachen wir lachend darüber, wenn er von Reiseschicksalen erzählte und die Rolle bezeichnete, welche mir zugetheilt worden wäre. „Wir holen's nach," setzte er hinzu, „der Sultan hat mir einen großen Strich Landes in Kleinasien geschenkt, und zwar in pittoresker Gegend. Dort lassen wir uns nächstens nieder und richten uns ein orientalisches Leben zurecht. Nur die Orientalen verstehen zu leben. Es ist nicht ihr Verdienst, es ist die Erbschaft einer tausendjährigen Tradition."

Er selbst lebte in Muskau ohne Rücksicht auf deutsche Lebensweise. Nicht um den Sonderling zu spielen — was wohl oft bei ihm vorkam, denn es wohnte comödiantisches Gelüst in ihm — sondern weil es ihm eben paßte. Weil er sehr spät zum Schlafen kam, gab es für ihn einen sehr späten Morgen. Auch wenn er erwachte, blieb er noch lange im Bett und las die Zeitungen. Erst gegen Eilf oder Zwölf stand er auf, zog ein orientalisches Negligée an und frühstückte Kaffee, Eier, Fleisch. Dann brachte ein Diener die lange türkische Pfeife mit der glühenden Kohle auf dem starken Latakiah-Tabak, und Haus- wie Stalldiener traten ein, um den Tagesbefehl zu erhalten, namentlich der Stallmeister und der Koch.

Pückler hatte vierzehn arabische Pferde mitgebracht, die er großentheils am Saume der syrischen Wüste selber gekauft, und die er sehr liebte. „Jedes ist eine Individualität" — pflegte er zu sagen — „ist ein eigener Charakter. Sie sind von edler Race und den Menschen näher als ein Pferd von geringerer Herkunft." Der Araber in seiner Einsamkeit ziehe sie auf wie Kinder, und so werde ihre Entwicklung eben reichlicher.

Die Thiere vermenschlichen sich ja wirklich, wenn sie in stetem und nahem Verkehr mit den Menschen bleiben. Unter diesen arabischen Pferden waren mehrere aus dem eigentlichen „Nedschd", dem aristokratischen Bezirke des arabischen Pferdes,

und er wies gern darauf hin, daß diese schon, ähnlich dem Hunde, dem Menschen nahegebracht wären.

Da ich selbst von Jugend auf mit Pferden zu thun gehabt — Vater und Großvater hielten deren — und sie geritten und gefahren, mit ihnen auf der Weide und in der Schwemme verkehrt hatte, so lag mir der Antheil an diesem schönen Thiere sehr nahe. Ich sehe sie noch alle vor und unter mir in ihren wirklich sehr verschiedenen Eigenthümlichkeiten. Wie viel Mühe haben wir uns gegeben, den prächtigen Rothfuchs Scheitan (Satan) unter dem Sattel reitbar zu machen. Umsonst! Auch für Pückler umsonst, der viel besser ritt als ich. Der stolze Scheitan erduldete keinen Sattel und machte auch den zähen Pückler todesmatt durch immerwährendes Durchgehen. Sobald man ihm den Sattel abnahm und blos die Decke aufschnallte, konnte ihn jedes Kind reiten. Die Decke schien ihm constitutionelle Behandlung zu sein, der Sattel despotische. Ein anderer Fuchs vertrug das rauhe Klima der Lausitz nicht, welches allerdings abstechen mag vom arabischen; er wurde lungenkrank. Täglich besuchten wir den armen Kerl auf seiner Wiese; wie um Hilfe flehend sah er uns an mit dem großen arabischen Auge, und Pückler, sonst nicht im Mindesten sentimental, weinte fast bei seinem Anblicke. Er liebte seine Thiere wie seine Kinder.

Wie nahe dem Araber sein Roß am Herzen läge, bewies er gern durch folgenden Vorgang: Am Eingange der Wüste begegnet er einst einem Scheik, der ein wunderschönes Roß reitet, und bietet ihm einen hohen Preis für dasselbe. Der Scheik schüttelt den Kopf. Pückler verdoppelt den Preis — der Scheik schüttelt den Kopf. Pückler verdoppelt den doppelten Preis, das Angebot ist über alles herkömmliche Maß hinaus — der Scheik schüttelt den Kopf nicht mehr, sein Antlitz geräth in convulsivische Bewegung, es entsteht eine Pause. Man sieht, daß der Scheik einen solchen Preis nicht zurückweisen kann. Plötzlich aber haut er seinem Rosse die Stacheln der Steigbügel in die Weichen und jagt von dannen auf Nimmerwiederkehr. Die Liebe zu seinem

Rosse hat über die höchste Versuchung gesiegt; er reißt wenigstens aus, um der Versuchung nicht zu unterliegen.

Mit dem Koch wird der Speisezettel vereinbart; das Mahl überließ Pückler nie dem Zufall. Außerhalb des Hauses aber, wenn die Umstände Enthaltsamkeit heischten, nahm er lachend mit der dürftigsten Nahrung vorlieb.

Dann ging er an's Schreiben. Er schrieb seine Reisen, er schrieb Briefe. Abschnitte seiner Reisebeschreibung las er uns wohl des Abends vor, wenn die Fürstin da war. Er las sehr gut, weil sehr einfach und natürlich, und weil er ein reines, gutes Deutsch sprach. Er las auch poetische Sachen recht gut vor, „Faust" zum Beispiel, den er über Alles verehrte. „Bemerken Sie," schaltete die Fürstin ein bei einer Pause, „wie überzeugt er den Mephisto liest? Er ist selbst ein Mephisto." Er lachte zu der Bemerkung und widersprach nicht. Für den Vortrag neuer Poesien oder anderer geistvoller Bücher war er stets empfänglich; es war ihm nicht leicht etwas zu beschwerlich des schwierigen Inhaltes wegen, seine geistigen Organe waren immer offen, immer bereit. Er hörte auch gut zu, was Vorleser nicht immer können.

Seine Briefe schrieb er alle auf durchschlagendes Papier, so daß er immer Copien behielt. Ich beobachtete dies damals nicht — vor drei Uhr sah ich ihn auch selten — und so wurde es mir eine schreckhafte Ueberraschung, als Anno 1875 plötzlich unser langdauernder Briefwechsel gedruckt erschien. Wozu? Um des Himmels willen wozu? Ich hatte keinen seiner Briefe aufgehoben, das heillose durchschlagende Papier also hatte diese unnütze Erhaltung möglich gemacht.

Gegen Drei gewöhnlich kam er an die Luft, und wir stiegen zu Pferde. Seine tägliche Arbeit begann: es wurde Park gemacht. Wir ritten an die Endpunkte des bereits fertigen, wohl eine Meile umfänglichen Parks, und da ordnete er an, was neu angelegt werden sollte. Der Garteninspector und Arbeiter mit Stäben standen schon bereit, die Anordnungen zu bezeichnen. Die Stäbe nämlich wurden so eingesteckt, wie die Gruppen und Schrub-

der angelegt werden sollten. Er hatte an seiner Reitgerte ein kleines Fernglas, durch welches er die Gegend weithin beherrschte.

Der fertige Park hatte Gegend gemacht, und dies war sein Ziel bei der Parkschöpfung. Ein rascher Fluß, die Neisse, welcher durch sandiges, glücklicherweise ein wenig hügeliges Land fließt, war der Mittelpunkt dieser Landschaft. Eine Anzahl alter Eichen war eine Grundlage geworden. Es ist wendisches Land, dieser Theil der Lausitz, und die Landleute sprechen jetzt noch alle wendisch. Ihrer Nationalsitte entstammten diese alten Eichen: jedes Brautpaar hat seit Jahrhunderten ein paar junge Eichenschößlinge in den magern Boden gepflanzt, und die waren großentheils gediehen und waren mächtige Bäume geworden. Diese wendische Erbschaft war sein Anhaltspunkt gewesen.

Der Zielpunkt waren die Wälder, welche, etwa eine Stunde entfernt von Muskau, das dürftige Land rings umsäumen. Sie boten einen gesättigten Horizont, und bis zu ihnen sollte der Park ausgedehnt werden.

Schloß und Städtchen Muskau liegt in der Mitte unten an der Neisse. Gegen Norden sind die Erdhügel etwas höher, und von ihnen aus sieht man über die Wälder hinweg die Berge der Oberlausitz, welche jenseits Bautzen zur sächsischen Schweiz aufsteigen. Dies gibt eine ganze Gegend von mannigfaltigem und vollständigem Naturreize, indem das ursprünglich dürftige, kümmerliche Land verdeckt und verwandelt ist, und diesem Ziele galt die künstlerische Arbeit seines Lebens, für welche er wohl dreißig Jahre lang all seine Einkünfte hingegeben hat.

Diese Einkünfte waren nicht eben groß, obwohl die Herrschaft Muskau neun Quadratmeilen umfaßte. Auf diesem weiten Umfange gab es aber eigentlich nur Kiefern- und Fichtenwald, und das Holz hatte geringen Werth.

Hierin lag die Ursache, welche Pückler zum Verkaufe der Herrschaft drängte. Er richtete sich ökonomisch zu Grunde mit seinem Parkmachen. Umsonst wurde alljährlich ein Maximum

angesetzt für Anlagen und Ausgaben; der künstlerische Drang des Schaffens ging alljährlich darüber hinaus.

Ist es denn aber, rufen die Gegner, mit dem künstlerischen Drange vereinbar, daß er sein Werk verlassen und allenfalls preisgeben konnte? O ja. Wenigstens bei ihm. Der Künstler will ja überhaupt nicht sammeln, er will schaffen. Behält der Maler sein Bild, der Bildhauer seine Statue? Pückler sagte: Das Wesentliche ist hier in Muskau erreicht, und ich werde in dankbarer Gegend eine andere Parkschöpfung beginnen, welche weniger kostet und rascher lohnt.

Das Wesentliche? Darin hatte er ganz Recht. Sein Park athmete künstlerischen Segen aus. Wie oft und wie tief hat er mich erquickt! Wie oft auf den Gedanken gebracht, ob nicht solch künstlerisch geschaffene Landschaft wohlthuender einwirkt auf unsere Seele, als die freie Natur, auch wo sie schön ist! Die Kraft des Menschengeistes überkommt uns, welcher Harmonie schafft, die Macht der Kunst, welche veredelt und erhebt; sie wirken auf uns aus der gemachten Landschaft. Was aus dem Menschenwesen stammt, übt am sichersten und am wohlthätigsten Eindruck auf den Menschen.

Pückler war sich dieser seiner Landschaftskunst vollständig bewußt. Wenn wir langsam durch den Park ritten, antwortete er auf meine Fragen nach seiner Theorie ganz bestimmt. Darum und darum — wies er mir nach — wirkt diese Partie wohlthätig auf Sie. Er hatte sich reichlich Gesetze erfunden, er war nicht Dilettant.

Eines Nachmittags unterbrach er ein solches Gespräch plötzlich und sagte: „Geben Sie Acht, Doctor, sonst kommen wir zu Schaden! Man hat Ihnen den Karagus gesattelt, wie ich sehe, und der fängt leicht Händel an mit meinem Araber Schamm. Die Hengste springen sich dann auf den Hals und kümmern sich nicht darum, daß wir Reiter dazwischen sitzen."

Karagus nämlich war ein schwarzer türkischer Hengst — die Araber züchten aus Aberglauben gar nicht schwarze Pferde —

und Pückler behauptete, es herrsche, wie zwischen Türken und Arabern, auch zwischen türkischen und arabischen Pferden ein Nationalhaß.

Ich lachte, und wir vergaßen die Bemerkung. Es handelte sich heute just um eine sehr fragliche Anlage, welche weite Consequenzen nach sich zog, wenn sie ganz durchgeführt sein sollte. „Das wird ein Heidengeld kosten!“ sagte der Fürst, als wir auf der Höhe hielten und er seine Reitgerte mit dem Glase vor's Auge nahm. „Sehen Sie nur, wie weit das da rechts hinüberführt!“

Keiner von uns gab Acht auf sein Roß, und unter wildem Geschrei sprang plötzlich mein Karagus auf seinen Schamm, der sich, ebenso schreiend, mit Zahn und Vorderhufen vertheidigte. Wir steckten in grimmiger Umarmung. „Reißen Sie, Doctor, reißen Sie rückwärts!“ — Ich riß aus Leibeskräften so wie er, und im nächsten Augenblicke hatten sich beide Pferde rückwärts überschlagen, und Jeder von uns lag unter dem seinigen.

Mein schwarzer Türke raffte sich rasch in die Höhe und stützte dabei einen seiner schwarzen Hinterfüße auf mein Fußblatt. Da er indessen orientalisch beschlagen war, das heißt mit einer geschlossenen eisernen Null ohne Spitzen, und da der Boden weich war, so kam mein Fuß unbeschädigt davon. Auch Pückler, obwohl schon an die Sechzig, kam mit seinem noch ganz elastischen Körper heil in die Höhe und lachte. „Accidents“, wie er es nannte, waren ihm eigentlich immer willkommen. Sein Naturell war sehr muthig, sein Sinn abenteuerlich. Als wir beim Weiterreiten an einen steilen Abhang kamen, an welchem nur schmale Holzblöcke einen Treppenpfad hinunter bildeten für den Fußgänger, da hielt er still und sagte: „Dies kürzt uns den Weg ab; wollen wir da hinunter?“ — „Auf den Pferden?“ — „Natürlich.“ — „Ja, auf Ihre größere Gefahr, da Sie vorausreiten als Respectsperson. Wenn ich mit meinem Pferde stürze, so nehm' ich Sie mit!“ Er nickte und ritt voraus. Die orientalischen Rosse krochen wie die Gemsen, und wir kamen glücklich unten an.

„So lange es irgend angeht" — sagte er unten — „muß man immer gelegentlich prüfen, ob die Lebenskräfte alle noch in leidlicher Ordnung sind. Sagen sie Ja! so hat man ein angenehmes Zeugniß, daß man frisch weiterleben kann."

Und doch war er just damals so tief betrübt, wie ich ihn nie wieder gesehen: Machbuba war ihm gestorben. Dies war ein junges nubisches Mädchen, welches er vom obern Nil mitgebracht. Zum Entsetzen der Fürstin bekundete er für dies braune Mädchen eine tief zärtliche Neigung. Das Mädchen selbst war ihm zugethan mit Leib und Seele — ein Liebesverhältniß orientalischer Art, für unsere deutsche Art höchst verwunderlich. Man dachte an eine Sklavin, welche dem Herrn absolut zu eigen ist, und doch, wenn ich ihn herzlich traurig über das Mädchen sprechen hörte, da erhielt das Verhältniß einen ganz andern Charakter. Sie war dann ein reizend begabtes Geschöpf von innigstem Gefühl, von feiner Seele, ihm geweiht und ergeben mit Allem, was sie besaß, bereit zu jedem Opfer für ihn, auch zum Opfer des Lebens. Und das Klima forderte gerade dieses Opfer. „Sie hat es gewußt" — schluchzte er — „und verbarg mir sorgfältig die Todesgefahr, täuschte mich lächelnd und — war plötzlich ausgelöscht."

Es ist wohl begreiflich, daß solch schrankenloser Besitz eines menschlichen Wesens, welches ihm herzlich angenehm, eine außerordentliche Genugthuung für ihn war, und daß der Verlust desselben ihm ein untröstlicher Schmerz sein mußte. Dessen machte er auch gar kein Hehl, und darüber machte ihn auch nichts irre. Mit Verachtung wies er jede Rücksicht auf Convenienz zurück, mit vollster Hingebung sprach er zu Jedermann, auch zum Pastor des Ortes, von seiner Machbuba, und er gab sich nicht einmal die Mühe, zu erklären, daß ihm jede gesellschaftliche oder kirchliche Convention unbeschreiblich gleichgiltig wäre. Es verstand sich ihm das von selbst.

Und das war derselbe Mann, welcher sonst die gesellschaftlichen Bräuche, Schranken und Vorrechte seiner bevorzugten Lebensstellung innehielt wie eine fraglose Sache.

Bräuche, Schranken, Vorrechte, ja, darin war er Aristokrat. Aber er war es durchaus nicht im gewöhnlichen Sinne. Das Meiste davon war Angewöhnung, war Bestandtheil der Staatsgesellschaft, die er für nöthig hielt. Die Möglichkeit einer Gleichheit, welche alle Unterschiede zu verwischen habe, war ihm eine Chimäre. „Sehen Sie doch die Thiere an“ — rief er — „und behaupten sie dann noch, daß es nicht bessere und schlechtere Racen gebe! Warum schickt man denn aus dem fernen Ostpreußen Stuten hieher zu meinen arabischen Hengsten? Um mit höherer Race zu züchten.“ — So werde sich immer eine Aristokratie entwickeln und behaupten in jeder Staatsgesellschaft, denn die Begabteren werden die Aristokratie bilden, und durch höhere Begabung werden sie sich Herrscherplätze sichern. Sei bei uns die herkömmliche Aristokratie, sei unser Erbadel abgeschwächt, dann werde er von selbst dem stärker begabten Emporkömmling Platz machen müssen. Das verhindern zu wollen sei albern. Die durch größere Kraft Emporkommenden bewiesen ja durch ihre Kraft eine gute Abstammung, und die Racen wechselten eben auch wie Alles unter der Sonne.

Pückler war also, wird man vielleicht sagen, ein demokratischer Aristokrat, und das wird wohl ziemlich richtig sein. Sein Lehrsatz lautete ungefähr: Man soll von der natürlichen Wahrheit ausgehen und dabei das historisch Gewordene respectiren, soweit es sich vernünftig erhalten hat, jedoch den Wechsel begünstigen bei alle Dem, was sich als überlebt darstellt.

2.

In der Religionsfrage war Pückler völlig frei und über die Maßen wißbegierig. Jede Form der Religion, auch wenn sie ihm unbegreiflich, achtete er wie fremdes Eigenthum, und zwar

wie kostbares Eigenthum. Die Eigenthümlichkeit einer jeden Religion beschäftigte ihn stets, und jedes Debattiren darüber war ihm willkommen. Neue Bildungen, wie damals der St. Simonismus, waren ihm höchst interessant, und er war für das Debattiren derselben ausgerüstet mit den Sprüchen, Lehren, Resultaten der fernsten Buddhisten, der einsamsten Wechabiten, der spitzfindigsten Talmudisten, der ruhigsten Moslems. David Strauß bei sich zu sehen, war ihm ein lebhafter Wunsch, den er auch zu erfüllen trachtete. Solche Gespräche waren ihm nach Tisch ein Labsal, wie überhaupt Gespräche über die Geheimnisse der Natur.

Das steigerte sich, wenn die Fürstin nicht da war, und die Tagesordnung von ihm allein abhing. Unsere Dinerstunde war dann oft auf zehn Uhr Abends hinausgerückt, und um Mitternacht war das Gespräch über die Mysterien der Menschheit am sichersten im Gange. In der Geisterstunde! Das Wort brauchte nur ausgesprochen zu werden, da öffneten sich die Schleusen seiner Fragen und Bemerkungen.

In einer Nacht besonders. Als passionirter Jäger wohnte ich oft draußen im tiefsten Walde, in einem verfallenen Jagdschlößchen, Jagdhaus geheißen, auf Hirsche pirschend und Bücher schreibend. Dort in der Einsamkeit war mir vom alten Jäger ein erstaunlicher Antrag gemacht worden.

Nächsten Tages war ich nach Muskau gefahren, und des Nachts nach dem Diner erzählte ich dem Fürsten diesen Antrag. Das war was für seinen Sinn! — Der alte Jäger hatte zu mir gesagt: er kenne einen Geisterbeschwörer. — „Ah?!" — Den habe er gestern im Walde angetroffen und mit der Frage aufgezogen: ob die Geister noch kämen, wenn er sie riefe. — „Allerdings!" habe der Mann gesagt, „wenn der Ort einsam und ganz ungestört wäre." — „Im Jagdhause vielleicht?" — „Ja," das sei geeignet. — „Ob er hinkommen und Geister citiren wolle?" — „Warum nicht! Wenn ich bezahlt werde." — „Wie hoch?" — „Zehn Thaler." — Die habe ihm der alte Jäger zugesagt, darauf rechnend, daß ich darauf eingehen und das Geld zahlen

würde. Der nächste Freitag sei bestimmt worden zur Execution. Nachts um Elf werde der Beschwörer eintreffen; denn zwischen Elf und Zwölf sei die Geisterstunde, nicht zwischen Zwölf und Eins, wie man gemeinhin glaube. Die Geister erschienen in Gestalt von Nebeln, welche langsam eine gewisse Gestaltung annehmen. „Morgen ist dieser Freitag — wollen Durchlaucht hinauskommen?"

„Prächtig! Prächtig! Morgen darf ich noch nicht aus dem Zimmer; ich bin unwohl, aber über acht Tage komme ich. Morgen lassen Sie sich die Geister vorführen und bestellen den Zauberer für den nächsten Freitag nochmals."

So sollte es geschehen; und dabei muß ich ein klägliches Geständniß machen: Als ich Freitag Abends allein dasaß im ruinenhaften Jagdschlößchen, welches eine Meile weit ringsum von hohem, düsterem Schwarzwalde umgeben ist, eine Meile weit von jeder menschlichen Wohnung, und des Geisterbeschwörers gewärtig war — da kam ein Zustand über mich, welcher einfach und ehrlich Furcht genannt werden muß.

Es war stockfinster geworden, und die nahestehende himmelhohe Fichte klopfte, vom Winde geweht, leise und unheimlich an mein Fenster. Ich sah jetzt schon die verheißenen Nebel, in welchen Geister steckten, vor mir aufsteigen, und ein elementarischer Schauer schüttelte mich. Das wurde ärger und ärger, je näher die elfte Stunde rückte.

„Es hat Jeder seinen Hundsfott im Leibe"; auch vor Geistern, und wie vor anderer Gefahr ruft man eben allen moralischen Stolz zu Hilfe, um anständig Stand zu halten. Dieser Stolz ist ja doch immerhin etwas der Rede Werthes, ja, aber ich brauchte ihn auch ganz und gar, um nicht zum alten Jäger in's Nebenhaus hinüber zu laufen und ihm zu sagen: „Schicken Sie den Teufelsbeschwörer mit den zehn Thalern unverrichteter Sache fort!"

Ich that's nicht, sondern fürchtete mich weiter vor einer Welt, an die ich nicht glaubte, für die aber Shakespeare, ein weiser

Mann, immer wieder eintrat mit Hamlet's Worten: „Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt."

So wurde es dreiviertel auf Elf; Todtenstille umgab mich, nur zuweilen schreckhaft genug unterbrochen von dem Geräusche des Fichtenzweiges, der an's Fenster tippte — da klopfte es an meine Thür. — Also frisch! Hundsfott, schweig! und herzhaft rief ich: „Herein —!"

Es war der alte Jäger, welcher in einem niedrigen Wirthschaftshause wohnte, dreißig Schritte abliegend vom verfallenen Jagdschlößchen. Er sagte nichts, sondern hielt mir eine große tombackene Taschenuhr vor Augen. Sie zeigte elf Uhr. — „Der Kerl kommt nicht," sagte er endlich. — Wir warteten noch eine Zeitlang, ich mit ziemlicher Erleichterung, besonders da mir der alte, wetterharte Jäger erklärte, er möchte nicht dabei sein, denn vor Geistern fürchte er sich.

Auch der! — „Der Kerl kommt nicht," wiederholte er nach langer Pause mit Hohn — und er kam wirklich nicht. Ich hatte mich ganz ohne Noth vor mir selbst blamirt.

In den nächsten Tagen ging der Jäger auf die Suche aus — der Geisterbeschwörer war aus der Gegend verschwunden.

„Wie schade!" rief Pückler, als ich nach Muskau hineinkam und ihm berichtete. Ich berichtete ihm auch von meiner Furcht und fragte ihn, wie er sich zu solcher Action verhalten möchte. — „Gerade so wie Sie!" antwortete er ruhig.

Der elementarische Schauer vor einer Geisterwelt liegt wohl in jedem Menschen, und es wird darin nichts geändert, daß die Dichter so kurzweg umspringen mit ihren Geistererscheinungen und ihre menschlichen Helden dabei so tapfer sein lassen, als wären diese gewohnt, „mit Geistern zur Nacht zu speisen".

Ich kam während der Vierziger-Jahre fast immer zur Frühjahrs- oder Sommerszeit nach Muskau und wohnte zumeist draußen im Jagdhause. Im Frühjahre zur Auerhahnbalz, im Sommer zum Pirschgange auf Hirsch und Reh. Es ist ein

vielen Jägern eingeprägter Irrthum, daß der Auerhahn nur im Gebirgslande sich aufhalte; er ist ebenso im ebenen Lande zu Hause, wenn der Forst groß ist und einsam. Pückler, obwohl sonst ein hervorragender Sportsmann und namentlich ein guter Pistolenschütze, war gar nicht Jäger; dies Interesse war ihm völlig verschlossen. Vielleicht lag das im französischen Blute, welches ihm seine Mutter vererbt hatte. Die Jagdpassion ist im germanischen Blute reichlicher vorhanden. Man muß nur unterscheiden zwischen stiller Jagd und lauter Jagd. Die laute Jagd, die Parforcejagd zum Beispiel, welche bei den französischen Königen und Seigneurs hoch im Schwange war, gehört nicht zu dem intimen Begriffe, welcher uns Jagd bedeutet; sie ist ein Decorationsstück. Ihr Gegenstück ist unser einsamer Pirschgang. In ihm beruhte mein Reiz in den Pückler'schen Wäldern — ein Reiz, den Pückler nie begreifen konnte.

Nur zuweilen kam er hinaus in den urwaldartigen Forst, welcher das Jagdhaus stundenweit umgab; aber er kam nie der Jagd wegen, sondern weil er einen kleinen Park um das verfallene Schlößchen anlegte und weil er vorhatte, dies Schlößchen wieder aufzubauen. Es besaß nur noch ein paar bewohnbare Zimmer, aber in seiner Nähe stand eine hundertjährige Fichte, ein Prachtbaum, den er zuweilen sehen wollte und der ihn immer entzückte. Bis an die Fenster lief eine Wiese, auf welcher früh Morgens oder spät Abends Rehe erschienen. Solch Idyll unterhielt ihn ein paar Stunden lang; er kam aber nie, wenn Jagdgesellschaft da war. Er lud sie niemals ein, auch nicht im Frühjahre zur Auerhahnbalz. Sie meldete sich aber selbst, und dann war er höflich und übertrug mir, die Honneurs des Hauses zu machen.

Solche Jägergesellschaft war gar nicht nach seinem Geschmack; er war überhaupt im gewöhnlichen Sinne des Wortes nicht gerade gesellig. Allenfalls wohl, um zu prahlen, das heißt sich im graziösen Style zu zeigen und vornehmen Geist witzig zu entwickeln, kurz, um die Eitelkeit mit Backwerk abzuspeisen. Im Grunde zog er es vor, in kleinem Kreise behaglich rauchend

Gespräche zu führen, welche sich um ernste oder absonderliche Dinge bewegten.

Sich selbst kennen zu lernen, war ihm äußerst wichtig. Wie oft hat er mich aufgefordert, seine Charakteristik zu schreiben und dabei kein Blatt vor den Mund zu nehmen, will sagen, ihn nicht im Mindesten zu schonen. Ich versprach es regelmäßig und hütete mich stets, das Versprechen zu erfüllen. Grundsätzlich sind wir leicht von unbefangener Größe, was das fremde Urtheil über uns selbst betrifft, thatsächlich hingegen werden wir recht klein, wenn uns die nackte Wahrheit über uns vor Augen kommt.

Ich machte einen Versuch mit ihm: Unter den Büchern, welche ich im Jagdhause schrieb, war ein Roman: „Gräfin Chateaubriant", und in diesem Romane die Schilderung Franz des Ersten, des Königs von Frankreich. Dieser Franz hat, wie er mir erscheint, sehr viel Aehnlichkeit mit Pückler, äußerlich und innerlich. Ich nahm also Pückler zum Modell. Er sagte mir denn auch zu wiederholten Malen, daß er sehr neugierig wäre auf dieses Buch, weil man ihm oft Aehnlichkeit zugeschrieben hätte mit diesem Könige Franz. Dazu schwieg ich, schickte ihm aber später von Leipzig aus den Roman.

Er hat mir nie ein Wort darüber gesagt: das Porträt hatte ihm offenbar gründlich mißfallen.

Schwerlich blos wegen der Herzlosigkeit des Königs, welche man auch ihm nachzusagen pflegte. Nicht ganz mit Recht. Pückler war allerdings nicht sentimental, aber er war keineswegs herzlos, wenn auch oft nur der Ehrenpunkt die Ursache herzlicher Handlung bei ihm war. Sein Verhältniß zur Fürstin, seiner Frau, zum Beispiele ist ein Beweis treuer und aufopfernder Hingebung. Sie war eine Tochter des preußischen Staatskanzlers Hardenberg, welcher nach den Befreiungskriegen wohl fünf Jahre lang der bestimmende Mann in Preußen war. Um diese Zeit heiratete sie Pückler, gewiß zum Theile politischer Vortheile halber, wenn er auch die noch schöne und geistvolle Dame, eine geschiedene Reichsgräfin Pappenheim, liebenswürdig fand. Sie war

zehn Jahre älter als er und hat ihm kein Kind geboren. Bekanntlich machte sie ihm später, da Muskau wenig eintrug, mit seinen Parkkosten aber viel verschlang, den großmüthigen Vorschlag: er möge sich von ihr trennen und in England eine reiche Frau suchen. Dieser Vorschlag entsprang dem edelsten Herzen, denn sie liebte ihn außerordentlich. Daß er ihn nach einigem Zögern doch annahm, zeigt deutlich, wie leidenschaftslos er sich zu ihr verhielt. Er ging nach England, schrieb von dort die „Briefe eines Verstorbenen" an sie, kehrte ohne neue Frau zu ihr zurück und sagte: „Nun, Lucie, können wir uns wieder heiraten!" — Das lehnte sie als nahezu lächerlich ab, bemerkte aber, daß sie neben einander fortleben könnten, als ob jene Scheidung nie eingetreten wäre. So geschah's denn auch, und ihre Eifersucht hat ihn hundertmal gequält. Am empfindlichsten bei Gelegenheit der Machbuba. Beide Theile hatten da Recht. Sie sah, daß dies fremde Geschöpf wirklich seine ganze Neigung besaß, er empfand peinlich, daß seine alte Freundin ihm eine wahre Lebensfreude nicht gönnte. Und so fand er sie bei tausend Gelegenheiten egoistisch, verlangsam, ihn hemmend, ihn schwer beeinträchtigend. Dennoch gab er immer nach — aus Güte. Den Verkauf von Muskau, den er so sehnlich und aus so guten Gründen wünschte, hat er mehrmals mit den günstigsten Bedingungen bis zum Abschluß vorbereitet gehabt, und er hat ihn mehrmals ihretwegen aufgegeben — aus Güte für sie. Und als er ihn endlich doch abgeschlossen, da hat er bitterlichst gelitten von ihren Klagen und Vorwürfen, und hat diese Klagen und Vorwürfe geduldig ertragen — aus Güte für sie.

Er zog sich dann auf sein kleines Majoratsgut Branitz bei Cottbus zurück und machte auch da wieder Park.

Ueber seine Schriftstellerei sprach er immer sehr bescheiden, sich darin für einen Dilettanten ausgebend, welcher unverdientes Glück fände.

Er hatte wohl eigentlich Recht mit diesem Ausdrucke „Dilettant". Er besaß nicht die Gabe eines Schriftstellers, welcher erfindet und seine Erfindungen als Kunstwerk aufbaut; auch

nicht die eines Schriftstellers, welcher ein erwähltes Thema so beherrscht und darstellt, daß es eine maßgebende Form in seiner Darstellung findet. Sein zweites Buch: „Tutti frutti“ zeigte, daß er in maßgebender Schriftstellerei nur „dilettire“. Er konnte in Wahrheit nur beschreiben, und weil er ein interessanter Mensch war, gerieth seine Beschreibung meist — nicht immer! — interessant. Aber die Form auch seiner Beschreibungen war ungleich. Zuweilen klar und anschaulich, zuweilen überhäuft und dadurch undeutlich. Reiz erhielten sie dadurch, daß sie wahrhaftig erschienen, also frei von Uebertreibung, und daß ein frischer, kühner Mensch sichtbar wurde in den Zwischenbemerkungen. Im Grunde war er ein Modeschriftsteller. Er kam in die Mode durch den in Deutschland ungewöhnlichen Freimuth eines vornehmen Mannes, welcher sich lächelnd dem öffentlichen Urtheile aussetzte, welcher ungewöhnlich viel gesehen hatte und welcher in gewissen Dingen, namentlich in Naturauffassung und Landschaftsbildung, einen eigenen, fest und fein gebildeten Geschmack besaß.

Er selbst war nur eine Zeitlang warm bei seiner Schriftstellerei: nach dem Erfolge der „Briefe eines Verstorbenen“, und als er in den Orient reiste. Die Wärme verließ ihn, die Flügel sanken ihm, als er Buch auf Buch schreiben sollte und sich ehrlich eingestehen mußte: Du bist doch kein eigentlicher Schriftsteller! Die Arbeit des Buchschreibens wurde ihm lästig, das Leben interessirte ihn weit mehr als das Beschreiben des Lebens, und wenn der Buchhändler Hallberger in Stuttgart ihm nicht so fabelhaft hohes Honorar geboten hätte, er würde nach seiner Heimkehr aus dem Oriente höchstens noch einen Band geschrieben haben. „Indeß“ — sagte er — „ich bin nicht reich genug, um solche Honorare gering zu schätzen!“

Trotz alledem sind seine Orientbücher werthvoll: ein unbestechliches Auge und unbestechliche Wahrheitsliebe haben unter allen Umständen dauernden Werth.

War denn aber Pückler wirklich unbestechlich? Hatte ihn zum Beispiele die königliche Gastfreiheit Mehemed Ali's nicht bestochen? Hat er deshalb nicht viel zu viel Preis ausgeschüttet

über diesen Vicekönig Egyptens? Nein. Aus all' seinen mündlichen Aeußerungen ist mir klar hervorgegangen, daß er — allerdings mit großer Höflichkeit — aber mit voller Ueberzeugung Mehemed Ali gepriesen hat.

Er hat ja auch Recht behalten. Wenn auch nicht alle weitgehenden Pläne Mehemed Ali's gelungen sind, der Aufschwung Egyptens, welchen er betrieben, ist ja doch gelungen. Egypten ist das einzige mahomedanische Reich, welches lebendig und fortstrebend verblieben ist, und welches sich ausbreitet, wie jetzt in der ruhigen, kaum bemerkten Eroberung Nubiens, während alle anderen mahomedanischen Reiche zusammenschrumpfen und verfallen. Für Politik hat Pückler überhaupt einen großen Blick. Ein Mann, welcher Landschaften schafft, welcher einen großen Besitz regiert, welcher mit den verschiedenartigsten Menschen, die Höchstgestellten eingeschlossen, ein langes Leben hindurch offenen Auges verkehrt und welcher einen guten Verstand hat, ein solcher Mann ist nicht leicht trügerischen Illusionen ausgesetzt, der sieht am Ende doch die Dinge, wie sie sind. Und das ist eine Grundbedingung, wenn man politisirt. So war er ganz frei von Parteistimmen: liberal oder nicht, aristokratisch oder nicht, demokratisch oder nicht, legitimistisch oder nicht, das Alles bestimmte seine Meinung nicht im Mindesten. Lebensfähig oder nicht? das war seine Frage.

Deshalb war das Politisiren mit ihm höchst eigenthümlich und anregend. Zuletzt, wenn die Dinge thatsächlich wurden und die Nothwendigkeit des Mitthuns an ihn herantrat, dann entschloß er sich immer ohneweiters für das Einfache, für das Zunächstliegende, für das Vaterländische, obwohl sonst der Patriotismus bei ihm keine tägliche Rolle spielte. Er war ein Achtziger, der kaum noch zu Pferde steigen konnte, als der französisch-deutsche Krieg 1870 ausbrach, und doch meldete er sich beim Könige Wilhelm von Preußen sofort und bat um Zulassung im Kriegsgefolge. Und doch war er dem französischen Wesen recht zugeneigt und doch war Napoleon III. sein persönlicher Bekannter, den er ganz gerne mochte.

Anno 1867 traf ich Pückler unerwartet in Paris, und seine ersten Worte waren: „Sagen Sie keinem Menschen, daß ich hier bin, damit es der Kaiser nicht erfährt, dem ich diesmal nicht aufwarten will, obwohl er immer äußerst liebenswürdig für mich ist und ich in ihm den Sohn des holländischen Admirals immer mit Antheil spreche." — Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich zum ersten Male, daß die Vaterschaft des Admirals Verhulst zweifellos wäre.

Trotz seiner Fähigkeit in Politik hatte er nie den Ehrgeiz, ein wichtiges politisches Amt zu übernehmen. Dafür hielt er sich nicht geeignet. Der bureaukratische Dienst war ihm zuwider; er war eine Künstlernatur.

In seiner Jugend gehörte Muskau zu Sachsen; er ist als sächsischer Junker aufgewachsen, ist sächsischer Reiterofficier gewesen und ist einmal — zur Unterhaltung — von der Elbbrücke in Dresden mit seinem Rosse hinabgesprengt in die Elbe. Daher kam es wohl, daß er nie ein enragirter Preuße war. Auch war sein Verkehr mit dem Berliner Königshofe nie von sonderlicher Ausgiebigkeit für ihn. Zu Friedrich Wilhelm III. paßte sein ungewöhnliches Wesen gar nicht, und Friedrich Wilhelm IV., ein doctrinärer Geist, war auch nicht für den Libertiner Pückler eingenommen. Dieser des Wortes sehr mächtige König bedachte ihn gern mit Stachelreden, und Pückler erwiderte stachlig — nach Maßgabe eines vornehmen Unterthans.

Man erzählt, daß dieser König noch als Kronprinz einmal in Muskau gewesen sei und bei Betrachtung des alten Schlosses, des jetzigen Amtshauses, welches einen in Stein gemeißelten Adler über der Pforte zeigt, ärgerlich gefragt habe: „Seit wann führen denn die Pückler einen Adler im Wappen?"

Pückler habe darauf geantwortet: „Ungefähr seit die Hohenzollern ihn führen."

Nur dem Prinzen Wilhelm, dem jetzigen Kaiser, war Pückler sehr anhänglich. Dieser hatte ihm stets eine freundliche Aufmerksamkeit erwiesen.

In Betreff des „Adlers“ könnte man meinen, Pückler habe den aristokratischen Tic besessen und gepflegt. Das war nicht der Fall. Er war über solche Adelsherrlichkeit ziemlich unbefangen, und wenn er gelegentlich erzählte, daß die Pückler uralt wären und schon im Nibelungenlied figurirten, so erzählte er dies lachend. Rüdiger v. Pechlaren nämlich sei ein Ahnherr der Pückler. Aus Pechlaren sei Pöcklarn, dann Pücklarn und endlich Pückler geworden.

Mein Verkehr mit ihm brach ab, als ich Ende 1849 nach Wien übersiedelte. Ich habe ihn dann nur noch ein einziges Mal in seinem neuen Parkorte Branitz, er hat mich nur noch einmal in Wien besucht — ein gerade einherschreitender Siebziger, welcher eine junge, schöne Nichte zur Begleitung hatte und neben ihr mit unerschütterlicher Höflichkeit den galanten Cavalier spielte, wie in jungen Jahren, welcher im Burgtheater mit vollem Antheile dem Schauspiele zusah und welcher Lebenspläne entwickelte wie ein unsterbliches Wesen. Sein Geldbesitz war erheblich geschmälert worden durch die Katastrophen von 1848, und er mußte viel sparsamer leben. Aber das hatte nicht den geringsten Einfluß auf seine Stimmung. Er sagte mit heiterer Salbung: „Der Herr hat’s gegeben, der Herr hat’s genommen; strecken wir uns nach der Decke!“ Wie gesagt, er besaß die volle Fähigkeit, auch in ganz dürftigen Verhältnissen glücklich zu leben; er war ein tüchtiger Mensch und ein Lebenskünstler.

Wenn man von seinem nahen Tode sprach, als er schon hoch im Alter vorgerückt war, da pflegte er zu lachen und auszurufen: „Wer weiß!“ Fragte man: „Was heißt wer weiß?“ da erzählte er lustig die Anekdote von Röderer und Talleyrand, die Beide in hohem Alter waren und denen ein ungezogener Mensch im Streite eingewendet, daß sie doch auch einmal sterben müßten. Darauf hat Röderer erwidert: „Wer weiß!“

Im Parke von Branitz hatte er sich eine Pyramide von Erdziegeln aufgebaut, und darin ein Gewölbe. Ringsum war Wasser. In dies Gewölbe wollte er begraben sein. „Es ist ganz

behaglich da d'rin, Doctor!" — sagte er zu mir — „kommen Sie!" Und er führte mich hinein und sprach: „Wenn ich hier aufgebraucht liege und zerstäube, dann werden Sie mich der Welt beschreiben, so freundlich wie möglich, aber auch so wahr wie möglich. Wir nützen der Welt nur durch Wahrheit. Nicht wahr?"

Ohne eigentliche Krankheit, nur durch Altersschwäche genöthigt, hat er zuletzt im Bett verbleiben müssen und ist endlich eingeschlafen, um nicht wieder zu erwachen, wie wir glauben.

Er glaubte darüber nichts vollständig. Alle ersinnlichen Vorstellungen über unseren Zustand nach dem leiblichen Tode besprach er mit Vorliebe, aber zu entscheiden wußte er sich für keine. „Gott ist groß," sagte er, „er wird uns überraschen."

3.

Leipzig wurde in den Vierzigerjahren ein Mittelpunkt schriftstellernder Liberaler, in der Mehrzahl Emigranten aus Oesterreich. Namentlich Kuranda, Moriz Hartmann, Kaufmann, Nordmann, Kolisch, Alfred Meißner. Auch Messenhauser, der später als Commandant von Wien erschossen wurde, war eine kurze Zeit da. Die Polizei war nachsichtig und ließ eine Art Freihafen entstehen.

Diese Emigranten sind ziemlich alle tüchtige Männer geworden, welche in der öffentlichen Welt talentvoll gewirkt und Anerkennung gefunden haben.

Kuranda ist nach der Umwandlung Oesterreichs als langjähriger Redacteur der von ihm gegründeten „Ostdeutschen Post" und als Abgeordneter im österreichischen Reichsrathe unermüdlich und maßvoll thätig geblieben in der Förderung politischen Fortschritts.

Moriz Hartmann, der schöne Christuskopf, wie er bezeichnet wurde, ist durch Noth und Gefahr überschwenglicher, will sagen poetischer Politik in den Hafen neutraler poetischer Schöpfung zurückgekehrt, aus welchem er einst mit „Kelch und Schwert" ausgelaufen. Freilich nach vielen Sturmtagen und -Nächten. Aus den Reihen der Linken im Frankfurter Parlament war er nach Wien geeilt, um sich den Kämpfern anzuschließen, welche Wien gegen Windischgrätz vertheidigten, und als diese unterlagen, war er nach dem Oriente geflüchtet. Von dort zurückkehrend, sammelte er sich in Frankreich und der Schweiz, fand Ruhe des Gemüthes, ohne den lebensvollen Drang zu verlieren, fand Weib und Kind, fand die Stimmung zu geistvollen Compositionen in Vers und Prosa, und fand endlich auch die ersehnte Amnestie, welche ihn nach Wien zurückbrachte. Leider überfiel ihn dort bald die schmerzhafte Krankheit, welche ihn langsam zu Tode marterte. Er war ein liebenswürdiger Mensch.

Kaufmann ist weniger bekannt geworden, weil ihn das Geschick bald nach England führte und er großentheils in anonymen Artikeln auftrat. Er war aber ein werthvoller Mann unter jenen Emigranten, geistig fein, mäßig und billig im Urtheil, einfach, brav und anspruchslos als Mensch. Er ist noch während der besten Mannesjahre in England gestorben.

Diese Drei, sowie Sigmund Kolisch, der sein Exil in Frankreich abwartete und in mannigfaltiger Journalistik verwerthete, waren sämmtlich Israeliten, welche die Emancipationsfrage ihres Stammes unermüdlich und mit guten Mitteln verfochten.

Johannes Nordmann ist erst später in Wien selbst als namhafter Schriftsteller hervorgetreten, und zwar als Journalist, als gründlicher Tourist und als Poet, dessen „Römerfahrten" eine eigenthümliche Dichtungsform darbieten.

Alfred Meißner war nicht eigentlich Emigrant oder Flüchtling; er begann nur eben in Leipzig damals sein Wanderleben, welches er wie ein Engländer betrieben hat. Vielleicht weil seine Mutter wirklich eine Engländerin war. Sein Geburtsort Prag,

welcher ihm den „Zizka" geschenkt und wo sein Vater, ein Sohn des „Skizzen-Meißner", als Arzt lebte, blieb lange Jahre sein Heimatspunkt.

Auch Kuranda und Kaufmann stammten aus Prag, welches in den Dreißiger- und Vierzigerjahren ein wichtiger Ausgangspunkt war für die geistige und schriftstellerische Verbindung zwischen Oesterreich und Norddeutschland. Und zwar waren die geistig ungemein regsamen Juden in Prag die Hauptagenten dieser Verbindung. Auch Hartmann stammte aus Böhmen, Kolisch aus Mähren. Nur Nordmann war aus dem eigentlichen Oesterreich.

Messenhauser stand ganz abseits von dieser österreichischen Colonie. Er schriftstellerte wohl auch, aber in ganz anderer Art. Nicht der Geist, sondern das Pathos spielte bei ihm die Hauptrolle. Er war österreichischer Officier gewesen, und die Freiheitsfrage war ihm Glaubensartikel, für den er sich im Nothfalle opfern zu müssen glaubte. Dieser Glaube erfüllte sich denn auch. Just weil er Officier gewesen, wurde er zum Commandanten des Aufstandes in Wien gemacht, und als der Aufstand besiegt war, besaß er als ehemaliger Officier für den Sieger alle Eigenschaften eines Mannes, welcher „zu Pulver und Blei zu begnadigen" wäre. Er starb wohl auch ruhig und überzeugt von seinem Berufe, für die Freiheit sterben zu müssen.

Der politische Ton in den Zeitschriften — denn belletristische Zeitschriften waren um diese Zeit der Tummelplatz — war zu Anfang der Vierzigerjahre noch ein mäßiger. Zu den wichtigsten gehörten Kuranda's „Grenzboten", welche er zuerst von Brüssel aus, dann in Leipzig selbst redigirte. Es war dies eine österreichische Zeitschrift außerhalb Oesterreichs, und sie war sorgfältig und gut geleitet, ein Vorbild für neue Zeitschriftenform.

Es zeigte sich nämlich immer deutlicher, daß die in Deutschland so lange gebräuchliche Form von literarischen Wochenschriften belletristischen Inhalts dem Bedürfnisse der Zeit nicht mehr entsprach. Selbst das „Morgenblatt" Cotta's, die reichhaltigste und

gediegenste Wochenschrift jener Zeit, in deren Literaturblatte Wolfgang Menzel schonungslos abwürgte, was seinem einseitigen Geschmacke nicht entsprach, war nicht mehr in voller Lebenskraft. Die Welt war innerlich von zu großer Unruhe bewegt, und diese Unruhe war zu sehr politischer Natur, als daß die Belletristik hätte genügen können. Sie fand nur halbe Aufmerksamkeit.

Ich fühlte dies bald, nachdem ich eine Zeitlang wieder die Redaction der „Eleganten Zeitung" übernommen hatte. So kam ich zu einem fast komischen Intermezzo: der Verleger hatte dem Blatte eine Modezeitung beigelegt, für welche ich herzlich schlecht paßte und für welche ich denn ein Uebriges thun zu müssen glaubte. Ich machte kurzweg den Versuch, eine deutsche Mode vorzuschlagen. Natürlich nicht für die Frauen. Denn dies war auch mir ersichtlich, daß unsere „Damen" von der französischen Mode nicht abzubringen wären. Nein, der Vorschlag galt nur den Männern.

Die deutsche Burschentracht einzuführen, den schlichten deutschen Rock mit Einer Knopfreihe und das lange Haar — das hatte wenig Aussicht auf Erfolg. Wir waren seit der Wartburgfeier doch zu sehr verbrüdert worden durch den liberalen Staatsgedanken, welcher von Frankreich bei uns eingedrungen war, als daß wir auf eine germanische Ausschließlichkeit hätten zurückgreifen mögen. Es mußte also ein Uebergang, ein Mittelweg entdeckt werden, und gefällig mußte er doch auch sein, sonst fand er gewiß kein Entgegenkommen.

Ich wendete mich also an unsere Maler in Düsseldorf und bat sie, ein Modell zu entwerfen. Sie thaten dies bereitwillig, namentlich that es Camphausen ausführlich. — Mit seinem Modell wurde nun in unserer Modezeitung Propaganda versucht. Es war der modernisirte deutsche Rock, anschließendes Beinkleid, der Stiefel bis unter das Knie über dem Beinkleid, ein malerischer Mantel, der nur bis unter das Knie reichte, und ein breitkrämpiger Hut.

Ich hielt es nun für meine Schuldigkeit, mich selbst so zu kleiden, und that es lachend. Nicht in der Meinung, damit eine Nationaltracht einzuführen, sondern in der Laune eines unabhängigen Menschen, der einmal was Anderes als die herkömmliche Schneidermode versuchen wollte. Anstoß konnte es nicht eben erregen, denn es war nicht gar zu ungewöhnlich, und Anlaß konnte es immerhin werden, sich vom unschönen Frack und Cylinderhut zu emancipiren, wenn es Nachahmung fände.

Die fand es wirklich unter jungen Männern, und Viele nahmen die Sache ernsthafter, als ich sie genommen. Es ist auch gar wohl möglich, daß sie zusammenhing mit der größeren Mannigfaltigkeit, welche sich besonders in Hut- und Mantelform damals entwickelte, so daß besonders der steife Cylinderhut mehr und mehr zurücktrat und der breitkrämpige Hut sich verbreitete. Am Ende stammt der „Calabreser“, welchen Windischgrätz ächtete, von jener scherzhaften Modespielerei.

Im Allgemeinen war von Oben während der ersten Vierzigerjahre eine größere Beweglichkeit zugelassen im öffentlichen Leben. Das datirte vom Thronwechsel in Preußen. Der neue König Friedrich Wilhelm IV. war ein Mann von ausgebreiteter geistiger Bildung, welcher die kleinen und die groben Mittel verschmähen zu dürfen glaubte, weil er der Meinung war: die Leitung im Großen und Ganzen und absonderlich im Tiefen ganz in seiner Hand zu haben.

Er rief zum Beispiel einen jungen Dichter, welcher mit glänzend einherschreitenden Freiheitspoesien aufgetreten war, zu sich ins Schloß von Berlin, um sich herablassend und ironisch mit ihm zu unterhalten. Eine moderne Scene zwischen König Philipp und Marquis Posa, in welcher der König die Oberstimme führte. Es galt, der Welt zu zeigen, daß er die banal gewordenen Dinge der öffentlichen Reden von einem höheren Standpunkte auffasse, und daß er liberalen Trompetenklängen keinen dogmatischen Werth beilege. Die Zeitungen ergingen sich dann des Breiteren darüber, ob und wie der schwäbische Dichter-

jüngling Georg Herwegh sich einem geistig überlegenen König gegenüber auf dem Parquet des Königsschlosses benommen habe.

Die Welt war aber schon weiter entwickelt in politischen Dingen, als der König vorausgesetzt haben mochte, und just seine scharfen Aeußerungen trugen dazu bei, daß sich mehr und mehr eine demokratische Partei scharf absonderte von der liberalen Mehrheit. Sie ließ sich schon laut vernehmen, als der König verkündigte, der Kölner Dom solle ausgebaut werden, und sie entgegnete: das wäre gar nicht an der Zeit; es lägen wichtigere Aufgaben vor als künstlerische Bauten, welche noch obenein kirchliches Wesen fördern wollten.

Just an dieser Dombaufrage zeigte es sich damals deutlich, daß der Liberalismus sich in verschiedene Gewässer abtheilte. Diejenigen Liberalen wurden als flau und zopfig gescholten, welche das Unternehmen solch' eines großen künstlerischen Baues mit Zustimmung und Freude aufnahmen, weil Förderung großer Kunstbauten ja der politischen Entwicklung nicht widerspräche, und die politische Entwicklung ja deshalb nicht zurückzubleiben brauchte.

Es entstand zunächst eine kurze Epoche der liberalen Confusion; in den kleineren Landeszeitungen aber, besonders in Sachsen, wuchs die demokratische Partei. Die bisher mäßige Sprache in den Blättern verwandelte sich in eine scharfe.

Wer nicht einseitig allen ersinnlichen Consequenzen des Liberalismus zustimmte, der wurde ausgeschieden. Ich sage „zustimmte“, und das ist zu wenig: man mußte die weiteste Folgerung als das einzig Richtige preisen und mit Gut und Blut dafür eintreten wollen. Darunter waren Consequenzen, welche wir jetzt, nachdem der Liberalismus gesiegt, für gefährliche Uebertreibungen halten.

Das geht wohl immer so, wenn sich die Welt zu einer Schlacht ordnet gegen das alte Staatswesen, wie sie es damals that, zu einer wirklichen Schlacht. Da gilt nur, wer Waffen trägt, wer verwunden, wer tödten kann. Jedes stillere und feinere Verdienst geht unter, und kleine Umstände, unscheinbare Zufällig-

keiten entscheiden über den Lebenslauf eines Menschen, auch eines begabten Menschen.

Eine Notabilität aus jener Gährungszeit, der eben erwähnte Herwegh, ist ein Beispiel dafür, wie kleine Umstände und unscheinbare Zufälligkeiten über ein Menschenleben entscheiden können. Er wurde mit Ruhm und Popularität überschüttet, als er damals auftrat, und einige Jahre später war Hohn und Spott sein Loos, dergestalt, daß er in kalten Schatten gestellt die zweite Hälfte seines Lebens verbringen mußte. Und das Alles ganz ohne seine Verschuldung.

Kurz vor seiner Audienz beim König von Preußen sah ich ihn in Leipzig. Ihm zu Ehren wurde ein Gastmahl im „Hôtel de Pologne“ veranstaltet. Man speiste in einem mittelmäßig beleuchteten Saale an langer Tafel ein mittelmäßiges Mahl. Essen und Trinken war ja Nebensache, epikuräische Menschen waren auch kaum dabei, meinen Freund Robert Heller ausgenommen. Meist waren's herbe Asketiker in dürftiger Alltagskleidung, welche stock-ernsthaft dreinschauten und nur Lebenskraft äußerten, sobald in einem Toaste die erwarteten Stichworte vorkamen. Heller und ich litten ein wenig dabei. Wir dachten an die geheimen Versammlungen der ersten Christen in den Katakomben; nur paßte die Grundstimmung nicht. In den Katakomben waren es Liebesmahle; Christi Lehre von der Liebe, die Seele des Herrn Christus, war damals noch die Seele der ganzen Gemeinschaft. Hier im „Hôtel de Pologne“ stand der Haß im Vordergrunde, der Haß gegen die bestehende bürgerliche Gesellschaft, welche man total geändert sehen wollte. Da erhob sich der Gast selber, Georg Herwegh, vom Sessel, um sein neuestes, noch ungedrucktes Gedicht vorzulesen. Das war so Gebrauch, und dieser Gebrauch war hübsch. Ein Gedicht ist immer was Besseres als die Stichwort-Phrase. Es ist ein Sieg in geordneter Form; darin ruht stets ein wohlwollendes Bildungsmoment. Er las das Gedicht vor: „Die Lerche ist's und nicht die Nachtigall“. Die Lerche verkündet den neuen Tag, den Tag der Freiheit.

Der Vortrag war von dürftiger Bedeutung, aber das Gedicht war schön. Herwegh persönlich war eine schlanke Mittelfigur, und der Ausdruck seines Gesichtes war nicht gerade einladend; ebensowenig das Gespräch mit ihm. So viel ich mich erinnere, war er etwas mürrisch und trocken, ausgiebig gewiß nicht.

Damals ging er eben nach Berlin, und es erfolgte jene Audienz beim König. Schon dies wurde ihm ins Schuldbuch geschrieben. „Er hätte gar nicht hingehen sollen, oder wenn er's that, nur geharnischt antworten müssen!" riefen die Ultras.

In wie schwieriger Lage ist aber solch' ein heutiger Marquis Posa im Frack, der unter dem Schimmer eines mächtigen Königthums, von den Hofleuten lächelnd betrachtet, vor einem Monarchen steht, vor einem beredtsamen Monarchen, welcher die Zusammenkunft nur für seinen Zweck veranstaltet hat, für den Zweck der Zurechtweisung, in wie nachtheiliger Lage! Was für Anlagen müßten sich da glücklich in ihm vereinigen, wenn er eine siegreiche Figur spielen sollte! Zunächst doch Muth, Rednergabe und gesellige Gewandtheit. Letzteres konnte man am wenigsten vom jungen schwäbischen Dichter erwarten.

Nun, er fand immerhin just dem Schlosse gegenüber in einem reichen Kaufhause eine junge, liebenswürdige und tüchtige Frau. Ich kannte sie aus meinem Berliner Aufenthalte außerhalb der Hausvogtei und freute mich ihrer Entschlossenheit, schlankweg den jungen Poeten zu heiraten, welcher, roth vor Erregung, drüben aus dem Schloßportale trat und auf das gegenüberliegende Haus ihres Vaters zuschritt. Sie war als ganz junges Mädchen schon begeistert für alles Höhere und ist ihm eine treue Gefährtin geworden. Sie hat ihn sogar ins Feldlager begleitet, als er im Frühjahre 1848 mit einer deutsch-französischen Arbeitercolonne ins badische Land kriegerisch einfiel und bei Schopfheim geschlagen wurde.

Und da kommt das zweite größere Unglück, welches ihm widerfuhr. Er ist auf der Flucht mit seiner Frau, die Verfolger

kommen seinem Wagen nahe, und die Frau räth ihm, in Todesangst, sich zu verbergen. Wer thut das nicht auf solcher Flucht! Aber die Umstände machen das Verbergen lächerlich: er kriecht unter das Spritzleder, damit die Verfolger nur eine Frau sehen und den Wagen unbehelligt lassen. So geschieht's und gelingt's auch, und nun läuft die höhnische Kunde durch die Welt: der Throne umstürzende Poet ist unter's Spritzleder gekrochen!

Er ist um kein Haar weniger werth, als er vorher war, aber die „kleinen Umstände und unscheinbaren Zufälligkeiten" haben ihn für die nachplappernde Masse nahezu erwürgt. Die zweite Hälfte seines Lebens bleibt unbeachtet, obwohl er seiner Gesinnung treu verbleibt und noch manche Probe seines Talentes gibt. Man mußte sich allmälig erst besinnen, daß er ein prächtiges Dichtertalent war, man mußte sich klar machen, daß mit dem Siege des Liberalismus seinem Talente der richtige Kampfplatz verloren gegangen war. Sein Talent brauchte eben den politischen Kampf auf Tod und Leben. Dafür nur fand er seine schönen und schlagenden Worte. Trotz alledem werden seine „Gedichte eines Lebendigen" aus seiner ersten Epoche ein schönes Denkmal bleiben. Dessen hat man sich auch trotz der „kleinen Umstände" jetzt endlich wieder erinnert, aber erst, da er im rauhen Frühlinge 1875 ins Grab sank. Da sind die politischen und poetischen Freunde zu seinem Hause gekommen und haben ihm das Geleit gegeben zur letzten Ruhestatt.

Das Verwunderlichste kommt hinterdrein. Die ganze „Spritzledergeschichte" wird in neuerer Zeit ein verleumderischer Mythus genannt, welcher von Venedey erfunden worden. Herwegh und seine Frau — so wird berichtigt — sind gar nicht zu Wagen, sondern sind zu Fuß querfeldein geflüchtet, haben sich Bauernkleider verschafft und sind, er als Knecht, sie als Magd verkleidet, bei Rheinfelden über die Schweizer Grenze gelangt. Dort in der Schweiz ist Venedey und noch Einer zu ihm getreten und haben ihn — angeblich im Namen der Frankfurter Linken — aufgefordert, umzukehren. Herwegh hat in seiner etwas heftigen

Weise den ihm widerwärtigen Venedey heimgeschickt, und nun ist in einem süddeutschen Blatte aus der Feder Venedey's und seines Genossen die Geschichte vom Spritzleder erzählt worden. Die Reaction hat sich dieser Mythe bemächtigt und hat sie überall verbreitet, um den liberalen Dichter lächerlich zu machen.

Frau Emma Herwegh hat „Erinnerungen einer Hochverrätherin" herausgegeben, und sie erzählt darin ebenfalls, daß sie zu Fuß geflüchtet seien.

Darum also Räuber und Mörder! Das ganze Spritzleder wäre erfunden und hätte doch eine so heillose Wirkung geübt.

Das ist sehr wohl möglich. David Strauß, welcher im „Neuen Testamente" so viel in den Bereich des Mythus verwiesen, hätte kopfnickend sagen können: „Da seht ihr, was in aufgeregten Zeiten an Thatsächlichkeiten erfunden werden und dann fortzeugend weiter wirken kann."

In Leipzig stieg die radicale Richtung von Jahr zu Jahr, und selbst der Schillerverein, welcher damals dort entstand, wurde ein Tummelplatz für dieselbe. Die Theilnahme am großen Dichter überhaupt wurde bald mißtrauisch angesehen, wenn der Volks- und Freiheitsdichter Schiller nicht ausschließlich in den Vordergrund gestellt wurde. Ein unscheinbarer Mann, Cassier am Leipziger Theater, wurde Bibliothekar des jungen Vereins, betonte den politischen Charakter des Vereins mit glaubenssicherem Nachdruck und entwickelte sich langsam als Robert Blum. Bei Festessen und Begräbnissen enthüllte sich mehr und mehr sein eigenthümliches Redetalent, welches in breitem, fast singendem Tone Alles auf Volk und Freiheit bezog, Alles! Die Dichtung wie der Tod, das Leben in all' seinen Aeußerungen, das menschliche Trachten in all' seinen Richtungen, Alles ward in dieselbe Furche gezogen und als Samen der Freiheit gepriesen oder als Samen der Knechtschaft verdammt. Eintönig im Vortrage, aber salbungsvoll, eintönig im Gedanken, aber stets eine Gefühlssaite kräftig berührend, erzog der gar gewöhnlich aussehende stämmige Mann mit geröthetem Antlitze und kleinen

Augen sein Talent immer stärker und stärker, das Talent eines Volksredners, das Talent eines Agitators.

Robert Heller, ein geistreicher, lebensvoller Schriftsteller, der damals in Leipzig eine Wochenschrift, „Rosen", herausgab, machte sich gern über dies volksthümliche Pathos lustig, welches ihm, dem classisch gebildeten Manne, niedrig vorkam. Er verlangte auch für seinen fröhlichen Lebenssinn eine Berechtigung im Liberalismus und schüttelte ungläubig den Kopf, wenn ich ihm sagte: „Dies Pathos des Kleon wird der Welt noch viel zu schaffen geben!" Erst in der Frankfurter Parlamentszeit gestand er mir zu, diese Salbung unterschätzt zu haben.

4.

Die Frage um Friedrich Wilhelm IV. beschäftigte alle Welt. Sie beschäftigte auch Varnhagen, als wir zur ersten Aufführung des „Monaldeschi" die Französische Straße hinab zum Schauspielhause gingen. „Wir werden heute Neues von ihm erfahren" — sagte er schließlich — „denn ich weiß von Humboldt, daß der König die Vorstellung besuchen wird."

Er kam und nahm mit seinem Gefolge Platz in der großen Hofloge — ein Zeichen, daß er Antheil nähme auch an neuen Stücken.

Humboldt, immer in seinem Gefolge, erzählte uns im Laufe des Abends jede Aeußerung, welche der König gemacht über das Schauspiel und über die Schauspieler. „Letztere" — habe er gesagt — „seien der Aufgabe nicht gewachsen und es müßte viel geschehen zur Regenerirung des Theaters."

Es geschah denn das Erwähnte mit Sophokles, Shakespeare, Mendelssohn und Tieck. Der König hatte kein eigentliches Interesse am Theater, und als jener erste auf Musik

gebaute Anlauf erschöpft war, hat er sich gar nicht mehr umgeschaut nach der Bühne.

Der alte Tieck auf dem letzten Krankenbette in der Kochstraße hat mir später seufzend eingestanden, daß ihm diese letzte dramaturgische Aufgabe eine Qual geworden sei. Der hohe Herr hege nur abstracte Gelüste theatralischer Kunst, und er selbst — Tieck — sei zu alt für solche Anstrengungen. „Wir waren Beide schon zu alt!" schloß er stöhnend.

Humboldt's Stellung neben dem neuen Könige war damals und ist bis zum Tode eine ganz eigenthümliche geblieben. Er galt für liberal und war es auch. Die Kategorie, welche dies Wort bezeichnete, war dem Könige lästig und unangenehm. Er sah darin Oberflächlichkeit, Landläufigkeit des Zeitalters — er hätte am liebsten auch Humboldt als lästig beiseite geschoben. Er hatte sogar eine Neigung, sich über ihn lustig zu machen wegen der Redseligkeit Humboldt's. Aber das ging doch Beides nicht an, weil die Wissensmacht dieses Humboldt zu groß und dessen anerkannte Autorität zu gewaltig war. Das Wissen selbst respectirte ja auch der König. So erschien dieser Kammerherr Humboldt, der sonst kein eigentliches Amt inne hatte und doch als Kammerherr immer da sein mußte, wie ein beunruhigendes Gewissen für den König. Bei jeder neuen Maßregel fragte Jedermann nach Humboldt's Meinung über diese Maßregel, und er pflegte diese Meinung kurz abzugeben, epigrammatisch, oft wie einen vieldeutigen delphischen Orakelspruch — zu stetem Aerger des Königs, welchem sie immer hinterbracht wurde.

Viel schlimmer noch stand Varnhagen angeschrieben, ein pensionirter Geheimer Legationsrath, welcher schon vor Olim's Zeiten pensionirt worden war, weil er in der badischen Verfassungsfrage als preußischer Resident in Karlsruhe sich für die liberale Seite erklärt, sich also compromittirt hatte. Seit so langer, langer Zeit lebte der entlassene Diplomat in Berlin und war eine unbequeme Person. Stets in Verbindung mit den freisinnigen Männern der Regierung und in ausgebreitetem Verkehr

mit der politisch-literarischen Jugend von ganz Deutschland, war er eine Instanz, welche man oben höchst mißtrauisch ansah.

Dabei hatte er aber doch ein stolzes preußisches Fundament unter sich als historischer Schriftsteller, welcher namentlich preußische Helden und Notabilitäten in ausgesuchter Darstellung schilderte, welcher dem soliden Geschichtschreiber Friedrichs des Großen, dem Professor Preuß, mit Rath und That zur Seite stand, welcher endlich als Gatte der kürzlich verstorbenen und rasch berühmt gewordenen Rahel ein ganz besonderer Mittelpunkt geworden war für alle Freunde wahrhaftigen Urtheils. Das waren Schutzwehren, denen auch die Schmeichler der augenblicklichen, Varnhagen abholden Herrschaft ärgerlich aus dem Wege gehen mußten. Diesen war es insbesondere unausstehlich, daß Humboldt fast jede Woche einmal in dem stattlichen Hause der Mauerstraße, welches Varnhagen bewohnte, betroffen wurde.

Varnhagen war in der That eine ganz merkwürdige Persönlichkeit und ist nach den Berliner Revolutions-Phasen von 1848 zu 1849 eine geradezu räthselhafte geworden.

Er stammte vom Niederrhein und war als Studiosus mit mehr oder minder poetischen Talenten in Berührung gekommen, ja er hatte mit einem solchen kritischen Talente — Neumann — einen Roman gemeinschaftlich geschrieben, dessen Schluß, glaube ich, heute noch fehlt. Romanschreiben sah ihm später durchaus nicht mehr ähnlich. Das Wirkliche fein zu schildern, war seine Hauptfähigkeit in der Schrift, nicht aber romantische Erfindung.

Seine Jugend fiel unter die Franzosenherrschaft, welche von 1806 bis Anno 1813 Preußen belastete wie ein grausamer Alp, und Patriotismus erfüllte sein junges Herz vollständig. Er ging Anno 1809 nach Oesterreich und kämpfte bei Wagram mit. So kam er mit handelnden politischen Männern in täglichen Verkehr, denen sein Kopf und seine Feder willkommen waren, und auf diesem Wege fand er Amt und Würde im preußischen Staate, ein unermüdlich thätiger Partisan des damals entstehenden jungen Preußen, welches sich in Haupt und Gliedern reformirte.

Eine constitutionelle Verfassung war vom Könige versprochen worden, als 1813 alle Kräfte aufgeboten wurden zum lebensgefährlichen Kampfe gegen Napoleon, und in diesem Sinne verwaltete Varnhagen das gesandtschaftliche Amt, welches ihm für Baden anvertraut worden war.

Jenes Versprechen wurde nicht gehalten und eine Reaction trat ein. Sie nahm ihm sein Amt und dauerte in den ersten Vierzigerjahren bereits fünfundzwanzig Jahre lang. Jetzt unter dem neuen Könige fragte man laut und leise: ob denn diese Reaction nun endlich vorüber sei. Man zuckte die Achseln zur Antwort; das von Geist schimmernde Wesen des Königs gestattete keine feste Schlußfolgerung.

Dies muß man sich vergegenwärtigen als Grundlage für Varnhagen's Leben: es war fortwährend tief beschattet von der politischen Reaction.

Im Uebrigen war sein Leben ungemein bereichert worden durch die Ehe mit Rahel, einer außerordentlich begabten Frau, welche gründlich wahr, gründlich gut und voll kritischen Geistes war. Es war ferner bereichert worden durch einen ausgebreiteten Verkehr mit geistig hervorragenden Männern dieser Zeit, Goethe an der Spitze, man kann fast sagen: mit allen Notabilitäten dieser Zeit. Und so war ihm eine innere Welt schöner Bildung aufgebaut worden, welche sich in ihren Wurzeln um Kant und Goethe gesammelt hatte. Der Respect vor Kant und die Bewunderung Goethe's bildeten den unerschütterlichen Trost seines Geistes.

Er war ein Mann von mittlerer Größe. Der Unterkörper war verhältnißmäßig ein wenig zu kurz, wie bei Goethe. Sein Kopf war fein und vornehm; das blaue Auge, gedämpft durch eine Brille, belebte sich rasch, wenn das Thema der Rede ein lebhaftes wurde, und die Rede selbst war äußerst geschickt, fließend, in der Debatte unerschöpflich. Der Ton der Rede war etwas hoch, und wenn er in Leidenschaft gerieth, was leicht geschah, wohl auch schneidend. Der diplomatische Goethianer konnte dann alle

höflichen Ausdrücke jach überspringen und das grellste Wort wählen, um die zornige Anschauung grell zu bezeichnen.

So lange ich in Berlin wohnte und nicht gerade eingesperrt in der Hausvogtei saß, besuchte ich ihn fast jeden Tag um die Mittagszeit. Ich erfreute mich seines freundlichen Wohlwollens, und er nannte mich gern den Officier, welcher zu allerlei Kriegsthaten geeignet wäre. Daß ich undiplomatisch darauf losginge, erschreckte ihn zwar jedesmal, wenn eine Action im Gange war, aber er sagte dann oft lachend: Am Ende ist's richtig, daß es solche Soldaten gibt, wir kämen sonst nicht vom Flecke.

Actionen hatte er aber stets nach allen Richtungen vor, literarische und publicistische. Er las alle neuen Bücher und alle wichtigen Zeitungen, und da ihn Alles interessirte und er für Alles einen wichtigen Zusammenhang fand, so war er wie ein Generalstabs-Chef, welcher alle Tage nach verschiedenen Seiten Aufträge hatte. Er überging nicht die kleinste Notiz in irgend einem kleinen Blatte, welche zu berichtigen oder zu fördern wäre, um die öffentliche Meinung auf richtiger Fährte zu erhalten. Die großen Zeitungen waren damals noch nicht in der Ausdehnung vorhanden wie jetzt, und nur die Augsburger Allgemeine Zeitung war von entscheidender Bedeutung.

Im ersten Stockwerke — Etage sagt man in Berlin — eines stattlichen Hauses in der Mauerstraße hatte er noch dieselbe Wohnung, welche Rahel mit ihm getheilt, und da saß er Vormittags im bequemen Hausrocke auf dem Sofa und schrieb und schrieb, bis er durch Besuche unterbrochen wurde. Er schrieb wie gestochen; kein Wort war ausgestrichen, auch nicht in den zahllosen Briefen, die er täglich zur Post schickte, darin stets vorsichtig mit Aeußerungen, weil er keinen Brief sicher erachtete vor geheimer Eröffnung. Ebenso zahllos nahm er Besuche an, welche von weit und breit kamen. Der Generalstab wollte von Allem unterrichtet sein, und der alte Diener Baumann war sorgfältig eingeschult für die Anmeldung.

Wenn Baumann öffnete, da trat man in ein weites, hohes Zimmer, angefüllt an jeder Wand bis an die Decke hinauf mit Büchern. Rechts nach Süden gingen die Fenster auf Gärten, und die Sonne schien herein. Links öffnete sich die Thür zu seinem Wohn- und Schreibzimmer, dessen Fenster freien Ausblick hatten die Französische Straße hinauf. Er setzte die Brille auf, welche er beim Schreiben nicht brauchte, und sprach matt. Zunächst war er immer krank, wie Papst Sixtus der Fünfte, und das Aufhören der Existenz, von Nerven und Schwindel untergraben, schien ganz nahe zu sein. — „Ich störe?" — „O nein, es ist genug für heute."

Er schrieb täglich um diese Zeit an seinen Memoiren, welche jetzt in so überreichem Maße durch seine Nichte Ludmilla Assing in Druck gerathen sind. „Vielleicht lassen Sie," sagte er einmal, „einst die Blätter drucken, welche ich da täglich vollschreibe!" Die Nichte war damals noch nicht bei ihm. — „Was ist's?" — Er benannte es nicht, stand auf und ging umher, das Thema suchend, welches eben wichtig war.

Nun, dieser immer sterbende moderne Sixtus hat im Jahre 1848 alle Welt überrascht durch die Stellung, welche er plötzlich voll Thatkraft einnahm: er trat zu den Radicalen.

Derselbe Mann, welcher vier Jahrzehnte lang immer mäßig, vorsichtig, zur Ausgleichung jeglicher Art bereit gewesen war, verlangte mit Einemmale radicale Maßregeln. Wie kam das? War's Eitelkeit, welche ihn stachelte, noch eine Führerrolle zu suchen auch unter einer Partei, mit welcher seine Bildung gar nicht harmonirte, mit welcher seine gesellige Art grell contrastirte? Ich glaube nicht, daß man's nur auf Eitelkeit schieben darf. Ich glaube, es war der künstliche Entschluß, welcher aus Abstraction stammt, aus bloßer Abstraction. Es war das Facit eines Rechenexempels. Er hatte so lange gewartet, so lange! und hatte immer nur heimlich vorbereiten dürfen; nun war die Gelegenheit zum Handeln endlich da, sie mochte aussehen wie sie wollte, sie war da, und nun — glaube ich — übernahm er sich, damit die end-

lich vorhandene Gelegenheit nur ja nicht versäumt würde, übernahm er sich, damit diese Gelegenheit, wie es die Theorie verlangt, auch gründlich ausgebeutet würde.

Die vollen Consequenzen eines radical-liberalen Staatswesens waren ihm nie verborgen. Ich erinnere mich deutlich, daß er, wenn vom Jacobinerthum die Rede war, zu wiederholtenmalen ausrief: „Ach was! Denken Sie an Kant und was der gesagt hat, als man die Uebertreibungen der Jacobiner beklagte. Er hat gesagt: Sie haben ja das Erbrecht noch bestehen lassen!“

Das ist mir immer eingefallen, wenn man 1848 und 1849 in Frankfurt mit Verwunderung erzählte: Varnhagen ist zu den Radicalen übergegangen, derselbe Varnhagen, der sich mit oft angezweifeltem Rechte „von Ense“ genannt, der alte Goethe'sche Diplomat ist zur rücksichtslosen Linken getreten!

* *
*

Diese Zeiten waren vorüber, und die Maßnahmen selbst des mäßigen ersten Parlaments in Frankfurt wurden bereits überall wieder nach Kräften beseitigt, da kam ich von Wien aus — 1852 — zum erstenmale wieder nach Berlin, welches ich seit 1847 nicht mehr gesehen hatte. Arglos wanderte ich auch nach der Mauerstraße, um meinen alten Freund und Gönner Varnhagen aufzusuchen, gewärtig eines lehrreichen Austausches der Meinungen, welche Jeder von uns in der Sturmzeit verfochten. Ich war im linken Centrum verblieben.

Zu meinem Erstaunen empfing mich an der Thür Freund Baumann gar nicht zuvorkommend und brachte die stehende Floskel: „Ich werde nachseh'n“ langsam und stotternd hervor. Da mußte arg auf mich gescholten worden sein, und Baumann hatte es nicht überhören können.

Es dauerte auch lange, ehe er mich einführte, und ich fand Varnhagen äußerst zurückhaltend und frostig. Das Gespräch bewegte sich stockend um Aeußerlichkeiten, bis ich das nicht mehr aushielt und direct fragte, was denn das heißen sollte.

Da brach er los. Eine Springfluth von Vorwürfen ergoß sich aus seinem Munde, welcher im Zorne stets äußerst beredt war; er ergoß sich auf dies nichtswürdige Frankfurter Parlament und auf die Partei, mit der ich ja auch gegangen und die er kurzweg die Gagern'sche nannte. Ich unterbrach ihn nicht, bis er (Varnhagen) sich zu Schelt- und Schimpfworten erhitzte. Da sprang denn auch ich in die Höhe und verbat mir das, und es folgte nun ein Duett von zornigen Reden und Gegenreden, daß die Funken stoben und ich in hellem Unfrieden von dannen ging.

Es war wieder um die Mittagszeit. Sonst, vor der radicalen Explosion, pflegte er stets, wenn unser Gespräch erschöpft schien, seinen hohen badischen Orden, ein blau-schwarz-silbernes Band mit dem daranhängenden Stern, um den Hals zu knüpfen, den Frack anzuziehen und mit mir fortzugehen die Linden hinab zu Fräulein Solmar im Bankgebäude. Man sah ihn nie anders als im Frack und mit jenem Orden um den Hals. Heute ging ich allein zu Fräulein Solmar, ihr die Scene zu schildern, die mich schmerzlich erregte. Sie war immer das echt weibliche Princip gewesen, welches mit sanfter Rede ausgleicht. Jeden Abend fand sich ein kleiner Kreis bei ihr ein zu Thee und Berliner Butterbrod: Gans, von Sternberg, der blaue Märchen schrieb, und von dem jetzt Niemand mehr weiß, Friedrich Förster, welcher den unschuldigen Wallenstein entdeckt hatte, Heinrich Heine aber unbedeutend fand, und wer sonst noch ein literarisches oder politisches Gespräch suchte. All das war jetzt todt. Unsere kluge Freundin Solmar aber lebte noch lieb und frisch wie früher und lächelte zu meiner Schilderung der grimmigen Scene zwischen mir und Varnhagen. „Ja, so ist er jetzt" — sagte sie — „um consequent zu sein, und am ärgsten gegen die, welche er lieb hat. Das geht vorüber! Morgen fahren wir mit ihm nach Hamburg, Ludmilla und ich, und Sie fahren ja, wie Sie sagen, morgen auch dahin. Da versöhnen wir Euch auf irgend einem Bahnhofe der Priegnitz!"

Wir fuhren wirklich des andern Tages in demselben Zuge, und auf den Bahnhöfen stiegen die Damen aus und forderten

mich auf, in ihr Coupé zu kommen. Er sitze still darin und habe nichts dagegen, daß wir zusammen führen.

Ich fand es aber doch nicht annehmbar; ich war auch ärgerlich und hielt es nicht für richtig, solch' tiefgreifenden Streit mit banaler Unterhaltung zu übergehen. In unserem Falle, meinte ich, müßten ernste Gespräche den Frieden einleiten.

So blieb ich abgesondert und — habe Varnhagen nicht wiedergesehen. Der Tod hat ihn abgerufen.

Ich bin außer Zweifel, daß wiederholte Gespräche einen persönlichen Ausgleich hergestellt hätten, denn unsere gegenseitige persönliche Vertraulichkeit war zu alt und zu wahr, als daß sie nicht obgesiegt haben sollte. Mir ist nicht der geringste Stachel zurückgeblieben, und ich weiß, daß er Aehnliches gesagt hat. Es geht eben im Kriege nicht anders: man bekämpft sich auf Leben und Tod, und die mit dem Leben davonkommen, umarmen einander hinterher, wenn sie sich achten. Ich achte aber Varnhagen heute noch sehr hoch. Er hat seiner Zeit unermüdlich gedient, hat ihr wesentliche Dienste geleistet und hat die Bildung unseres Vaterlandes erheblich gefördert.

* *
*

Wer hätte in jenen Vierzigerjahren solche Wendungen geahnt! Ich kam jedes Jahr nach Berlin mit einem neuen Theaterstücke, und er freute sich wohl über die Tendenzen in „Struensee", „Gottsched und Gellert" und den „Karlsschülern", warnte aber als alter Diplomat ohne Unterlaß dringend: nicht zu viel zu wagen, nicht über eine gewisse Linie hinausgehen.

In Leipzig selbst gründete und entwickelte sich in diesen Jahren der erste Schriftstellerverein. Er wurde in parlamentarischen Formen eine Vorschule, und er wurde in Bildung literarischer Corporationen ein fruchtbarer Anfang. Leipzig war damals noch der lebendige Mittelpunkt schriftstellerischer Welt; die großen Städte Berlin und Wien standen noch zurück und traten erst mit den großen politischen Zeitungen nach 1848 in den Vordergrund. Eine lange Zeit Vorsitzender dieses Schrift-

stellervereins, erfuhr ich frühzeitig, wohin die literarische Welt einzig und allein drängte. Unsere literarischen Eigenthumsinteressen wurden nur nebenher wie Stiefkinder behandelt, und Robert Blum, obwohl gar nicht Schriftsteller, führte die Linke des Vereins unentwegt zu politischen Aeußerungen. Diese Stürme im Glase Wasser verkündeten die Stürme im Staate.

5.

Trotz aller Opposition, welche in sämmtlichen deutschen Bundesstaaten gegen die Regierungen laut oder leise rumorte und niedergehalten wurde, stand doch 1847 irgend ein größerer Wechsel gar nicht in Aussicht.

Die Versuche des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm's des Vierten, eine unklare ständische Verfassung einzuführen, hatten überall Widerspruch gefunden, und ein junger westphälischer Edelmann, der später so hervortretende Georg Vincke, hatte sogar in Berlin von der neuen Rednerbühne herab zu verkünden gewagt: Es helfe Alles nichts, die constitutionelle Monarchie müsse eingeführt werden.

Man war darüber so erschrocken, daß die Staatszeitung den Abdruck dieser verwegenen Rede mitten im Satze abbrach — man weiß heute noch nicht, ob Vincke selbst mitten im Satze hat aufhören müssen zu sprechen, oder ob der Schluß des frevelhaften Satzes nur dem Setzer der Staatszeitung entzogen worden ist. Und nur ein Jahr später saß derselbe Vincke im ersten deutschen Parlamente zu Frankfurt auf der rechten Seite und war ein scharfer Partisan der preußischen Regierung.

Niemand glaubte 1847 an eine ernsthafte Dauer dieser preußischen Zwitterverfassung, und sie wurde auch in Preußen selbst nur wie ein bloßer Versuch zögernd in Scene gesetzt.

Auch in den übrigen Bundesstaaten, welche zum Theil ausgebildete Verfassungen hatten, fühlte man sich nirgends in dauer-

hafter Festigkeit, und publicistische Broschüren aller Sorten kamen überall zum Vorschein. Besonders hochgelehrte. Sie pflegen immer dem Sturm voranzusäuseln.

Nur wiederum in Leipzig zuckte ein blutiger Vorfall auf. Hier war die demokratische Stimmung gegen den Erbprinzen Johann gerichtet, und kein Mensch ahnte, daß derselbe in späteren Jahren ein populärer König von Sachsen werden könnte. Er hielt damals, ein gründlich unpopulärer Mann, eine Revue der Communalgarde ab. Ich selbst war Communalgardist und that auf dem Felde bei Gohlis meine militärische Schuldigkeit nach Kräften vor Ihrer königlichen Hoheit, welche ernst und schweigsam vor uns hielt mit ihrem interessanten, ja schönen Kopfe. Dieser ganze militärische Mechanismus fand offenbar in diesem Kopfe nicht den geringsten Antheil, schon darum nicht, weil ihm der ganze Begriff einer Communalgarde nicht gefallen mochte, dann aber auch darum nicht, weil diesen Prinzen überhaupt die Wissenschaft mehr interessirte als irgend ein Soldatenthum.

Ohne Zwischenfall war Alles vorüber; wir waren heimmarschirt, und ich saß des Abends bei den Meinigen. Da stürzte mein Schwager ins Zimmer, bleich und erschüttert. Er sei, rief er, soeben glücklich dem Tode entgangen. — Wieso? — Auf dem Roßplatze vor der Wohnung des Prinzen solle es Unruhen gegeben haben, und er, davon nichts ahnend, sei oben auf der Promenade daher gekommen. Da plötzlich sei eine Gewehrsalve erfolgt, und die Kugeln hätten rechts und links von ihm in die Bäume, Sträucher und in die vorübergehenden Menschen eingeschlagen, welche von der Volksmenge unten vor dem „Hotel de Prusse" gar nichts gewußt.

Dieser Kugelregen vor dem „Hotel de Prusse" hatte natürlich große Bewegung in der Stadt und im Lande zur Folge und wurde von den Organen der Regierung als eine Nothwendigkeit dargestellt, den demokratischen Excessen einmal auch blutigen Ernst entgegenzusetzen.

Die Gegensätze wurden dadurch allerdings verschärft, aber der Mantel der Zeit fiel doch auch darüber, und als ich im Früh-

jahr 1847 wieder auf einige Wochen nach Paris ging, stand nichts unmittelbar Drohendes am deutschen Horizont.

Am französischen Horizonte auch nicht.

Ludwig Philipp regierte mit Guizot streng und scheinbar unangefochten. Frankreich war sogar viel stiller, als da ich es vor sieben Jahren verlassen. Damals waren die Ministerwechsel noch an der Tagesordnung. Wie nach einem neuen Theaterstücke verlangte man immer wieder nach einem neuen Ministerium.

Diese Unruhe erreichte 1840 mit Thiers ihren Höhepunkt. Der kleine Provençale — er stammt bekanntlich aus Aix bei Marseille — entwickelte kriegerische Absichten gegen Deutschland und strategische Fähigkeiten für den Krieg, Fähigkeiten, welche er auch wirklich besaß. Wie klein er auch von Person, er stieg persönlich zu Pferde und hieß die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern zu einem großen Feldzuge nach dem Rhein. Der Rhein! der Rhein! wurde hüben und drüben das Feldgeschrei. „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!" Dies Rheinlied von Becker war damals unsere sanfte Antwort auf das brutale französische Trommeln und Trompeten, und sie führte zum Ziele wie das Singen des Rattenfängers von Hameln: die Kriegsgefahr ging vorüber.

Man sagte mir indessen später in Paris, daß dies nicht blos unserm Gesange zu verdanken gewesen, sondern dem Kopfschütteln von ganz Europa und dem Kopfschütteln Ludwig Philipp's, welches er freilich nicht öffentlich hätte sehen lassen. Er hätte nur eine Demonstration beabsichtigt, eine „échauffourée", wie der Franzose sagt. Solch' eine Demonstration sei der Dynastie Orleans nöthig gewesen, welcher man immer nachsagt, sie besäße keine Courage gegen das Ausland und ließe Frankreich — das eitle! — erniedrigen. Er hätte nun gezeigt, daß selbst ein alter Orleans das Schwert ziehen könnte, und das sei genug.

Der kleine Thiers mußte vom hohen Schlachtrosse heruntersteigen und ins Privatleben sich ergeben, was Ludwig Philipp gerade so lebhaft gewünscht wie den Frieden, und zu welchem Ende er ihn so lebhaft rumoren gelassen.

Seit sieben Jahren saß nun Thiers in der Stille des Privatlebens und schrieb, statt zu regieren, schrieb in seinem Hause auf der Place St. Georges die Geschichte Napoleon's, umgeben von historischen Bücherbatterien, hinter denen der kleine Schriftsteller kaum zu erblicken sei.

So dachte ich mir ihn; aber man belehrte mich eines Anderen. Der französische Geschichtschreiber richtet seine Aufgabe ein wie eine Regierung; errichtet unter sich eine ganze Anzahl von Aemtern, welche ihm das Material aufsuchen, läutern und zubringen müssen. Er selbst liest nicht alle Quellenschriften, das thun seine Beamten. Sie legen ihm die Auszüge vor, und mit diesen Hilfstruppen ordnet und leitet er die Schlachten seines Buches, sie sind seine Adjutanten, nach deren Rapporten er anordnet und leitet.

Dabei war er seit sieben Jahren schlechter Laune; denn er regierte lieber, als daß er schrieb. Ludwig Philipp aber machte noch immer keine Miene, ihn im Schreiben zu stören. Kurz, es war politisch ganz still in Paris.

Wir wußten es damals noch nicht, daß diese lange Thätigkeit am Schreibtische, welche Thiers verwünschte und Ludwig Philipp mit Vergnügen sah, gefährliche Keime legte für die Ruhe der Orleans und für die Ruhe Frankreichs.

Die durch Thiers' Buch neu angefachte Begeisterung für den großen Napoleon verleitete Ludwig Philipp, auch seinen großen Sinn historischer Andacht zu bethätigen und die Asche des Kaisers von St. Helena nach Paris bringen zu lassen. „Welche Thorheit!" rief Heine, „die populärste Dynastie wieder zu erwecken!" Und er hatte Recht. Republikaner verjagten 1848 die Orleans, die wiedererweckten Bonapartisten aber verjagten die Republikaner und errichteten ein zweites Kaiserthum.

So lag die Vorgeschichte und verdeckte Zukunft, als ich im Frühjahre 1847 wieder nach Paris kam. Mein erster Gang war natürlich wieder zu Heine, welcher mir geschrieben hatte, er sei recht krank und könne kaum noch die Feder führen, weil ihm

die Augenlider von selbst zufielen. Die Buchstaben waren auch weit auseinandergezogen und riesengroß.

Er war ausgegangen. Also kann er noch ausgehen? Ja, am Stock und sehr langsam, weil er zu wenig sieht. Das tröstete mich doch ein wenig, denn er hatte mir mit jenen Riesenbuchstaben geschrieben: „Komm' heute, denn morgen könntest du einen stillen Mann an mir finden. Die Lähmung meines Körpers schreitet zwar nur allmälig vorwärts, und es mag vielleicht noch eine Weile dauern, ehe das Herz oder das Hirn berührt und dem Spasse hieniden ein Ende gemacht wird, aber ich kann doch nicht für einen Salto mortale stehen, und ich möchte gern mit dir Testament machen."

Trübselig über uns Erdenwürmer nachdenkend, die wir Würmer bleiben, wenn wir auch noch so leuchtend glänzen, wandelte ich in mein Hotel zurück und fand da zum Troste den jungen Poeten Alfred Meißner, der aufmerksam auf Alles durch die Welt schreitet und sich mir freundlich auf ein Paar Tage zum Cicerone anbot für das um sieben Jahre älter gewordene Paris, dessen Wandlungen ich kennen lernen wollte.

Wir flanirten denn, und zunächst erzählte er mir von einem jungen französischen Poeten, den ich immer nicht genug beachtet hätte und der doch vielfach mit Heine verwandt wäre. Man muß sich immer von Fachleuten belehren lassen; ich hörte also aufmerksam zu, wie der deutsche Poet Alfred mir schilderte, daß ihn schon daheim in Böhmen der französische Poet Alfred am genialsten angemuthet hätte von allen jungen französischen Dichtern. Alfred de Musset nämlich, der Stenio in George Sand's „Lelia", denn sie seien Liebesleute für einander gewesen, und die Sand habe ihn porträtirt in jenem Stenio.

Wir hatten bis dahin wenig Aufhebens gemacht in Deutschland von diesem Musset und uns nur ärgerlich belustigt über sein unverschämt phrasenhaftes Rheinlied. Unterdeß war er wirklich zu einem feinsten Poeten der Franzosen emporgewachsen, der graziös, poetisch witzig, poetisch hauchend schrieb, so daß man ihn

wohl in einiger Beziehung den französischen Heine nennen mag. Leider hat man bald hinzusetzen müssen: er geht verloren in wüstem, trunkenem Leben.

Wirkliche Trunkenheit dünkt uns was Seltenes an den Franzosen. Die Weiber sind ihre nationale Leidenschaft. Anno 1847 versicherte man mir aber mehrfach, die Trunkenheit sei in Frankreich nicht mehr so selten wie früher, und Musset habe gesagt: „Ich dichte am besten, wenn ich die Feder kaum noch halten kann.“

Das war Uebertreibung. Musset hat noch schöne Sachen geschrieben, sogar dramatische Capriccios für das Théâtre Français, Capriccios, denn einen strengen, engen Gang des Dramas, wie ihn das Theater fordert, hat er nie einhalten können.

Wie immer führte uns das Flaniren auf den Boulevard, und da hörten wir vor uns Deutsch sprechen. Ein schlanker Mann mit blondem Bart war der Sprecher. Ich erkannte die Tenorstimme: Jacob Venedey war's. Immer noch Flüchtling. Wie thöricht! Ein idealistischer Politiker, ein redlicher Patriot, der Niemandem schaden wird. Auch keiner Regierung, welche er bekämpft. Er gehört zu den weiblich Eigensinnigen, denen bestimmte Gedankengänge zur Liebhaberei geworden, und die sich auch den Anordnungen ihrer Partei, wenn sich's um Tod und Leben handelt, nicht fügen mögen, sobald eine solche Liebhaberei nicht ins Programm aufgenommen wird. Anno 1839 fand ich ihn oberhalb des Havre in einer Sommerfrische, und da erzählte er mir unter Anderm, daß Blücher 1813 gesagt habe: wenn man endlich den Napoleon finge, dann müsse man ihn aushauen, das heißt durchprügeln lassen. Als ich ihm entgegnete, das sei doch unschicklich bei einer so wichtigen historischen Person, da erklärte er sich mit großem Eifer für Blücher's Vorschlag. Es war jetzt noch seine Meinung; sie gehörte zu seinen Liebhabereien.

Solche Sonderlinge werden Sonderlinge durch Geschmacklosigkeit in größeren Dingen. Zwei Jahre später fanden wir uns in der Frankfurter Paulskirche wieder, und er war derselbe

weibliche Politiker mit absonderlich strengen Mannesphrasen, aber immer ein liebenswürdiger Mensch. Der Tod hat ihn kürzlich hinweggerafft.

Er wetterte natürlich damals auf dem Boulevard gegen die sogenannte preußische Constitution. Sie war auch die erste und letzte Frage im Munde aller bekannten Franzosen, denen wir begegneten, und in das Gespräch über dieselbe mischte sich stets der Name Friedrich's des Großen, welchen die für das Ausland stets so absprechenden Franzosen tief respectiren. Warum respectiren sie ihn? Wir kamen auf dem Wege von den Boulevards nach dem Palais Royal an einem Hause vorüber, welches Bild und Namen dieses preußischen Königs führt. Da kam's zu Tage. Ein mit uns flanirender Franzose rief: „Er war ja ganz von französischer Bildung, er hat Voltaire beherbergt, und der feinere Theil eures Preußenthums stammt ja von uns!“

Zu seiner Genugthuung erzählte ich ihm etwas, was mir Varnhagen mitgetheilt: daß König Friedrich einmal im schlimmsten Augenblicke des siebenjährigen Krieges mit Winterfeld den Plan erörtert habe, mit dem Reste der Armee direct nach Frankreich zu marschiren und sich des französischen Thrones zu bemächtigen; der nichtige fünfzehnte Ludwig würde ja ohneweiters zu beseitigen sein.

„Hätte er's nur gethan!“ sagte unser französischer Begleiter, „dann wäre der lästige Parvenu Preußen damals schon versunken und wir wären ihn beizeiten losgeworden.“

Aus dem Jahre 1813 hassen die Franzosen von den feindlichen Alliirten mit Vorliebe den Preußen, weil sie erkannten und erkennen, daß in ihm die treibende Seele der Alliirten wohnte, der echte Haß, personificirt in Blücher. In demselben Blücher, welcher absolut den Pont de Jena in die Luft sprengen wollte und den widersprechenden Talleyrand einlud, sich nur bei dieser Gelegenheit auf die Brücke zu setzen. Alexander's, des russischen Kaisers Einspruch rettete die Brücke, und diese russische Höflichkeit 1813 und 1815 ist von den Franzosen nie vergessen worden.

Immer wieder speculiren sie auf eine russische Allianz gegen uns, und sobald in Preußen sich was Bedeutsames ereignet, erwacht die schlafende Eifersucht der Franzosen. „Sadowa!“ Der preußische Sieg von Königgrätz hat ja auch lediglich den Krieg von 1870 erregt. Sie gaben von da an dem kranken dritten Napoleon keine Ruhe, bis er auf Saarbrücken marschiren ließ. Es hat seit hundert Jahren die Ahnung in ihnen geschlummert, daß sie der Staat Friedrich's des Großen mit einer Absetzung bedrohe, mit einer Absetzung von erster Stelle in Europa.

„Warum gehen denn die Frauenzimmer alle schwarz?“ fragte ich Meißner. „Kohlschwarz? Ist eine Landestrauer?“ — „Es ist Mode,“ erwiderte er lachend, „kohlschwarz ist Mode, der Tod ist Mode, und wenn sie nach Hause kommen, werden Sie auch dort lauter kohlschwarze Frauen sehen.“

Das hat sich in den Siebzigerjahren wiederholt, da war's aber wirklich Landestrauer wegen der deutschen Siege. Haben's auch da unsere Frauen nachgemacht und über die Siege getrauert, welche ihre Männer oder Liebhaber errungen? Es soll vorgekommen sein, weil es die aus Frankreich kommende Kleidermode mit sich gebracht. War's also nicht angezeigt, sich selbst die Mode zu machen, wie wir's einmal in Leipzig versucht?

„Sie müssen gleich Michelet hören,“ rief plötzlich Meißner, „der ist auch Mode, und er liest heute. Eilen wir hinüber ins lateinische Viertel! — „Worüber liest er jetzt?“ — „Ueber die französische Revolution. Das heißt, dies ist der Titel: er spricht über alles Mögliche, und darunter auch über die französische Revolution. Der Zudrang der Studenten ist ungeheuer, besonders seit die beiden anderen Apostel des unabsehbaren Fortschritts, Quinet und Mickiewicz, vom Katheder entfernt worden sind durch die Regierung. Auch hier gibt's Verbote unter Herrn Guizot, unnütze, wie sich's von selbst versteht. Michelet schöpft daraus eines seiner Bilder. „Es gab eine Lyra,“ sagt er, „mit drei Saiten. Die eine Saite war von Gold; das ist Mickiewicz. Die andere war von Silber; das ist Quinet. Die dritte ist von Stahl;

das bin ich. Jene beiden hat man zerbrochen, und man wird auch mich zerbrechen.“ — „Nein! Nein!“ ruft stürmisch das Auditorium.“

Die Thür, welche zu Michelet's Auditorium führt, war geschlossen. Die Regierung hat geschlossen! Die Regierung! rief man aus dem Häuflein, welches sich ansammelte. Michelet selbst hatte angezeigt, daß er nicht lesen werde, weil die Osterferien einträten.

Dafür schilderte mir Meißner, wie es bei diesen Vorlesungen herzugehen pflege. Es ist ein amphitheatralischer Saal, und der ist gepfropft voll, und es herrscht ein beträchtlicher Lärm. Man hält Reden, man liest patriotische Gedichte vor oder Aufsätze, man singt die Marseillaise. Endlich kommt der Herr Professor Michelet, der gar nicht wie ein deutscher Professor aussieht, denn er ist äußerst elegant gekleidet, und selbst die weißen Glacéhandschuhe fehlen nicht. Er wird rauschend empfangen mit Händeklatschen und Jubelzuruf. Er setzt sich auf den kleinen Katheder. Nur ein schmales Blättchen Papier hat er in der Hand, und dies sieht er nicht an, sondern er faltet es mit den Fingern, damit die Finger eine Beschäftigung haben. Er denkt nach. Es wird ganz still, es spannt sich die Erwartung. Er bewegt die Lippen; er spricht leise; sein ganzer Vortrag bleibt leise. „Eine Stunde vor Sonnenaufgang,“ sagt er, „bin ich heute aufgestanden, und ich habe zuerst an Sie gedacht, habe daran gedacht, wovon ich Ihnen sprechen wollte. Von der Armuth will ich Ihnen sprechen. (Bravo!) Ich sehe einen Mann über die Straße gehen, das ist ein braver Mann. Er wird von einem Armen angesprochen, und er gibt dem Armen all sein Geld. Einem zweiten Armen gibt er seinen Mantel; einem dritten gibt er ein Buch, das er am Herzen getragen. Welches Buch ist es? Es ist die Bibel. Und was geschieht? Ein Heiligenschein verbreitet sich um den braven Mann, und der Arme erkennt, daß der Heiland bei ihm gestanden. Der Heiland wandelt immer noch auf Erden zum Troste der Armen, und das Evangelium wird fortwährend neu verkündigt.“ (Rauschender Beifall.)

In welcher Gegend der französischen Revolution das vorkommen mag, das ist gleichgiltig. Er ist ein Seher, und die Geschichte ist ihm nur Veranlassung zu Betrachtungen. Auch er ist jetzt gestorben.

„Fahren wir auf den Père-Lachaise hinauf," rief Meißner, „Sie haben Börne's Grab noch nicht gesehen. Seit Ihrer Abwesenheit hat man ihm einen Leichenstein gesetzt."

Dieser Grabstein mit einer schwarzen Büste Börne's und mit schwarzen Basreliefs machte mir einen traurigen Eindruck. Die Basreliefs lechzen nach einem besseren Geschmack, und das Brustbild, wie schwarz gewichst aussehend, macht in seiner Magerkeit durchaus nicht den geistvollen, feinen Eindruck wie die Lithographie nach Moriz Oppenheim. Ein moderner Mann wie Börne paßte in keiner Weise zu antikisirender Form. Nicht von der classischen Zeit ist sein Styl abzuleiten, sondern allenfalls von der Bibel. Das Wort allein war seine Welt, nicht die Erscheinung, nicht die Gestalt, nicht die zusammengesetzte Mannichfaltigkeit des Poeten. Sein klares Wort, welches einen seiner schärfsten Gedanken ausdrückte, mußte auf diesen Grabstein geschrieben werden. Dann entstand ein harmonischer Eindruck, wenn der Deutsche in dankbarer Erinnerung an diesen schriftstellerischen Kriegsmann hier heraufstieg auf den Kalkberg, welcher die Leiber wichtiger Menschen verzehrt. Wie kurz ist ja ohnehin das Gedächtniß der Politik neben dem Gedächtnisse der Poesie!

6.

So war der späte Nachmittag herangekommen, und es trieb mich, endlich die Hauptperson zu sehen. „Er ist zu Hause," sagte der Thürwärter, indem er den lichten, offenen Namen Heine so zusammengedrückt aussprach, wie der Franzose den Haß bezeichnet.

Ich erschrak wie vor einem garstigen Vorzeichen und eilte die Treppe hinauf. Da saß er neben einer blühenden, in gesunder Körperfülle fröhlichen Französin, neben einer Frau, welche ihm seit fast einem Jahrzehnt treulich zur Seite steht oder doch wenigstens lacht. Daß sie so leicht lacht, ist ihm ein Segen. Da saß er an der Mittagstafel, welche nicht mehr für ihn gedeckt war — ach, wie verändert!

Von einem feisten, aus kleinen, schalkhaften Augen Funken sprühenden Lebemann hatte ich vor sieben Jahren lachend Abschied genommen, und jetzt umarmte ich fast weinend ein mageres Männchen, in dessen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals sauber und fein wie ein weltlicher Abbé trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der braune Schimmer desselben tänzelte lieblich im Schimmer des Lichtes; damals war das volle Gesicht glatt wie das eines Kammerherrn — jetzt hing das trocken gewordene Haar verwildert, grau gesprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe, jetzt war das Gesicht eingerahmt von einem grauen Barte, weil die schmerzlich erregten Nerven das Scheermesser nicht mehr vertrugen. Die feine Nase war länger und spitzer, der anmuthige Mund war schmerzlich verzogen geworden. Sonst neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als suche er muthwillig das schwache Fundament der wackligen Menschenkinder zu ergründen; jetzt war es immer gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die nur noch offene kleine Spalte zwischen den Augenlidern gelangen und ein wenig sehen könne. Armer Heine!

Und doch dauerte das Klagen nur einige Minuten! Der Geist ist unberührt, das Naturell ist unbetroffen: über die sentimentale Thräne hinweg flogen sofort wieder die lustigen Pfeile, welche er so lange gegen Jahn oder Maaßmann oder sonst einen herkömmlichen Gegenstand seines Spottes geschnellt hat. Ich spottete meinerseits, daß er immer noch auf die alten, überlebten Kerle schieße, und er antwortete: „Laß mich doch! Man braucht seine Gewohnheiten. Und es wäre ja undankbar von mir, wenn

ich diese armen Teufel im Alter verlassen wollte, nachdem sie mir so viele Jahre als Zielpunkte gedient. Wer spräche denn noch von ihnen!"

Kurz, der versagende Körper war bald Nebensache, und Shakespeare hat Mercutio nicht besser sterben lassen, als Heine sich selber sterben läßt. Jede Hoffnung auf Besserung weist er lächelnd ab; er hält seine Tage für gezählt und diese Zahl für sehr klein. „Hätte ich nicht Frau und Papagei," sagte er lächelnd, „ich würde — Gott verzeih' mir die Sünde, wenn's eine ist! — ich würde wie ein Römer diesen schlechten brustgluckſenden Nächten und dieser ganzen Misère jählings ein Ende machen. Aber das schickt sich nicht für mich, den Hausvater. Laß uns aber Testament machen, so lange du hier bist!"

Dies geschah. Ach, was kam da Alles zum Vorschein! Welch eine sonderbare Verschwendung von Geist, Spott und Zorn, von vorbauenden und sicherstellenden Hilfsmitteln, von Plänen, Speculationen und Chimären steckt in den Briefen und Papieren eines Auswanderers, welcher, wie Heine, seit sechzehn Jahren einen Mittelpunkt gebildet hatte für die deutschen Wanderer politischer und poetischer Wünsche! Und fast Alles fraß da das Kaminfeuer in einer Stunde.

Der leichtsinnig erscheinende Heine war eigentlich gar nicht leichtsinnig. Es war Alles an ihm reiflich überlegt, auch sein gedruckter Witz, und in allen Fragen über positive Lebensverhältnisse war er von diplomatischer Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit.

Seine zahlreichen grellen Fehler hat man immer genau aufgezählt, seine großen Vorzüge hat man gern im Dunkel gelassen. Am Rande seines Grabes erst haben wir die klagenden Stimmen gehört über seine wohlthätige, liebevolle Hand, welche immer offen gestanden ist für darbende Wanderer. Er hat die Feder, er hat den Mund nichts wissen lassen von dieser hilfreichen Hand, und unerwartete Zeugen brachten jetzt die Kunde, daß er nicht nur ein Genie, sondern auch ein gutes Herz besessen habe — ein ganz einfach gutes Herz, nicht mehr und nicht minder.

Alle Welt betrachtete ihn mit dem verfallenden Leibe wie einen Sterbenden, und wie über einen solchen sprach man und richtete man. Er hatte ja ein Heer von Feinden, und doch waren unter den Deutschen in Paris nur noch wenig Widersacher übrig, welche seinen nahen Tod nicht schmerzlich beklagt hätten. Viele blieben ihm principielle Widersacher, und dennoch beklagten sie aufrichtig das Hinscheiden eines solchen Geistes.

Das war in Paris auch ganz natürlich; denn hier hat die Heine'sche Begabung unserm deutschen Geiste eine Achtung erworben, welche selbst ein tieferer und größerer Mann unserer classischen Literatur nicht hätte erwerben können unter den spöttischen und hochmüthigen Franzosen. Heine besaß immer, er besaß auch als Halbtodter noch in seinem Köcher alle die kleinen Waffen dieser Gallier, welche sie am meisten fürchten. Das wissen sie, und davor haben sie einen ganz redlichen, eigennützigen Respect. Von seiner belebenden Poesie verstehen sie nur die Hälfte; von seinem Witze verstehen sie die ganze tödtliche Kraft. In diesem Punkte sind sie so scharf witternd, daß sie eine trockene Uebersetzung des „Atta Troll", eine Uebersetzung in Prosa, welche die Revue des deux Mondes damals brachte und welche natürlich das Gedicht nur sehr unvollständig wiedergibt, mit vollständigem Beifalle lasen. Die hundertfältigen Beziehungen in die abgelegensten Winkel deutscher Literatur hinein können sie nicht verstehen, und dennoch verspüren sie etwas von der Wirkung, und dennoch bleibt genug übrig, was ihnen Reiz und Furcht einflößt.

Die Franzosen und Manche von uns sagten wohl damals öfter: Heine sei ein halb französischer Autor. Jetzt aber, wo man die Summe zieht, verleugnet sich Niemand mehr, daß dies ein Irrthum ist, und daß Heine ganz und gar in deutscher Poesie wurzle, halb Page, halb Lanzknecht germanischer Romantik, welche er spaßhaft und närrisch behängt hat mit mancherlei Quincaillerie aus den Schaufenstern der Boulevards, aus den Schaufenstern der Journale. Ein deutscher Republikaner, der in Einem Athem Heine's Genie pries und Heine's politische Maximen verwünschte,

sagte eines Abends zu mir, und erschrak selbst über das, was sein Mund sagte: „Am Ende wird man nach einem Jahrzehnt behaupten, Heine sei deutscher gewesen als Börne, der doch zuletzt ganz und gar in französischen Maximen aufgegangen!"

Mich beschäftigte neben dem kranken Freunde vor allen Dingen die Frage: woher eine so ungewöhnliche und unerbittliche Krankheit auf ihn gestürzt sei, eine Krankheit, welche offenbar in den geheimnißvollsten Verzweigungen zwischen Hirn und Rückenmark ihren Sitz hat als eine tückische, rastlos weiterkriechende Lähmung? Nun, Heine selbst sagte: Zorn und Aerger haben sie erregt durch eine Art von Schlagfluß.

Nicht die hundert Kämpfe in Literatur und Politik haben diesem furchtbaren Fechter das Mindeste angethan; ein einziger Streich, welcher von seiner Familie ausgegangen, hat ihn zerstört. Es wird dies seiner Familie ein tiefer Vorwurf bleiben.

Heine war fünfundvierzig Jahre alt, als ihn dieser Streich zerbrach. Er hatte noch Jahrzehnte schöpferischer Thätigkeit vor sich: sie sind vernichtet worden durch Klatschereien kleinlicher Verwandten. Diese Klatschereien haben Salomon Heine, Heinrichs Oheim, den er sehr verehrte, bitterlich beeinflußt kurz vor seinem Tode, und so hat das Testament des Millionärs nichts erfahren davon, daß ein Dichter Heinrich Heine existire.

Es ist nicht blos der Verlust einer Erbschaft gewesen, welcher den Dichter zerschmettert hat, es ist noch viel mehr der Verlust der Anerkennung gewesen, welcher wie ein Donnerschlag über ihn gestürzt ist. Er verehrte diesen Oheim; der jüdische Familiensinn brachte es mit sich, daß er von diesem in Hamburg hoch angesehenen Oheim Salomon gewürdigt und geachtet sein wollte. Sobald man das geflügelte Wort dieses Oheims über den Neffen citirte: „Wenn der Heinrich was gelernt hätte, so brauchte er keine Bücher zu schreiben" — da lachte Heinrich unbefangen. Er wußte, daß dies Witzwort längst überlebt war. Es stammte aus seiner Jugendzeit, da er aus dem Kaufmannsgeschäfte ausgerissen war, und der Oheim hatte längst mit Behagen zugesehen

und zugehört, daß der Neffe ein berühmter Dichter geworden. Und nun, kurz vor dem Tode verleugnet er ihn, weil scheelsüchtige Verwandte ihm in den Ohren liegen mit Verleumdungen und Verhetzungen — das traf den so reizbaren Heinrich ins Herz.

Die guten Bürger und schlechten Musikanten mögen es nun vor der Nation verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und getödtet zu haben vor der Zeit. Wenn man von den Geldsäcken und sonstigen Herrlichkeiten der Familie nichts mehr wissen wird, da wird man den Namen Heinrich Heine noch kennen, und die literargeschichtliche Mythe wird hinzusetzen: er sei wie Lord Byron durch Nadelstiche kleiner Verwandten vor der Zeit hingerichtet worden.

Karl Heine, Salomons Sohn, gehört übrigens nicht zu diesen Verwandten: er ist seinem Vetter Heinrich wohlwollend und wohlthätig verblieben.

„Auf dem Montmartre sollt ihr mich begraben; dies ist mein Quartier," sagte er damals.

„Und was wird weiter?" fragte ich; „was denkst du?"

„Was wird aus dem Holze dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran, bis die Asche in die Winde zerstreut ist."

Der kleine Alexander Weill, der Elsässer, welcher eine brave Französin geheiratet hat und ein curios chauvinistischer Franzose geworden ist, stand dabei und sagte pathetisch: „Die ganze Menschheit ist nur ein Mensch, in ihr geht also keiner verloren durch den Tod; als irgend ein Punkt, wohl gar als ein Nerv lebt jeder Einzelne fort in der Menschheit von Adam her bis auf uns und unsere Kindeskinder. Es stirbt nichts, was lebendig gewesen!"

„Wohl gesprochen, junger Maulwurf!" sagte Heine lächelnd, „die Weltgeschichte ist die Lebensversicherung derjenigen, welche durchaus eine Rente brauchen."

* *
*

Bei allem Jammer seines körperlichen Zustandes verleugnete Heine doch keinen Tag sein Herz für den Freund, und besonders für den literarischen Freund. Auch ganz gelähmt lag er doch Tag und Nacht zu Felde in Sachen der Literatur. Mich den lebendigen Notabilitäten zuzuführen — „den Feldherren!" sagte er — hielt er für die Pflicht des Gastfreundes. „Lamartine mußt du wiedersehen! Seit seine „Girondins" erschienen sind, ist er ein General geworden. Und Eugène Sue, den Feldzeugmeister der „Mystères de Paris", und Mignet, welcher Dich zu Thiers führen wird."

Ich fand Lamartine sehr viel älter geworden. Das schmale, magere Gesicht noch schmaler durch die tiefen Linien, welche sich in die Züge eingefurcht und welche die vortretende Nase noch weiter vorgedrängt haben. Auch weiße Haare haben sich eingeschlichen.

In seinen „Girondins" gibt er die neue Nachricht: Robespierre's Vater sei englischen Ursprungs gewesen. Das hilft die puritanische Charakterzähigkeit des vielfach unfranzösischen Jacobiners natürlich erklären.

Ich möchte ihm selbst, diesem hoch und schlank gewachsenen Lamartine, mit hektischen Backenknochen und mit dem still ruhenden, innen aber glühenden Blicke, eine englische Verwandtschaft zuschreiben, wenn ich irgend eine Berechtigung dazu wüßte in seiner Familiengeschichte, welche ihn nach dem warmen Burgund weist. Er hegt in charakterstrenger Milde eine einsame Stellung gegen den Krieg, wie jener trockene Dialektiker Robespierre in charakteristischer Härte sich 1791 trotz Freund und Feind gegen den Krieg erklärte.

Damals schon, 1839, als ich diesen Lamartine zum erstenmale sah und er mir in seiner Aehnlichkeit mit einem protestantischen Geistlichen gar nicht gefiel und mich doch in Verwunderung setzte durch hingebendes Gespräch mit Frau von Girardin und Balzac, zwei Literaten von einer ihm wildfremden Richtung; damals schon, als ich ihn zum erstenmale reden hörte, so volltönend, so schön, so überzeugt, in so strömendem Feuer, und zwar

über Eisenbahnen, deren Bedeutung die Kammer nicht verstand oder nicht verstehen durfte, damals schon war ich durchdrungen davon: dieser Mann hat eine große Zukunft, und ich war jetzt noch derselben Meinung. Ich schrieb über ihn Folgendes an die Allgemeine Zeitung:

„Es ist etwas Neues des Franzosenthums in ihm, und etwas gründlich Neues. Was die Franzosen annehmen können von kosmopolitischem Sinne, das ist dargestellt in Lamartine, welcher national-französisch bleibt, ohne verblendet französisch zu sein. Und das ist gründlich, weil es langsam und nach und nach entstanden ist. Es ruht auf dem schönsten Grunde, auf dem der Naivetät, welche immerdar bereit ist, aufzunehmen und zu lernen. Welch eine Entwicklung, seit dieser Mann in der Deputirtenkammer erschien unter der Ankündigung: es erscheine ein poetischer Legitimist, wahrscheinlich ein junger Chateaubriand, und seit er entsprechend oben auf der äußersten Rechten seinen Platz einnahm! An allen wichtigen Fragen hat er sich seit der Zeit lebhaft betheiligt, hat sich unantastbar den Ruf eines unbestechlichen, grundehrlich strebenden Mannes erworben, hat sich diesen jetzt so kläglich seltenen Ruf in der Kammer Frankreichs unversehrt bewahrt und — schließt jetzt sein Urtheil über die constituirende Versammlung der Revolution dahin ab, daß er, der einstige Legitimist, sagt: „Die Nationalversammlung hat nicht genug gewagt gegen das Königthum. Sie schon mußte die Republik erklären, denn diese Regierungsform ist vorzuziehen, wenn es sich um völlig neue Schöpfung eines gesellschaftlichen Lebens handelt, sowie die Monarchie vorzuziehen ist, wenn die Speculation ihre Ziele gefunden und sich das Bedürfniß gemeldet hat, die neu gewonnenen Formen zu festigen und zu erhalten."

„Wer von selbst und ohne Falsch und ohne innerliche Inconsequenz zu solchen den einstigen Legitimisten scheinbar vernichtenden Resultaten kommt, der ist von einer bewunderswerthen Naivetät, will sagen von einer Ehrlichkeit des Trachtens, welche das größte Vertrauen ansprechen darf."

„Man wird es ihm gewähren, sobald das jetzige Regiment mit dem greisen Könige in die Gruft getragen wird. Lamartine wird ein Hauptminister der Regentschaft sein. Er wird seinen Charakter einsetzen für ein neues Regiment."

„Und Thiers wird sein Talent zu Hilfe bringen. Glaube man ja nicht, daß dieser kleine Mann der unerschöpflichen Hilfsmittel für immerdar unmöglich sei. Für das Talent gibt es keine Unmöglichkeit. Es umgeht sie, wenn es sie nicht überwinden kann, es wartet. Thiers wartet und säubert sich und häutet sich, um zu der ernsthaften, von poetisch-politischem Enthusiasmus bewegten Figur Lamartine's zu passen. Man schreibt hierzulande Geschichte, um den Leuten zu zeigen, daß man Geschichte machen kann."

Nicht minder vornehm in der Erscheinung ist Mignet. Und doch ganz anders. Ein gelehrter Diplomat, der nicht gelehrt aussieht, sondern wie ein feiner Gentleman, welcher auch den Diplomaten überlegen ist durch die stille Ruhe gründlicher Bildung.

Dieser Historiker, welcher durch seine kurze Schilderung der französischen Revolution in einem schmalen Bändchen berühmt geworden, besitzt die Weisheit der Bescheidenheit. An der Politik den lebhaftesten Antheil nehmend, hat er sich doch nie vorgedrängt, genau wissend, daß die zweiten Stellungen die wirksamsten sind, weil sie die Verantwortung nicht in erster Linie zu zahlen haben und darum dauernd bleiben. Wer an der Spitze schreitet, gegen den richten sich alle Pfeile. Er wurde unter dem Juli-Königthum früh Staatsrath und ist Staatsrath geblieben. Unbetroffen vom Wechsel der gebietenden Herren Minister wohnt er neben dem Ministerium des Auswärtigen in seiner alten Amtswohnung. Das Ministerium schaut auf den geräuschvollen Boulevard, Mignet's Amtswohnung in eine stille Straße. Darin sind die Archive, welche seinem Schutze übergeben sind.

Er ist immerwährender Secretär der Akademie und oft berufen, den akademischen Notabilitäten die Grabrede zu halten. Da sollen die Vorzüge vergoldet, die Mängel verschleiert werden.

Letztere so zu verschleiern, daß man sie doch erkennt, das ist eine Kunst, welche Mignet in hohem Grade versteht.

Ich hatte ihn nie gesehen und mir ihn immer unserm Varnhagen ähnlich gedacht. Sein ruhiges, gleichmäßiges Wirken unter all' dem Pariser Wechsel, seine Charakterschilderungen von harmonischer Gedrungenheit, seine fassungsvolle Anschauung des Lebens und der lebendigen Personen hatten mich immer künstlerisch, ich möchte sagen poetisch angesprochen. Seine reichhaltige Charakteristik des Antonio Perez, dieses merkwürdigen Secretärs Philipp's II., war das letzte Buch von ihm, welches ich gelesen, und als der Diener öffnete und mich in den hohen und weiten Arbeitssalon des Historikers eintreten ließ, da dacht' ich auch an Antonio Perez, welcher hinter dem mitten im Zimmer stehenden Schreibtische aufstünde.

Doch nein, Antonio war noch jung, als ihn König Philipp vernichten ließ, der mir entgegentretende stattliche Herr aber war über das Liebhaberalter hinaus. Sein Lockenhaar war indeß noch braun, seine ganze Erscheinung elegant. Ein feiner, klarer, ja schöner Kopf französischer Art. Dunkle Augen, welche scharf zusehen, ein bewegliches Antlitz, welches nicht leicht mehr als höfliche Eindrücke abspiegelt, ein feiner Mund voll weißer Zähne, welcher schalkhafte Sicherheit verräth, eine hohe Stirne, eine gesunde Blässe. Die Gestalt ziemlich hoch und ansehnlich, die Bewegung von guter Haltung.

Ich sagte ihm, daß er mir älter vorgeschwebt, weil seine Revolutionsgeschichte schon lange in der Welt und mir schon eine Gymnasiastenlectüre gewesen sei.

„Ah“ — erwiderte er lächelnd, während wir uns am hohen Kamin zurechtsetzten — „ich war sehr jung, als ich sie schrieb.“

„Die knapp gedrungene Fassung ist also Ihr ursprüngliches Talent?“

„Das muß sie wohl, wenn sie darin ist. Denn das Buch ist äußerst rasch geschrieben worden, geradezu dem harrenden Setzer und Drucker in die Hände. Wir brauchten damals ein solches Buch

augenblicklich. Und ich habe bei all' den späteren Auflagen keine weiteren als unscheinbare stylistische Aenderungen angebracht."

Ich meinte mich zu erinnern, daß in seiner Charakteristik Robespierre's eine von der Thiers'schen Schilderung dieses wichtigen Mannes abweichende, nicht unwesentliche Verschiedenheit stattfände.

„Nein!" erwiderte er. „Robespierre," fuhr er fort, „war in all' seinem Rousseauthume unmoralisch; er war feig und war geizig, allerdings aber unbestechlich. Er vertrat das Bürgerthum, beherrschte es jedoch nicht. Seine Obmacht konnte also nicht lange dauern."

All' dies zugebend und die Trockenheit des Geistes und Herzens als hinreichenden Grund der dauerlosen Macht begreifend, ist mir doch nie recht klar geworden, daß er mit blos logischer Tugend Begeisterung hat wecken können. Man erzeugt damit wohl Fanatismus, aber nicht Begeisterung, und doch hat letztere ihn eine zeitlang getragen. Hebt nicht Lamartine's Schilderung diesen Zweifel? Lamartine behandelt Robespierre ebenso ungünstig wie jeder Historiker, welcher einen ganzen Menschen zu charakterisiren weiß und nicht blos einen kargen Gedanken verherrlichen will auf Kosten der Wahrheit; aber er stellt einen wichtigen Wendepunkt in helles Licht. Dies ist die Kriegsfrage. Robespierre, ein tüchtiger Rechenmeister, sah voraus, daß der Krieg neue Menschen und Fähigkeiten emporbringen und die bisherigen Tribunen philosophischer Doctrin stürzen müßte. Er allein also widersetzte sich dem Kriegsgeschrei der Girondisten und seiner eigenen Partei; er trotzte der Unpopularität, wohl wissend, daß dies nur die Unpopularität des Augenblickes sein könne, und daß ihm dieser Widerstand gegen den Krieg als Symptom tiefster Selbstständigkeit und Bürgerlichkeit tausendfache Percente bringen müsse in der Meinung des Bürgerthums; wohl wissend, daß man binnen wenig Tagen die Wahrheit seines Wortes begreifen werde, des Wortes: der Krieg ist der ärgste Feind der Freiheit.

Und so geschah's, und aus dieser Probe bürgerlichen Kerns erwuchs die bürgerliche Begeisterung für ihn.

Mignet hatte nichts dagegen einzuwenden. Er sprach überhaupt wohlwollend über das Lamartine'sche Buch; natürlich so, daß hinter diesem Wohlwollen mannichfacher Tadel des Buches unausgesprochen ruhen konnte. Aber er deutete diesen Tadel kaum an, viel weniger, daß er ihn ausgesprochen hätte.

Die besseren Franzosen halten auch in literarischen Fragen, sobald diese die Person des Autors berühren könnten, streng an den Gesetzen guter Umgangsformen und guter Lebensart. Selbst bei grundsätzlicher Polemik suchen sie direct persönliche Beleidigung zu umgehen.

Ich fragte Mignet, ob folgende Scene richtig wäre, die mir Heine gestern erzählt und die er von ihm selbst, von Mignet, gehört haben wollte: Der jetzige König der Franzosen, Louis Philipp, sei als junger Herzog von Chartres in der Nothwendigkeit gewesen, einen Paß nachzusuchen und deshalb einem Minister Visite zu machen. Dieser Minister sei Danton gewesen, und Danton habe ganz sentimental gesprochen. Unter Anderem habe er geseufzt über die schmerzliche Aufgabe solcher Schreckensherrschaft, welche sie durchführen müßten, und habe hinzugesetzt: „Dies Alles thun wir für Euch — pour Vous, pour Vous — Ihr erntet die Früchte davon."

Diese Aeußerung habe Louis Philipp vor Kurzem wiederholt, und es habe geklungen, als ob Danton für den jetzigen Bürgerkönig persönlich prophezeit habe. Ist dies richtig?

Mignet lächelte und sagte blos: „Ungefähr."

Natürlich fragte auch er nach Preußen und erging sich, wie jeder Franzose, über „le grand Frédéric" in wohlbegründeten Lobeserhebungen. Dann sprach er vorsichtig lobend über Ranke, und auf meine Erkundigung über seine (Mignet's) Geschichte der Reformation, welche er trotz alledem und alledem zu Ende zu bringen hoffte, und zwar als etwas Vollständiges. Die Reformationsgeschichte zu Ende bringen? — „Ja wohl," entgegnete

er lächelnd, „obwohl ich auch etwas Anderes lese," und reichte mir dabei ein Heft der Revue des deux Mondes, welches vor ihm lag. Die Prosa-Uebersetzung des „Atta Troll" war aufgeschlagen. „Ich verstehe nicht Alles, aber ich verstehe genug, um mich geistreich unterhalten zu sehen."

Heine hatte also Recht. Es erräth kein Volk so gern und so geschickt als das französische. Besonders Malicen.

Und was arbeitet solch ein Franzose, der Staatsmann und Gelehrter ist! Es gibt nichts Thörichteres als den landläufigen Glauben in Deutschland, daß die Franzosen durchwegs ein leichtfertiges Leben führten! Sie arbeiten im Gegentheil mit außerordentlicher Ausdauer und Entsagung. Mignet hatte die lächelnde Freundlichkeit, mir auf meine Bitte so ungefähr aufzuzählen, was Alles sein Tageswerk sei bis zur Dinerstunde des Abends, und welche sorgfältige Zeiteintheilung dazu gehöre, all' seinen Aufgaben gerecht zu werden — mir schwindelte!

Und dabei vergaß er nicht, was Heine von ihm erbeten für mich: Thiers' Bekanntschaft. „Ich esse Sonntags bei ihm," sagte er freundlich, „lassen Sie mich um acht Uhr herausrufen; ich werde Sie dann Thiers vorstellen. Um diese Zeit nach dem Essen empfängt Thiers gern Besuch, und da ihr uns nachsagt, wir seien über das Ausland nicht gut unterrichtet," fügte er mit feinem, sarkastischem Ausdruck hinzu, „so können Sie ja diesen so wichtigen Mann über das jetzt so interessante Preußen aufklären."

7.

Ein Berichterstatter der Allgemeinen Zeitung hatte inmitten der Vierzigerjahre verkündigt, der französische Roman löse sich in Gespräche auf, sein Untergang sei also eingetreten.

Bald darauf erschienen Eugen Sue's „Mystères de Paris", welche in ganz Europa mit Heißhunger gelesen wurden. Sie strotzten von Gesprächen. Dieser dramatische Bestandtheil hatte sich also überraschend Geltung verschafft in der Romanform, und diese Geltung ist dauernd verblieben. Das Maß und die Art sind nur entscheidend geworden.

Sue, der lange auf der See gewesen, hatte mit Seeromanen begonnen, und man war der Compositionskraft nicht gewärtig gewesen, welche er plötzlich in den „Mystères de Paris" entwickelte. Der darauffolgende „Ewige Jude" hatte davon noch starke Proben gebracht; der dritte Roman, „Martin", war zurückgeblieben. Trotzdem waren noch alle Augen auf das große Romantalent Sue's gerichtet, welches, wie es hieß, nun an die „Sieben Todsünden" ging, also an eine abstracte Aufgabe, welche allerdings seiner mächtigen Schilderung der Leidenschaften fruchtbaren Spielraum versprach.

„Romane sind die Opiumspastillen Europas," hatte Lamartine ärgerlich gesagt. Aber eigentlich war außer Sue kein neues Romantalent in den Vierzigerjahren aufgetreten. Die vorhandenen stammten alle aus der Dreißigerepoche. Soulié, reich an Erfindung und kunstvoller Verwicklung, entbehrte der höheren Bedeutung, und die Heldin dieser höheren Bedeutung, George Sand, welche das schönste Französisch schreibt, ein Römisch-Französisch, fand damals kein besonders glückliches Thema. Sie war frühzeitig nach dem Berry gereist auf ihr Landgut, und man sagte, sie sei verstimmt. Sie grolle der Lesewelt, welche durch den Roman nur unterhalten sein wolle. Balzac aber galt für abgestorben. Ich fragte wohl nach seiner Adresse, aber man antwortete: er hat keine. Man muß ihm begegnen, um ihn zu sehen. Er selbst hat schon lange das Interesse an seinen eigenen Romanen verloren, und das Publicum hat ihm Recht gegeben, indem es sich auch von ihm zurückgezogen. Es geht da wie mit dem Vorlesen: man mag noch so geschickt, noch so lebhaft lesen, wenn man nicht selbst mit ganzem Geiste auf dem ruht, was die Lippe ausspricht, dann

trifft man die Zuhörer nicht, dann macht man keine Wirkung. Dabei hegt Jedermann großen Respect vor Balzac's scharfsichtigem Geiste. Der schärfste Geist allein ist nicht im Stande, einen Roman zu machen. Da Balzac blasirt ist für seine eigenen Erfindungen, so bleiben sie leblos, und da er keine Illusion mehr hat, so erzeugt er auch keine.

Es ist allerdings auch zum Erschrecken, wenn man die Bibliothek von Bänden zählt, welche dieser Mann in zwanzig Jahren geschrieben, und der gute Bürger würde nicht minder erschrecken, wenn er die Summen erführe, welche von diesem untersetzten, scheinbar so soliden Gentleman in Bizarrerien und Phantastereien verzettelt worden sind bis zum argen Minus, um deßwillen er nun keine Adresse mehr vertragen kann.

Dabei ist Balzac's eigentliche Fruchtbarkeit keineswegs erschöpft. Er hat sich nur verwöhnt, als geistvoller Mann die Körperlichkeit gering zu achten, welche jedem Kunstwerk unerläßlich. Diese Verwöhnung ist sein Unheil, und ich glaube kaum, daß man, den Fünfzigern nahe, jene Körperlichkeit, das unmittelbare Erbtheil der Jugend, noch einmal gewinnen kann.

Mit nicht ungerechtem Spotte gegen die gedankenlosen Dramen rief er einst: „Wenn ich einmal nicht mehr Phantasie genug habe, Romane zu schreiben, dann habe ich gerade genug, um Dramen zu componiren." Und doch ist ihm kein einziges gelungen. Das Drama braucht vor Allem einen Körper.

Ich war also sehr gespannt auf Sue's Persönlichkeit. Heine hatte ihn durch Weill um ein Rendezvous ersucht in der Wohnung eines Journalisten. Dort warteten wir auf Heine und Sue. Für zwei Uhr hatte Sue zugesagt. Schon um Mittag war ein Billet von ihm da: er könne erst um halb Drei kommen. Einer von uns hätte den Fremden seelenruhig eine halbe Stunde warten lassen. „Das ginge noch an," sagte der Journalist, „wenn Ihr nur wenigstens die Höflichkeit erlerntet, daß jeder Brief eine Antwort zu fordern hat, wenn auch eine ablehnende. Das völlige Nichtantworten mit der gröblichen Erklärung: keine Ant-

wort ist auch eine Antwort — das ist eine nationale deutsche Unsitte."

Gegen Journalisten sind übrigens auch die beliebtesten und gelesensten Autoren in Frankreich standhaft artig. „Sie sprechen alle Tage über uns," sagen sie, „warum uns ohne Noth den Leumund verderben!"

Auch ein so unabhängiger Mann wie Lamartine unterläßt keine solche Artigkeit und Aufmerksamkeit: auf dem Schreibtische des Journalisten lag das Visitenbrieflein für die Girondins, und der Journalist erzählte uns, daß Lamartine an einem und demselben Tage Auszüge aus den ersten Bänden der Girondins an sämmtliche Hauptjournale gesendet habe. Jedem Journale einen Abschnitt, welcher den leitenden Ideen des Journals am nächsten entsprach. So ward das Buch an einem Tage von den verschiedenartigsten Blättern mit gleicher Wärme angezeigt und empfohlen. Sie waren dann freilich erstaunt über die Gleichzeitigkeit und die verschiedenartige Gleichheit des Wohlwollens, aber der einleitende und befruchtende Donner für das Buch war fertig.

Es war nach Zwei, da hörten wir ein Poltern auf der Treppe, es stampfte Jemand mit dem Stocke herauf. Ist Sue durch seine wilden Romane körperlich so erschöpft worden? Nein, es war der arme Heine. Stöhnend blieb er an der Thür stehen und rückte Kopf und Augenlid in die Höhe, um zu entdecken, wen er vorfände. „Ich wollte, ich hätte ein schlechteres Gewissen und einen besseren Kopf," sagte er eintretend, und den Kaminsims suchend, auf welchen er sich zu stützen pflegte, fragte er mich wie jeden Tag: „Wo bist Du gestern gewesen?" — „Bei Mistreß Sarah." — „Sarah Austin, der kosmopolitischen Engländerin, die sogar liebenswürdig sein soll? Ihr Salon wird gerühmt, nur geht leider die Sage, daß auch Guizot zuweilen dort erscheine, das calvinische Gespenst." — Lord Normanby war wirklich da, ein riesenhafter Engländer mit gutmüthigem Antlitz und Wesen, besonders riesenhaft in den kleinen Zimmern, welche von einer

ganzen Schiffsladung magerer Briten, Fracht der Ueberlandpost aus Indien, angefüllt waren. Auch Alfred de Vigny war da. — „Der Unglückliche hat eine dicke Engländerin zur Frau.“ — Und ein unelegant aussehender Franzose war da — „Warum nicht gar!“ — mit nachlässig aufgestülpter Brille, mit ungepflegtem Barte, ohne Vernisstiefeln, sogar zu meinem Troste mit einem leichtfertigen schwarzen Shlip — „der muß lange in unserer Heimat gewesen sein“ — ja! er trug ein durchfurchtes, mißmuthiges Gesicht durch die Gruppen von Engländern und fragte mich nach Savigny, nach Gans, dessen frühen Tod er sehr beklagte, nach Varnhagen, nach Fräulein Solmar und nach weiteren Notabeln von Berlin, sowie, unvermeidlich! nach den Etats généraux de la Prusse. Auf meine Verwunderung sagte er lächelnd, er gehöre zur alten Partei des „Globe“ und habe damals mitgewirkt, die Franzosen aufmerksam zu machen auf deutsche Bildung. Sie werden finden, setzte er hinzu, daß dies auch gewirkt hat. Ja wohl, erwiderte ich, und ich finde dies bedenklich für Frankreich. Es liegt nicht in französischer Natur, und Ihr Staat wie Ihr Paris scheint mir auch etwas ins Stocken gerathen zu sein. Er stutzte und entgegnete, aber er verneinte nicht geradezu. Er war offenbar ein sehr gescheiter Mann. — „Es war Ampère?“ — Ja. All die verschiedenen Menschen vermittelte die Wirthin Mistreß Sarah mit sehr geschickter Unparteilichkeit — „das wäre ein Amt für mich!“

Während wir lachten, ging die Thür auf und ein großer Mann mit breitkrämpigem Phantasiehute trat ein — Eugen Sue.

Sobald er in dem traurig veränderten Aeußeren unseres Poeten Heine erkannte, da hatte es auch mit der Höflichkeit für uns vorläufig ein Ende. Er bekümmerte sich nur um ihn, der allen französischen Notabilitäten das Interessanteste ist von deutscher Literatur, und ich hatte volle Freiheit, den berühmten Romanautor zu beobachten.

Da ist aber nicht viel zu beobachten; das gesellige Aeußere ist bei allen Franzosen so gleichmäßig stark, daß von persönlicher

Unterscheidung nur wenig zu entdecken bleibt. Die Rinde ist überall glatt an diesen Bäumen. Gerade an Sue sollte man eine narbige und knorrige Rinde erwarten, und sie ist doch nicht vorhanden. Er ist hoch und breitschulterig gewachsen. In einem kurzen, kräftigen Nacken möchte man die Energie angedeutet finden, welche all seinen Schriften eigen ist. Der Ausdruck seines Gesichts, von etwas dunkler Hautfarbe, ist wohlwollend, seine Augen sind sogar entgegenkommend und freundlich. Der tiefe Ton im Teint, die kräftig gebildeten Nasenflügel, der feingeschnittene und festgeschlossene Mund mögen vielleicht dem Physiognomiker willkommen sein, welcher Anzeichen eines innerlich leidenschaftlichen Wesens auffinden will. Aber die weichen Bewegungen des Mannes von Welt und das milde Organ können ihn irremachen über jene Anzeichen, wenn er sich nicht so viel Uebung zutraut, um das Naturell aufzufinden hinter der Bildung, und unter der untadelhaft eleganten Kleidung einen behaarten Arm, eine behaarte Brust zu sehen. Das kurz gehaltene Haar fängt an zu ergrauen, es bleibt jedoch dies Merkmal des Alters ohne Bedeutung bei der Kräftigkeit des Ausdruckes und der Haltung, welche einen Vierziger von nerviger Reife darstellt.

Das Gespräch wendete sich auf kritische Zergliederung französischer Notabilitäten in der Literatur. Der Franzose unterwirft sich auch in literarischen Dingen vollständig dem System oder dem Schema von Formen, welches Erziehung heißt. Er kritisirt vorsichtig und mit voller Rücksicht auf geselliges Gesetz. Für das Urtheil, besonders für das abfällige, meinen die Franzosen, sorge schon das Publicum, aber das Publicum sorge nicht dafür, daß hervorgebracht und geschaffen werde.

So war es nicht möglich, Eugen Sue durch all unsere Herausforderungen zu einem harten Worte über Hugo, Dumas, Balzac oder sonst einen Collegen zu treiben. Wenn er dem Tadel nicht widersprach, so stellte er der getadelten Eigenschaft sogleich eine lobenswerthe gegenüber. Wer möchte leugnen, daß dies mindestens liebenswürdig ist!

Eine andere Abweichung von unserer literarischen Weise zeigte sich darin, daß er meinen leisen Angriff auf seine Tendenzschriftstellerei nicht verstand. Ich fragte, warum er bei so großem Talente nur für vorgefaßte bürgerliche Zwecke Romane componire, während ihn doch seine Fähigkeit zu freier und deshalb größerer Erfindung ausrüste? Warum er der allgemeineren Wirkung halber grobe Verhältnisse und Gegensätze vorziehe, während er im Feineren und Edleren Größeres erreichen könne? Das Alles war ihm unklar und unwichtig. Die Geschmacksfrage, ob man praktische Tendenzen nicht zu suchen habe in schöner Kunst, ist ihm eine Spitzfindigkeit, und die Frage, ob er nicht das größte Publicum suchen solle, ist ihm wahrscheinlich eine Abgeschmacktheit. Er will so stark als möglich wirken. Schön zu wirken, mag ihm — vielleicht — untergeordnet scheinen. Principien für das Detail der Form sind den Franzosen äußerst wichtig und stets gegenwärtig. Principien allgemeiner Aesthetik sind ihnen keineswegs so wichtig wie uns. Dem Bedürfnisse des Augenblickes, dem Leben überhaupt geben sie sich hin, unbekümmert um Theorien, und jedes Wirksame ergreifen sie unbesehen. Sie experimentiren mit der That, nicht mit dem Lehrsatze, und sehen lächelnd zu, wenn man einer großen Wirkung dann nachsagt, sie sei mit unrichtigen Mitteln zuwege gebracht.

Als wir uns von Sue trennten, kam noch in Rede, ob er nicht auch einmal die französische Revolution schildern solle. Seine ungemeine Kraft der Darstellung, seine Gewalt psychologischen Blickes und Ausdruckes, dieser Kernpunkt, welcher die „Mystères“ über Europa verbreitet hat, müßten ja in den Männern und Scenen der Revolution ein außerordentliches Material finden. Mirabeau, Danton und Marat in absteigender Linie des Werthes und in aufsteigender Linie des sinnlichen Geistes würden in Sue'scher Zeichnung und Färbung frappante Gruppen geben auf dem Tumulte von Volksleidenschaften, deren Sue so mächtig ist.

Er lehnte die Zumuthung so höflich ab, indem er Mignet, Thiers, Lamartine, Michelet und Blanc herzählte, daß ich über-

zeugt war, er habe sich schon längst etwas Aehnliches vorgenommen und werde es gelegentlich in dem savoyischen Thale, seinem herkömmlichen Buen retiro, ausarbeiten.

Ein rascher Tod hat den kräftigen Mann dort überraschend früh hinweggerafft.

„Warum hast du nicht schon lange dies Thema erwählt zu organischen Skizzen?“ sagte ich auf dem Heimwege zu Heine.

„Warum nicht?! Das Leben ist so kurz, wenn man zu seinem Vergnügen leben will! Wie oft hab' ich daran gedacht, wie viel hab' ich davon zerstreut! Und jetzt kann ich nicht einmal zu Ende bringen, was ich angefangen, auch nicht, was uns noch näher liegt: memoirenhafte Skizzen unseres eigenen Lebens, die künstliche Revolution deutscher Romantik vor und in unserer Jugend und die praktische, welche wir seit dreißig Jahren durchmachen. Du wirst mit Detmold Mühe genug haben, die vorhandenen Blätter zu redigiren.“

Uns Beiden hatte er damals seinen Nachlaß zugedacht.

„Wenn ich nur wenigstens noch lesen könnte!“ fuhr er fort. „Und nun schlagen sie mir aus Deutschland gar die Wassercur vor! Die Wassercur! Sie beleidigen mich noch am Rande des Grabes. Als ob ich zwischen einer solchen Cur und einem Tode ohne Umstände schwanken könnte in der Wahl! Nicht einmal deinen gepriesenen Lamartine kann ich lesen, den ich mit gesunden Augen wahrscheinlich nicht gelesen hätte.“

Dictire mir! Novellen, wie Lamartine eine von der Marseillaise bringt. — „Die lautet?“

Delisle ist aus dem Juragebirge gewesen und hat zu Straßburg mitten unter Deutschen die Revolutionshymne geschaffen im Winter 1792. Deutsche Mädchen, die Töchter des Maires Dietrich, haben ihn durch theilnehmende Begeisterung zu dieser Composition gedrängt. Die letzte Flasche Wein — es hat Hungersnoth geherrscht damals in Straßburg — hat der alte Dietrich mit dem Jüngling aus dem Jura getheilt, und der Hauch dieses Weines hat in kalter Winternacht dem jungen Delisle die Hymne

eingegeben. Worte und Musik haben sich wie im Tanze gleichzeitig zusammengefunden vor dem kleinen Clavier, und wie Alles, was als lebendiges Lied wirken soll, ist das Lied gleich als gesungenes entstanden, um — wieder in die Lüfte zu verschwinden. Scheinbar wenigstens. Delisle ist mit dem Kopfe auf dem Clavier eingeschlafen, ohne ein Wort, ohne eine Note aufgeschrieben zu haben. Als er aber des Morgens im kalten Stübchen erwacht und sich besinnt, da treten Worte wie Töne getreu wieder aus seinem Gedächtnisse hervor, und er schreibt sie auf und eilt mit dem Papiere zu Dietrichs. Die Mädchen schlafen noch. Sie werden geweckt, um die Begleitung zu spielen, und so wird dies furchtbare Lied zum erstenmale in einer deutschen Familie gesungen, dergestalt wirkend, daß Vater, Mutter und Töchter dem jungen Manne schluchzend um den Hals fallen. Die friedliche Bürgerfamilie ist in Entzücken über die Erfindung einer Hymne, welche Revolutionshymne werden, welche Schlachtgesang werden soll auch für die wildeste Leidenschaft.

Daher diese deutsche Melancholie in der zweiten Hälfte des Liedes, daher diese Sympathie, welche es, abgesehen von jedem politischen Wunsche, auch in Deutschland gefunden hat. Eine wunderbare Allianz der sonst so getrennten Landsmannschaften!

Ach, und wie redlich haben die Schöpfer und Geburtshelfer ihr Werk zahlen müssen! Man hat es gesungen, als Dietrich zur Guillotine geführt worden ist, man hat es gesungen unter den Fenstern von Delisle's elterlichem Hause, und die Mutter, eine fromme Royalistin, hat ihrem Sohne geschrieben: „Was ist das für ein schrecklicher Gesang, welchen die Räuberhorden singen, und bei welchem sie deinen Namen nennen, Unglücklicher! deinen Namen?!“ Ja, man hat es gesungen hinter ihm her, als er selbst, des Royalismus angeklagt, vor den Jacobinern in die Alpen hinauf flüchtete; sein eigener Gesang ist ihm ein Schreckenssignal geworden, daß die Würgengel auf seinen Fersen seien. „Das ist die Marseillaise!“ hat sein Führer trocken bemerkt.

Diesen Namen hatte das Lied erhalten, als es, von Stadt zu Stadt fliegend, in Marseille eine absonderliche Bedeutung gefunden. In Marseille war es zuerst stehender Clubgesang geworden, und von hier aus wurde es durch die bekannten Marseiller Truppen, welche mit Barbaroux nach Paris zogen, auf dem Lande verbreitet. Sie sangen es überall auf dem Marsche, und so kam es als Kriegsgesang der Marseiller über Frankreich unter dem Namen: „Die Marseillaise", obwohl es zur guten Hälfte deutschen Ursprungs ist.

Heine hatte still zugehört, und als ich schwieg, sagte er in seiner leicht hinwerfenden Redeweise: „Dieser sentimentale Weg historischer Ableitung kann von polizeiwegen nicht gestattet werden."

Als wir in seine Wohnung kamen, fand sich ein Billet vor. „Von wem? — Von Mignet! Er zeigt uns an, daß Monsieur Thiers die Artigkeit selbst ist. Die Anmeldung deines Besuches nach dem Diner hat er mit einer Einladung zum Diner erwidert. Man kann nicht liebenswürdiger sein, und du kannst nun meinen Einfluß in Frankreich ermessen."

Ja wohl, erwiderte ich lachend, aber was kann ich, ein kleiner deutscher Schriftsteller, einem Mann wie Thiers Interessantes sagen, um meine Dankbarkeit durch die That zu beweisen?

„Du wirst hören, wirst ihn hören; das ist ihm das Interessanteste."

Um gut zu hören, lieber Heine, muß man auch passend zu sprechen wissen. Was hegt er für Liebhabereien?

„Er liebt die bildenden Künste, besonders die Malerei. Frag' ihn nach seinem Aufenthalte in Italien, und er wird dir mit Hingebung von den großen Meistern erzählen, wenn du so bescheiden bist, aus einem Staatsmanne erster Sorte nichts hervorlocken zu wollen, als die Geheimnisse des Herrn von Rumohr. Uebrigens ist er geizig nach Macht und Ehre wie jeder Mann von großer Fähigkeit. Daran halte dich. Eine solche Passion schließt immer die andere aus. Es gibt also nichts Einfältigeres,

als von seiner Geldsucht oder dergleichen zu reden. Wer herrschen will, befaßt sich nicht mit Plunder."

Du sprichst ja wie ein Buch.

„Das thut man immer, wenn man keines mehr schreiben kann."

8.

Vom Boulevard nach der Montmartreseite aufwärts liegt hinter der Kirche Notredame de Lorette ein kleiner Platz, der St. Georgenplatz. An der linken Seite desselben steht, mitten in Gartenanlagen, ein einfaches Haus von mäßiger Größe und geringer Höhe. Das gehört Thiers, und das bewohnte er damals wie heute.

Die saubere Citadine, ein einspänniger Miethwagen — die Pariser cultiviren aus Sparsamkeit die Einspänner — in welchem Mignet mich mitgenommen und in welchem er ganz artig und ganz voll französischen Tics mich examinirt hatte über deutsche Beurtheilung französischer Größen, hielt unter einem bedeckten Vorbau, und wir gelangten nach wenigen Schritten durch ein Vorzimmer ebenen Fußes in eine offene Reihe von Gesellschaftszimmern. Das Erdgeschoß des Hauses, viel größer, als man von der Straße aus erwartet, scheint ganz dem Salonleben bestimmt zu sein und macht in geschmackvoller Ausstattung einen angenehmen Eindruck.

Wir waren die ersten Gäste und konnten am lodernden Kamine eines großen Salons unsere Gespräche aus der Citadine fortsetzen, bis ein krausköpfiger Herr erschien, welcher mit ziemlich verdrießlicher Miene neben uns Platz nahm. Es schien ihn nichts weiter zu interessiren, als das Parteispiel in der Kammer. Herr Duvergier de Hauranne war's, meines Wissens ein Gascogner und Nachkomme des berühmten Jansenisten.

Ganz im Gegensatze zeigte der zunächst Ankommende, ein älterer Herr mit grauen Haaren, lebhaften, sogar inneren Antheil an allem Möglichen. Er war ganz à la Ampère, das heißt ganz so altmodisch gekleidet wie ein Gelehrter, der keine Zeit hat, nach dem Modewechsel zu fragen, sondern Frack und Weste und Pantalon für eine Dauer von wenigstens fünf Jahren anschafft und so lange trägt, bis ein Diener oder ein guter Freund einmal nachdrücklich sagt: Jetzt sind positiv einmal neue nöthig! Unter der alten Busenkrause schlug aber offenbar ein junges Herz; die blauen Augen in einem röthlichen Angesicht hatten etwas Frisches und Treues, und das ganze Wesen etwas Braves. Schnell und deutlich sprechend und entschiedene Bewegungen machend mit den etwas magern, langen Gliedmaßen, verrieth er durchwegs einen liebenswürdigen, fast leidenschaftlichen Eifer für Ideales und erquickte dadurch, weil hinter all seinen Wendungen eine ausgebreitete Kenntniß sichtbar wurde, und zwar eine Kenntniß, welche ihrer Sache, soweit diese Sache blos Wissenschaft, ganz sicher ist. Es war Cousin.

Er hatte für mich in Allem etwas Deutsches, etwas von einem wohlwollenden Professor einer deutschen Universität. Eifrigst fragte er denn auch nach lauter gelehrten Leuten in Berlin, wo er bekanntlich längere Zeit gewesen ist. Ehe sich aber das Gespräch der Reminiscenzen entwickeln konnte, erschien Madame Dosne, die Schwiegermutter des Herrn Thiers, und nahm unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie schien eine Frau von Bedeutung zu sein, und man sagte wohl auch, daß sie an der politischen Laufbahn ihres Schwiegersohnes starken Antheil nehme und dessen beweglichen, dem Künstlerthume vielfach zugeneigten Sinn gern immer wieder auf politische Ziele richte. Ihre Ansprache war für mich sehr wohlthuend in derjenigen Einfachheit und Klugheit, welche einen Fremden beim Gespräch betheiligt, ohne ihn zu verpflichten. Will und kann der Fremde sich lebhafter anschließen, so ist dies nun hinreichend erleichtert; will er nicht, so werden ihm auch für sein Ausweichen alle die Auskunfts-

mittel geboten, welche einer inhaltsvollen geselligen Bildung zu Gebote stehen.

Als Madame Thiers, eine fast schön und sehr interessant aussehende junge Frau, eintrat mit ihrer jüngeren Schwester, gab mir Madame Dosne ihren Arm, und wir gingen in den anstoßenden Speisesaal zu Tische. „Monsieur Thiers pflegt immer erst zu kommen, wenn wir bei der Suppe sind," sagte sie mir, indem sie auf den neben mir leer bleibenden Sessel deutete. Ich erkundigte mich nach seiner Tagesordnung. Er steht ziemlich früh auf und arbeitet in Einem Zuge bis Mittag. Dann frühstückt er, liest Journale und geht aus, zur Zeit der Kammersitzungen auf Umwegen in die Kammer. Ermüdet kehrt er gegen Abend heim und schlummert ein Stündchen vor dem Diner. Nach demselben gehört er einige Stunden seiner Familie, seinen Freunden und den Besuchen, welche nach acht Uhr willkommen sind.

Ich wollte eben um Auskunft bitten, wer ein junger, schwarz gekleideter Tischgenosse sei, welcher unbemerkt von mir angekommen war und zwischen den jungen Damen uns gegenüber Platz genommen hatte — da entstand hinter mir unter den aufwartenden Dienern eine Bewegung, und aus einer Seitenthür des Saales erschien Thiers. Ein kleiner Mann, unscheinbar gekleidet, kam er raschen, leichten Schrittes zur Tafel, grüßte schnell, kurz, herzlich, machte ebenso schnell, kurz und in den wohlwollendsten Ausdrücken meine Bekanntschaft ab und widmete sich, nachdem er durch eine Frage an seine politischen Freunde ein allgemeines Gespräch veranlaßt hatte, schweigend und hörend seiner Malzeit.

Das kurzgeschorene Haar auf rundem Kopfe war bereits ganz grau, das Gesicht selbst aber und die leichte Beweglichkeit des kleinen Körpers waren frisch und jugendlich. Die verständigen Augen haben etwas ganz und gar Gutmüthiges. Gutmüthig, poetisch gutmüthig ist überhaupt seine Ansprache und sein Wesen. Nicht ausschließende Dogmen, sondern Freiheit der Bewegung, Geschicklichkeit der Combination und Gruppirung

kennzeichnen seine Politik. Das meint man der äußeren Erscheinung schon absehen zu können. Eine Künstlernatur meint man vor sich zu haben, deren Stoff politische Fäden, Provinzen, Länder und Völker. Poetischen Sinn meint man zu wittern, und die Annäherung ist dadurch ebenso erleichtert, wie das entscheidende Urtheil erschwert wird über einen so aalglatten Staatsmann. Man fürchtet sofort eine Gefahr gegenüber dieser Leichtigkeit, die Gefahr der Untreue in der Gesinnung dieses beweglichen Talentes, der Untreue im weitesten Sinne des Wortes. Die liebenswürdigsten Weiber sind ja bekanntlich die gefährlichsten Ehefrauen.

Die erste Frage nach der Suppe galt natürlich wieder Preußen. „Was wird werden aus dieser constitutionellen Wendung?“ so fragten Alle.

Das kann kein Mensch wissen! erwiderte ich einfältig genug.

„Sehr richtig!“ sagte rasch Thiers, „es wird Alles von Ihrem König abhängen, der ein interessanter, aber schwer zu berechnender Herr ist. Und es wird Alles davon abhängen, ob Ihre Nation nicht nur entschlossene, sondern auch talentvolle Führer findet in der Kammer. Hat ihr König etwas vom großen Friedrich, so wird er nichts halb thun. Denn wer in der Politik halbe Maßregeln ergreift, der säet Mißtrauen, verliert die alten Freunde und gewinnt keinen einzigen neuen.“

„So wird's geschehen!“ rief der junge schwarze Mann.

Thiers nahm keine Notiz von diesem Einwurf, sondern fuhr fort: „Hat der König den Muth ganzer Maßregeln, und läßt er eine Verfassung entstehen, wie das wahre Bedürfniß sie erheischt, dann ist nicht nur die Physiognomie, sondern das Wesen des europäischen Körpers verändert, und Frankreich hat auf neuer Basis seine Stellung zum Auslande zu ändern.“

Allgemeine Zustimmung der französischen Tafelrunde folgte dieser Rede, nur der junge Schwarze wiederholte: „So wird's nicht. Ich kenne Deutschland und ich sage: ein gerades, logisches Handeln ist den Herren dort zu einfach. Sie sind in sogenannter

Romantik und philosophischer Aberweisheit aufgewachsen, daraus können sie nicht heraus. Der König namentlich verlangt und braucht Beifall."

„Desto besser!" rief Thiers. „Könige, welche Beifall brauchen, sind die besten Könige. Verwundert hat es uns übrigens," fuhr er, gegen mich gewendet, fort, „einen Brief Ihres Königs gestern in den Journalen zu finden, welcher an Jules Janin gerichtet ist. Verkehrt er so wohlwollend mit den Poeten in Deutschland?"

„Für ein unselbstständiges Buch!" rief schon wieder der Schwarze, „für eine manierirte Bearbeitung der „Clarisse Harlowe", und an Jules Janin! Kennen Sie Janin? Wissen Sie, was wir einen Polisson nennen?"

„Das scheint mir ziemlich gleichgiltig zu sein," entgegnete ich, „und ich bin erstaunt, daß die höflichste Nation eine Höflichkeit so auffallend findet, welche einem der Ihrigen erwiesen wird. Der namhafte französische Autor sendet mit einigem Geräusch ein Buch direct an unseren König und erhält dafür eine, wie mir scheint, vorsichtig abgewogene, artige Antwort."

„Ganz richtig!" sagte Thiers. „Aber ich wiederhole meine Frage, ob Ihr König in so aufmerksamer und wohlwollender Weise mit den deutschen Schriftstellern verkehrt. Wir wissen nichts davon, und uns schiene es wichtig."

„Nur mit den alten Romantikern!" rief der Schwarze.

Das Gespräch wendet sich nun auf die allgemeine Frage: ob überhaupt und bis zu welchem Grade der Monarch persönlich das Schriftstellerthum fördern solle. Das erfindende nämlich, das producirende Schriftstellerthum, denn das journalistische hat längst seinen unabweislichen Antheil am Staatsleben. Ludwig der Vierzehnte ward erwähnt — das Beiwort „le grand" ist bei der jetzigen Generation nicht mehr Mode — welcher mit gutem Erfolge die Poeten gestreichelt, und auch Napoleon ward in Rede gezogen. Thiers natürlich, welcher täglich an der Lebensgeschichte des Kaisers schrieb, hatte eine unerschöpfliche Menge

kleiner Züge in Händen, und das bekannte Wort: „Wenn er jetzt lebte, ich machte Corneille zum Herzog!“ konnte nicht ausbleiben. Kurz, die Gesellschaft war ganz einig — sie bestand ja aus Franzosen! — daß für den Fürsten oder den Staat die Förderung literarischer Talente sorgfältig organisirt sein müsse, sorgfältiger, als es damals in Frankreich der Fall war. Und doch geschah in Frankreich immer von staatswegen unvergleichlich viel mehr als bei uns.

Man erkundigte sich genau nach unseren dahin zielenden Verhältnissen, und fragte besonders nach dem bei uns heimischen eigenthümlichen Institute der Hoftheater. Das Thema ging aber verloren, weil eine einzelne Notiz mit solchem Halloh aufgenommen wurde, daß nichts Weiteres mehr Platz fand. Diese Notiz betraf das preußische Verbot: die Ahnherren des regierenden Hauses auf die Bühne zu bringen. Es entstand eine Pause, nachdem ich diese Notiz ausgesprochen. Man begriff nicht, man wußte sich nicht zurechtzufinden. Dann stürzten Ausrufe und Bemerkungen wie Sturzwellen auf mich los: „Aber das klingt ja republikanisch!“ — „Das erinnert ja an den Convent!“ — „Das bricht ja mit der Geschichte, das depopularisirt ja die Dynastien!“

„Das gehört“ — schloß lachend Thiers — „in die hohe Politik. Und man spricht von patriarchalischem Verhältnisse bei Ihnen! Es ist ja der bare Gegensatz vom Patriarchenthum: es streicht die herrschende Familie aus der feierlichsten und populärsten Theilnahme der Nation; es entwöhnt das Publicum von einem Mittelpunkt, den man sonst mit aller ersinnlichen Anstrengung gegenwärtig und lebendig zu erhalten sucht; es nöthigt die Dichter, Volkshelden zu erwählen, nöthigt sie, das Neueste, das Modernste zu gestalten, also das Unerprobte, das Unberechenbare auf dem Theater darzustellen — ach, mein Herr, das ist zum Mindesten äußerst eigenthümlich und nach unserm Verstande, keineswegs im Sinne und Vortheile der alten Monarchie. Und besteht dies merkwürdige Verbot auch in Oesterreich?“

Nein.

„Sehen Sie!“ Und sich zu Mignet und Cousin wendend, zog er allgemeine Folgerungen und Bemerkungen aus diesem anscheinend so kleinen Thema und that dies mit verführerischer Beredtsamkeit.

Sein Talent der Rede, dies leichte und behende Aufbauen der Vordersätze, dies anmuthige Abgehen auf Nebenpunkte, welche spielend hereingezogen und mitverbaut werden, zieht den Hörer unwiderstehlich fort bis zu dem Augenblicke, da alles Material zusammengetragen und die Aufgabe gekommen ist: zu richten, zu decken und zu schließen. Man ist betheiligt worden, wie ein Mitarbeiter, man hilft selbst zusammentragen, man hilft schließen, und wenn nun geschlossen zu sein scheint, dann springt der kleine geschäftige Meister plötzlich zur Seite und wächst vor unseren Augen und winkt gebieterisch und nöthigt uns plötzlich streng, ihm auf die neue Stellung zu folgen und das aufgerichtete Gebäude unter einem ganz unerwarteten Gesichtspunkte zu betrachten. Dieser Gesichtspunkt ändert Alles. Wir sind überrascht von dem, was wir selbst miterrichtet zu haben meinen und was doch ganz anders aussieht, als unsere eigene Gedankenfolge, und was uns den Ausruf abnöthigt: Vortrefflich! Er pausirt vor diesem Schlusse gar nicht, man hat nicht Zeit zu der Besorgniß, es werde nur eine Wiederholung kommen, nein, er sprengt plötzlich all seine Kräfte, den ganzen unerwarteten Rest seines Gedankenheeres hervor und erzwingt mit dieser überraschenden, durch Massen überwindenden Wendung den unwillkürlich ausbrechenden Beifall.

Dabei ist das freundliche, fleischige Gesicht voll tanzender Lichter, welche sich beim letzten Satze der Rede in eine strahlende Fackel zu versammeln scheinen.

Und all das mit einem wirklich kläglichen Stimmorgan, welches dünn und hoch dem Geiste und Talente nur so viel Vorschub leistet, wie dem Gusikow die klanglosen Holzstäbchen Vorschub leisten für Musik. Man vergißt sehr bald das Mittel zur Verständigung und hört nur den Sinn und Geist.

Nach Tische verschwand Thiers einen Augenblick mit dem „Schwarzen“ — dessen Namen ich nicht erfahren konnte — und kehrte mit einem kleinen Oelgemälde in den Salon zurück. Es stellte Gaston von Foix dar, dies kriegsritterliche Ideal Frankreichs vor Eintritt der Renaissancezeit. Er war auf dem vortrefflich gemalten Bildchen conterfeit mit dem Ausdrucke der kräftigsten Sanftmuth, der wohlwollendsten Männlichkeit, ein ganzer Krieger als ganz liebenswürdiger Mensch. Thiers, Mignet, Cousin schwelgten in dem Anblicke dieses Bildes, und es hatte etwas tief Wohlthuendes, diese eben noch so streitbaren Politiker glücklich zu sehen in der Hingebung an ein schönes Menschenbild ihres Vaterlandes. Der Begriff des Vaterlandes erschien dabei wahrhaft rührend in seiner innigsten Familienhaftigkeit, eine wohl unbegreifliche Erscheinung für unsere abstracten Politiker, welche diesen mächtigen Familienzug einer großen Gemeinschaft nicht kennen oder nicht kennen wollen, und welche den Menschensinn verdünnen möchten auf eine bloße, durchwegs gleichmäßige Kopfstimme. „Welch ein Franzose! Welch ein französischer Mann! Welch ein französischer Held!“ rief Einer um den Andern. Und nun entspann sich ein Austausch der Mittheilungen über Kunstgenüsse, in welchen der Staatsmann Thiers wie ein lyrischer Poet erschien. Fünfmal sei er in Italien gewesen, und mit immer steigendem Genusse. Und in Madrid, in Dresden, in Wien, welche Freuden habe er da genossen!

„A propos,“ schaltete Madame Dosne ein, „ihr Völker Germaniens macht ja gern darauf Anspruch, einen besonders poetischen Sinn für Natur zu haben. Daneben ist es doch auffallend, daß die beiden berühmtesten Landschaftsmaler Franzosen sind: Poussin und Claude Lorrain!“

Ich war schwach genug, außer Ruysdael germanischen Stammes nicht gleich einen anerkannten Namen zur Hand zu haben, und steifte mich in der Geschwindigkeit auf Claude Lorrain, der ja ein Lothringer gewesen, wie sein angenommener Künstler-

name bezeuge, und Lothringen sei ja doch deutsches Reichsland gewesen. „Gewesen!“ riefen lachend die französischen Herren. Heutzutage in den Siebziger Jahren würden die Herren wol nicht mehr lachen.

Ich hatte von besonderem Glück zu sagen, daß die Damen den verzweifelt französischen Namen dieses lothringischen Malers nicht entdeckten, den unwiderleglichen Namen „Gelée“, welchen mir ein Blick in den naheliegenden Dictionnaire verrieth. Ich machte das Buch sorgfältig zu, und ein meldender Diener rettete mich vor näherer Untersuchung. Er meldete Mr. Bancroft, den amerikanischen Gesandten in London. Eine lange englische Gestalt erschien und faßte Posto am Kamin wie an einer Rednerbühne. Denn er hielt einen weitausholenden Vortrag über seine historischen Forschungen auf dem Continente, Forschungen, welche alle Beziehungen Europas zum amerikanischen Freiheitskriege ermitteln sollen, wenn ich anders sein Französisch in englischer Aussprache recht verstanden habe. Die Form war dergestalt „Speech“, daß sie nicht leicht allgemeine Aufmerksamkeit finden konnte in einer Gesellschaft, welche sich eben in bequemster Conversation ergangen hatte. Selbst Thiers machte einen geschickten Rückzug und spielte den Redner dem höflichen Mignet in die Hände.

Ich benützte die Gelegenheit, ein intimeres politisches Gespräch mit dem geistvollen Staatsmanne anzuknüpfen. Mit anmuthigster Leichtigkeit nahm er den Spaziergang an, für welchen ein offenes Nebenzimmer den äußerlichen, Frankreich und Deutschland den innerlichen Boden gewährte.

Ich wiederhole hier diese Unterredung nicht: sie ist durch den deutsch-französischen Krieg 1870 völlig veraltet, namentlich für einen Politiker wie Thiers veraltet, welcher keine dogmatische Politik macht, sondern den eben herrschenden Umständen Rechnung trägt. Bemerkenswerth scheint mir nur geblieben zu sein, daß er die Verbindung mit einem deutschen Reiche — wenn ein solches existirte — für Frankreich ganz brauchbar fände. „Es sichert uns den Continent,“ lautete seine wörtliche Aeußerung.

Und dann ging er wie ein Künstler auf eine Theilung der Erde über, verspottete meine Dreingabe Savoyens an Frankreich, denn Savoyen sei ohnehin französisch, und verlangte Belgien und Mainz. Von meinem Widerspruche nahm er nur geringe Notiz und sprang plötzlich ab von einer Combinirung, welche ja Oesterreich unberührt lasse. Das Donauthal galt ihm für eine Hauptwiege deutscher Macht — ein Gedanke, welcher dem Erzähler der napoleonischen Kriege und der Schlachten gegen den Erzherzog Karl natürlicher Weise nahe lag.

Welch ein Kaleidoskop ist unsere europäische Politik! Ein Ruck, und Alles ist verwandelt, weil es eben gar zu viel Nachbarn gibt. Nordamerika lacht über uns und begnügt sich mit einem kleinen Armeecorps für ein Reich, welches größer ist als das ganze Europa. Es lacht, weil ihm kein Nachbar zu schaffen macht. Wenn erst Californien und was im Westen daran grenzt, wenn erst die Südstaaten selbstständig sich abzweigen werden, wenn erst überhaupt die Abtheilungen losgehen, dann wird das Lachen stillstehen. Jetzt lachen ja auch wir über den Thiers von 1847, und doch ist er 1870/71 wieder ein wichtiger Mann geworden, weil er der verkörperte bon sens ist in der französischen Politik.

9.

Demoiselle Mars war im Frühlinge 1847 gestorben, und ich erlebte ihr Begräbniß.

Vor sieben Jahren spielte die Sechzigerin noch, und sie spielte noch jugendliche Liebhaberinnen. Ich hatte sie zuletzt in Vater Dumas' „Mademoiselle de Belle-Isle“ die Titelrolle spielen sehen, eine jugendliche Liebhaberin in vollständiger Bedeutung des Wortes, und zwar eine einfache, herzliche, liebenswürdige.

Man hatte sich kurz vorher eingestanden, daß dies eigentlich nicht mehr anginge, und Vater Dumas hatte in diesem Stücke eine Marquise für sie geschrieben, welche immer noch verführerisch, aber doch etwas älter sein konnte als das Fräulein von Belle-Isle. Das Stück war fertig, und Fräulein Mars wurde geladen, die Vorlesung desselben anzuhören. Die französischen Autoren lesen durchschnittlich sehr gut. Dumas besonders. Er las sein Stück mit voller Wirkung, und die Zuhörer applaudirten am Schlusse lebhaft. Fräulein Mars am lebhaftesten. Dumas war höchlich erbaut davon und wendete sich an sie, um etwas Näheres von ihr zu hören über die ihr zugedachte Rolle der Marquise und über das neue Fach. „Sehr schön, lieber Dumas, sehr schön“ — sagte sie — „aber wer wird uns die Marquise spielen?“

Dagegen war nicht aufzukommen. Sie spielte die Belle-Isle. Daß sie daneben pikante Mädchen in Molière's Comödien darstellte, das war weniger auffallend für ihre sechzig Jahre. Das Pikante täuscht wohl über das Alter; aber die jugendliche Liebhaberin soll ja durch das Alter täuschen.

Fräulein Mars täuschte durch die Stimme. Wie man schöne Hände conservirt, so hatte sie ihr Organ jugendlich erhalten. Auch dem vorherrschenden Schicksale französischer Frauen, dem Schicksale des Dickwerdens war sie entgangen; ihre Gestalt war schön geblieben. Wenn man also nicht eigensinnig Kopf und Büste der Liebhaberin unter scharfe Gläser brachte, so brachte man sich auch die Täuschung zu Stande. Und die Franzosen sind darin sehr artistisch. Sie verzichten viel leichter als wir auf das Aeußere, wenn die inneren Eigenschaften der Künstlerin Ersatz bieten. Bei uns hat Tieck erfolglos bewiesen, daß Julia nicht jung zu sein brauche, wir verlangen eine jugendliche Julia. Wie ernstlich unsere ästhestische Bildung sei, wir wollen lieber etwas weniger Bildung und mehr Jugend der Liebhaberin, als umgekehrt Bildung ohne jugendlichen Reiz.

Mein eigener Geschmack war in diesem Punkte viel mehr deutsch als französisch, und dennoch war auch mir Demoiselle Mars die Perle der französischen Bühne geworden. Wahrscheinlich weil sie das darstellte und nur das darstellte, was unbestritten vorzüglich ist an den Franzosen: die Grazie des Umgangs, die Comödie.

„Vorzüglich" ist vielleicht, streng genommen, nicht das richtige Wort. Ich sollte wohl sagen: was „anerkannt" ist an den Franzosen. Umgangsgrazie und Comödie sind ja Sache der Uebereinkunft, und weil dieses französische Wesen in ganz Europa giltig geworden ist, deshalb haben wir ein vollständiges Urtheil über diesen Bereich ihrer Bühnenkunst. Es stört uns nicht eine nationale Eigenthümlichkeit wie bei der Tragödie. Der Stern Rachel war damals im Aufgehen begriffen, der Stern Mars war im Untergehen begriffen; ich gehörte zu den Rittern des untergehenden Gestirns.

Wenige Jahre nach der Belle-Isle-Affaire war der Kriegsname Mars — ein angenommener Name ihres Vaters, welcher ebenfalls Schauspieler gewesen — vom Théâtre Français verschwunden: sie war ins Privatleben zurückgetreten und hatte nur noch für die Theaterschule gewirkt, welche mit diesem Staatstheater der Nation verbunden ist. Es ist bekannt, daß der französische Staat in ausgedehnter Weise die Verpflichtung übernimmt, die dramatische Kunst zu fördern. Außer den großen Opernanstalten und diesem officiellen „französischen Theater" unterstützt man neuerdings auch das Odéon als „zweites französisches Theater", und die Stadt Paris thut außerdem noch das Ihrige für einige Theater. Ohne Rücksicht auf Erwerb, ohne Rücksicht auf die lähmenden Bedenklichkeiten einer Hof-Etikette soll an diesen Anstalten Alles darauf gerichtet sein, das erworbene nationale Repertoire würdig zu erhalten und neue Schöpfungen durch alle möglichen Mittel der Unterstützung und der Belohnung zu erzeugen. Dies officielle französische Theaterwesen ist ein ausgebildeter kleiner Staat für sich, an welchem die Mars leben-

digen Antheil genommen. Wenn dieser kleine Staat auch zeitweilig pedantisch und dürftig wird durch seine bureaukratische Einrichtung, Publicum und Presse sorgen wieder immer dafür, ihn neu zu beleben, und bei all seinen Fehlern ist er doch die unerschütterliche Grundlage, welche uns immer noch fehlt.

An einem sommerheißen Märzvormittage wurde die Königin des französischen Lustspiels begraben. Es dauerte lange, ehe es dazu kam, und ich war nicht darauf gefaßt, daß man sie erst wie eine wirkliche Königin einbalsamiren würde. Dies war geschehen. Man wollte diesen schön gewesenen Leib, welcher an vierzig Jahre vor den Franzosen reizend erschienen, möglichst erhalten wissen.

Ihre Wohnung war im Viertel der Madeleinenkirche (Rue Lavoisier); diese antike Magdalenenkirche also in ihrer classischen Schönheit wurde der Mittelpunkt der Grabesfeier. Dorthin nach den breiten Außentreppen, welche Tausenden Platz bieten, strömten die Menschen schon um 10 Uhr. Welch ein großes Publicum hatte sie auch! Durch drei Regierungen hatte sie geherrscht: der Kaiser Napoleon I. war neben ihr gestürzt worden, und sie hatte bitterlich geweint; die erste Kaiserzeit war ihre Jugend. Die älteren Bourbons waren zweimal neben ihr vertrieben worden, und sie hatte geholfen; als die Feinde ihres Kaisers waren sie ihr zuwider. Sie hatte unter der Restauration für eine eifrige Napoleonistin gegolten und war als solche auch in Ungelegenheiten gerathen. Es war ganz natürlich, daß ich jetzt auf den Treppen der Madeleine zahlreiche alte Schnurrbärte fand, welche diese letzte Blüthe aus der Kaiserjugend zu Grabe geleiten wollten. Diese alten Knaben sind noch immer kenntlich: altmodische Kleider, welche bis auf den Faden abgebürstet sind, stramme Haltung, strenge, leere Gesichter bilden ihre Uniform. Sie murrten einander zu, wenn die Stadtsergeanten die herbeiströmende Menge am Gitter nicht bewältigen konnte, und das Murren besagte: „Unerfahrenes Geschlecht! Wir haben ganz andere Massen in Ordnung gebracht!“

Die Sonne brannte gewitterhaft heiß, und erst gegen zwölf Uhr kam der Leichenwagen durch die breite Rue Royale dahergeschwankt inmitten eines Stromes von Menschen, der immer größer wurde. Es ist bekannt, daß der Pariser sehr neugierig ist, insbesondere bei gutem Wetter, und es wäre allerdings ein Irrthum, wenn man diesen Zudrang nur der Pietät hätte zuschreiben wollen. Pietätvoll war auch die Unterhaltung nicht in meiner Nähe. Aber man darf auch nicht vergessen, daß die Mars schon seit fünf Jahren vom Theater zurückgetreten und dadurch aus dem Gesichtskreise der Menge verschwunden war, daß also nicht eigentlich eine beliebte Person, sondern ein berühmter Begriff jetzt begraben wurde.

In Deutschland hat man Werth darauf gelegt, daß sich nicht nur keinerlei Vorurtheil gezeigt habe bei so feierlichem Begräbnisse einer Schauspielerin, sondern daß auch die vornehmsten Personen und Körperschaften des Landes sich beeifert, dabei zu erscheinen und mitzuwirken. Hier an der Magdalenenkirche, in welcher die Schauspielerin feierlich eingesegnet werden sollte von geschmückten Priestern, hier dachte Niemand daran, daß an so etwas überhaupt zu denken wäre; hier erinnerte sich Niemand, daß es jemals ein solches Vorurtheil gegeben hätte. Als der Leichenwagen unten am Gitter hielt und der mit schwarzem Sammt und Silberstickerei verhangene Sarg die Stufen hinaufgetragen wurde, da entblößte Jedermann das Haupt und es entstand eine lautlose Stille. Paarweise folgte ein endloser Zug von Schauspielern und Schriftstellern. Unter den Ersteren, von aller Welt bemerkt und durch Flüsterung des Namens hervorgehoben, ein kleiner Mann mit scharfgeschnittenem klugen Antlitze. Er trug eine schwarzseidene Zipfelmütze, bis an die Augenbrauen herabgezogen, und er gehörte zu dem Kleeblatte von Schauspielern, welches mit der Rachel und Frédérik Lemaître damals die gefeiertsten Schauspieler darstellte. Bouffé war es, einer der wenigen strengen Charakterspieler des damaligen Paris und jedenfalls der geschickteste unter ihnen. Früher am

Gymnase, dann an den Variétés. Das Gymnase, früher der gesuchte Schauplatz von Scribe's kleinen Stücken, hatte sich übrigens neuerdings ein Mitglied ausgebildet, welches ein vierblättriges Kleeblatt trefflich voll macht, eine Liebhaberin — jeune Première, wie die Franzosen sagen — Rose Chéri. Die Noth des Augenblicks hatte vor einigen Jahren einer Statistin eine Rolle anvertraut, und diese Statistin war mit Einemmale durch natürliche Einfachheit und liebenswürdige Anmuth Rose Chéri geworden. In der Louvre-Ausstellung war bereits eine wohlgetroffene Büste von ihr zu sehen; leider aber hat sich auch der Tod beeilt, sich der noch jungen Frau zu bemächtigen.

Unter den Schriftstellern ragte einer wie Saul um Kopfeslänge über alles Volk empor und zog aller Blicke auf sich. „Schaut! Schaut ce gaillard-là!“ rief leise Einer dem Andern zu. „Er ist nicht magerer geworden!“ bemerkte ein Dritter. Offenbar war dies ein populärer Schriftsteller, und die Aufmerksamkeit galt nicht blos seinem Mulattenkopfe mit wolligem Mohrenhaar. Es war Alexander Dumas, damals noch nicht „Vater“ genannt, weil der feinere „Sohn“ noch seine weiblichen Studien machte, die später den literarischen Ruhm des Papas überflügelten. Dieser Papa hatte neuerdings durch allerlei tolle Streiche und durch ein abgeschmacktes Benehmen vor Gericht sein Ansehen stark beschädigt. „Il est fou,“ sagte mein Nachbar, „véritablement fou.“ „Närrisch“ ist wol die entsprechende Uebersetzung des Wortes. Wer die Phantasie, und zwar die dreisteste Phantasie dergestalt zum Handwerk verbrauche, der wisse am Ende nicht mehr zu unterscheiden, was nüchterne Wirklichkeit und was farbiger Roman sei. Der Marquistitel, mit welchem er um sich warf, hatte ihm bei den Franzosen am empfindlichsten geschadet. Dergleichen ist den modernen Franzosen geradezu unausstehlich, und Viennet, den er um Secundanten-Dienste gebeten, hatte ihm wirklich geantwortet: Dem Schriftsteller Dumas würde er auf der Stelle secundirt haben, den Herrn Marquis de la Pailleterie aber kenne er nicht.

Bekanntlich hatte man ihn seit lange im Verdacht, daß er die Unmasse von Bänden, welche er alljährig lieferte, nicht allein schriebe, sondern daß er unbekannten Autoren die Manuscripte abkaufte und mit seinem Namen drucken ließe. Ein solcher Autor, Namens Maquet, galt offenkundig seit Jahren für seinen Mitarbeiter. Dagegen hat Dumas bewiesen, daß Alles, was unter seinem Namen gedruckt worden, von Anfang bis zu Ende nach seiner — sehr schönen — Handschrift gedruckt sei. Dies hat zu der Annahme genöthigt, man habe hier die erste socialistische Einrichtung in der Schriftstellerei vor sich, eine Organisation der Arbeit in schöner Kunst. Die Hilfsarbeiter lieferten nur rohes Material, und Meister Dumas legte die letzte Hand daran, indem er die Vorlagen in seinem Geiste und Style redigirte. Jedenfalls gehörte auch dazu, da er jeden Tag wenigstens Einen Druckbogen schreiben mußte, eine herkulische Arbeitskraft, und sein Nervensystem mußte seinem herkulischen Körperbau entsprechen. Man denkt unwillkürlich an die Kraft eines Negers, welcher im steten Sonnenbrande das zuwege bringt, was jeden blassen Europäer erdrücken würde. Diese fabelhafte Fruchtbarkeit, eine sorglose Gutmüthigkeit und eine studentische Neigung für buntes äußerliches Aufsehen erhielten diesen Vater Dumas fortwährend in der Gunst des Pariser Volkes. „Er ist der Nazi der Pariser!" sagte ein Wiener, der neben mir stand.

Da der Zug gar nicht endigen wollte und die Sonne beschwerlich brannte, so versuchte ich's, die Treppen hinab und von dannen zu kommen. Dies war nichts Leichtes bei der Menschenmasse, und als ich endlich bis ans Gitter hinabgedrungen, rief mich ein französischer Schriftsteller, mit welchem ich persönlich bekannt war, und forderte mich auf, an seinem Arme in den officiellen Zug zu treten und mit in die Kirche hinaufzusteigen. „Engländer und Italiener haben wir schon im Zuge," sagte er lächelnd, „erzeigen Sie auch als Deutscher unserer großen Comédienne diesen letzten Liebesdienst." — „Ihr Artikel für's Journal rundet sich dann besser ab?" — „Ja wohl." Und

so stieg ich denn als leidtragender Würdenträger bequem wieder hinauf, wo ich eben als harmloses Publicum unbequem herabgequetscht worden war.

Derlei öffentliche Acte werden eben ganz und gar Ceremonie. Die Seele wird durch Zerstreuung verflüchtigt.

Wir kamen auch nur bis ans Portal, denn die Kirche war schon gepfropft voll. „Man erstickt! Man erstickt!“ kam es mit Weihrauchwölkchen und musikalischen Accorden heraus zu uns — eine willkommene Gelegenheit zu Witzworten für meine Umgebung: „Kein Sperrsitz mehr, wenn die Mars zum letztenmale spielt, heilige Madeleine!“

Solch ein Begräbniß kostet einen halben Tag Zeit. Der Marsch allein bis auf den Père-Lachaise hinaus dauert länger denn eine Seigerstunde. Man ist denn auch hier mit Schuhwerk und Kleidung vorsichtig und geschäftsmäßig eingerichtet für die Begräbnisse. Jeder Sarg fordert Särge. Nicht immer scheint die Sonne so warm, und im Durchschnitte tödtet ein großes Begräbniß einige Percent leidtragender alter Berühmtheiten. Das wußte der alte Anschütz in Wien genau, und er führte in seiner Garderobe eine Begräbnißperrücke, obwohl er sonst im bürgerlichen Leben keine Perrücke trug. „Mein Kopf steht auf dem Spiele!“ rief er, „wenn mich die officielle Andacht nöthigt, so oft den Hut abzunehmen.“

Die Haupttheater spielten an dem Tage nicht und legten also außer der Achtung auch ein bedeutendes Geldopfer auf dieses Grab. Denn Zudrang gibt es zu allen Theatern jeden Abend in Paris, wie mittelmäßig auch die Stücke sein mögen. Die Franzosen wie die Juden sind die fleißigsten und aufmerksamsten Theaterbesucher. Man braucht da kaum noch das große Fremdencontingent in Rechnung zu bringen, welches Paris und die Pariser Theater regelmäßig besucht.

Mittelmäßig aber war im Frühjahre 1847 die dramatische Literatur Frankreichs recht sehr; es war ein trockenes Jahr. Ponsard war der Hauptname, und den verlästerten die Roman-

tiker, die zahllosen Anhänger Victor Hugo's. Man erzählte mir, daß man ihm den großen Erfolg seiner „Lucretia" noch immer nicht vergeben und seine „Agnes von Meran" systematisch niedergedrückt habe. Die erste Vorstellung dieser „Agnes" sei unter vollständigem Beifalle gespielt worden, aber am andern Tage habe man in allen Journalen gelesen, der Beifall sei kein Beifall, der Erfolg kein Erfolg gewesen. Kurz, es sei eine völlige Verschwörung gegen Ponsard offenbar geworden. Nur alle Artikel und Blätter von Engländern, Italienern und Deutschen hätten den Erfolg und hätten lobend berichtet. Es sei Ponsard's „Agnes" gerade so ergangen, wie einst Racine's „Athalie".

10.

Man mochte hinsehen, wohin man wollte, man entdeckte im Frühjahre 1847 nirgends in Paris Anzeichen für politische Aenderung, am wenigsten Anzeichen für eine mögliche Katastrophe.

Ich war bekannt geworden mit den wichtigsten Correspondenten für deutsche Zeitungen, mit Karpeles z. B. und Seuffert, welche das Nervenleben von Paris aus langer Erfahrung kannten und täglich beobachteten — sie prophezeiten einstimmig einen lang andauernden Friedensstand der politischen Mächte und bezeichneten die demokratische Partei, von welcher allein eine Bewegung ausgehen konnte, als ganz schwach und unmächtig. Das Regiment Louis Philipp-Guizot hielt Alles unter festem Banne, und namentlich Guizot stand in erstaunlichem Ansehen als überlegener Geist, welcher nicht mit sich handeln ließe.

Nur etwa Heine stimmte nicht ein in dies zuversichtliche Friedensconcert. Er meinte, die Franzosen ruhen nicht so lange. Fünfzehn Jahre haben sie den alleinherrschenden Napoleon, fünfzehn Jahre die wiederkehrenden Bourbonen ertragen, und jetzt

schon siebzehn Jahre den vorsichtigen Orleans. Das wird unnatürlich; bald wird Feuer vom Himmel fallen, wenn's auf der Pariser Erde keines gibt!

Aber das klang poetisch gemacht; Jedermann schüttelte den Kopf zu dieser ohnehin zerbrochenen Kassandra.

Diese Kassandra aber schüttelte den ihrigen zu den „auswendigen" Wahrsagern. „Glaub' ihnen nicht," sagte er, „sie verstehen nicht einmal einen Titel zu machen. Les élèves de Charles müssen deine „Karlsschüler" heißen — in Frankreich, anders nicht." Für solche Details hatte er noch immer Aufmerksamkeit wie sonst. Wie sonst! Wochenlang suchte er stets nach einem Beiworte in einem neuen Gedichte, und die Uebersetzung der „Karlsschüler" wollte er damals noch zu Stande bringen, ehe „das Feuer vom Himmel fiele" und allen poetischen Späßen ein Ende machen würde. „Denn dies „Feuer vom Himmel" verzehrt uns poetische Taugenichtse alle, alle. Gott sei voraus gedankt, mich zuerst."

So sagte Heine, aber Niemand glaubte ihm.

Selbst als zu Anfang des Jahres 1848 die Bankette in Paris der Opposition gegen Guizot's Regiment unerwartet starken Ausdruck gaben, dachte man an nichts weiter als an einen Ministerwechsel, welcher den puritanischen Starrsinn Guizot's brechen und eine Phase mäßigen Fortschritts im Wahlgesetze einleiten werde — da krachte wie ein Donnerschlag die Februar-Revolution. Das Feuer fiel vom Himmel.

„Eine geschickte Inscenesetzung auf dem Boulevard" hat man den Schlag genannt, und ich glaube: mit Recht. Das gut angebrachte Stichwort: „Man ermordet uns!" wirkt immer bei den Franzosen, welche nach langem reizlosen Einerlei immer einer Abwechslung zugänglich sind.

Die Hauptsache war, daß man in den Tuilerien sich täuschte über die mögliche Stärke der Bewegung. Man hatte sich doctrinär eingelullt, man war alt geworden, und da vergißt man, daß die Welt nicht erledigt ist mit unserer Weisheit und daß neue

Dinge Spielraum brauchen. So stand's mit Louis Philipp, und weil es so stand, unterschätzte er den Ausbruch der Bewegung und fand die militärischen Vorschläge Bugeaud's, welche ihn wahrscheinlich gerettet hätten, übertreibend. Dieser Irrthum des Alters kostete ihm die Krone.

Die Wirkung auf Deutschland war die eines Sturmwindes. Weggefegt wurden überall Bedenken, Rückhalte, Zweifel, die ganze Luft wurde eine andere. Das Unglaubliche erschien natürlich. Die Märztage in Wien überraschten kaum, in Wien, wo die Lehre des Stillstands unüberwindlich geschienen. Des Stillstands. Dies ist das Wort. Varnhagen hat mir mehrmals eine lange Unterredung mit Metternich erzählt, in welcher dieser Begriff des Stillstands der Endpunkt geworden. Er rühmte Metternich's Geist, welcher über den mittelmäßigen Organen dortiger Regierung erhaben gewesen, welcher im Disputiren Mancherlei zugegeben von Forderungen unbefangener Vernunft, und welcher doch bei dem entscheidenden Worte „Fortschritt" hartnäckig geschwiegen hätte. Es ist unglaublich! Ein geistvoll denkender Mensch wie Metternich hatte sich durch ewig gebrauchte Schlagworte so einsperren und verdummen lassen, daß er die Nothwendigkeit des Fortschritts leugnen konnte!

Nun, jetzt war er der Erste, welcher „fortschreiten" mußte: der conservativste Staatsmann flüchtete nach Brüssel in die Verbannung.

Berlin war Wien gefolgt. Dem Militärstaat entsprechend, war dort ein Straßenkampf nöthig gewesen. „Der König hätte da gesiegt," riefen die Militärs, „wenn er den Kampf nicht abgebrochen hätte!" Aber er hatte ihn abgebrochen. Warum? Vielleicht weil er empfand, daß all seine Bildungsgedanken überall auf Antipathie stießen, daß der jetzt durch Europa wehende Sturmwind absolut gegen ihn wehte, und weil das Blutvergießen vor seinen Fenstern sein Herz belästigte.

In den kleineren Staaten wirbelte der Staub hoch in die Höhe. In Sachsen, wo ich lebte, so, daß man die Hand vor den Augen nicht mehr sah.

Dieser sächsische Menschenschlag wohnt von den Grenzen der Mark bis nach Hessen hinein, das preußische Sachsen, das Königreich Sachsen und die sächsischen Herzogthümer in sich schließend. Man sollte diese Länder, wie es der Historiker thut, Obersachsen nennen, denn der jetzige Sachse ist grundverschieden von den Niedersachsen, welche die nordische Tiefebene bis zum Meere hin bevölkern. Diese Niedersachsen sind die Nachkommen jener Sachsen, welche Karl der Große so mühsam zur Taufe zwang, und von denen die Angelsachsen nach England gingen, Alt-England gründend, das sächsische England Walter Scott's. Bei uns bewohnen sie heute noch die breiten, ebenen Länder von der Mark bis nach Holland, und der niedrige Harz an ihrer Südgrenze ist das hohe Himalayagebirge, welches sie anstaunen als wunderbaren Luxus der Erdform. Schleswig-Holstein, Braunschweig, Hannover und das große Westfalenland sind ihre Domänen. Diese Niedersachsen sind der Grundtypus des Norddeutschen.

Obersachsen, das jetzt kurzweg Sachsen heißt, ein Typus des Mitteldeutschen, ist Colonie auf slavischem Boden gewesen und eine ganz besondere Mischgattung geworden. Nüchtern, verständig, arbeitsam, sparsam und rationalistisch in den höheren Fragen von Staat und Religion. Rationalistisch. Will sagen: trocken verständig und jede Zuthat der Phantasie abweisend. Dabei zäh und hartnäckig, ja, wenn's sein muß, auch tapfer. Im geselligen Verkehr durchaus liebenswerth höflich.

In diesem Obersachsen verlor der Katholicismus, welchen das Papstthum mit Aberglauben erfüllt hatte, zuerst den Boden. Hier entstand und erwuchs die Reformation Luther's, welcher von der nördlichen Grenze dieses Sachsen, aus dem Mansfeld'schen, stammte und angehaucht war von niedersächsischem Wesen.

Hier, bei diesem Volkscharakter, fand denn auch 1848 die Revolution in ihren nüchternsten Consequenzen einen bereiten Boden, und von hier entwickelten sich auch in neuerer Zeit die consequentesten Socialdemokraten.

Mit reißender Schnelligkeit vollzog sich also im Frühjahre 1848 die Verwandlung Leipzigs. Der wohlhabende, ja reiche Ort war in Kurzem wie ausgekehrt und ausgefegt. Die Unterschiede des Besitzes verschwanden spurlos, weil die Besitzenden tief eingeschüchtert wurden und die Zeichen ihres Besitzes sorgfältig verhüllten. Was man eine Equipage nennt, ein Luxuswagen, war schon im Frühsommer nicht mehr zu sehen, weil man sich fürchten mußte, er werde verhöhnt, er werde angefallen werden. Putz und jegliche Auszeichnung waren über Nacht dahin, gleichmäßig grau, ja schwarzgrau war die Physiognomie der Stadt.

Das erstreckte sich überall hin. Ich erinnere mich einer damals stattgehabten akademischen Feier im Universitätssaale; auch sie war eingehüllt in grauen Schleier. Die Theilnehmer waren in geringer Zahl erschienen, die Reden klangen nur halblaut und trippelten schüchtern durch den halb leeren Saal. Da trat ein kleiner Mann verspätet ein und blieb an der Thür stehen, ein Mann mit feinem Kopfe. Der Redner stockte, es wurde todtenstill. Der Mann war bis vor Kurzem eine mächtige Respectsperson gewesen, er hatte die Landesregierung in Leipzig vertreten. Jetzt blieb er sichtlich betroffen an der Thür stehen, denn kein Mensch begrüßte ihn. Ich kannte ihn als einen Mann von Bildung, und ich fand es unschicklich, daß er so verächtlich behandelt würde. Aber auch ich mußte mich eine Minute lang besinnen, ob ich es wagen dürfte, den breiten, leeren Raum zu durchschreiten und ihn an einen Sitz zu führen. Selbst hier im Kreise der Wissenschaft wurde meine Artigkeit mit einem leisen Murren aufgenommen, und ich wurde hinterher mit Vorwürfen überschüttet. Dieser Mann war Herr v. Falkenstein, welcher später viele Jahre lang Minister des Cultus in Sachsen gewesen ist.

Nur in Frankfurt sah es anders aus: da flatterte die Fahne der Hoffnung hoch in der Luft. Dies Frankfurt am Main war als Gründungsort bezeichnet für die Feststellung neuer Regierung in Deutschland. Warum gerade dieser Ort? Es war nicht darüber debattirt worden, der Ort war von selbst aufge-

taucht wie eine Oase in der Wüste. Es war da das alte römisch-deutsche Reich vor dreiundvierzig Jahren in seiner letzten Krönungsstadt zu Grunde gegangen; es saß da — jetzt ganz still — die zu stürzende Bundesversammlung, kurzweg und immer zornig der Bundestag genannt, und es war eine freie Reichsstadt geblieben wie Hamburg, Lübeck und Bremen mitten in der royalistischen Zeit. So wurde es von den Süddeutschen als ein gesetzgeberischer Mittelpunkt angesehen. Und die süddeutschen Liberalen nahmen damals praktisch die Vorbereitungen in die Hände für eine neue Constituirung Deutschlands. Namentlich die Männer in Hessen-Darmstadt und Baden thaten dies. Sie beriefen die Nation nach Frankfurt. Max v. Gagern war dabei insbesondere thätig.

„Vorparlament" sollte es heißen, was da in Frankfurt zusammentreten und die Grundlinien entwerfen sollte für die neue Form eines deutschen Reiches. Vorparlament! Das klang so passend und zukunftsreich, und Hoch und Niedrig in Frankfurt nahm gleichmäßig Theil an der politischen Hoffnung; Hoch und Niedrig erwartete gleichmäßig für sich das Beste. Eine Revolution unter gesetzlichen Formen. Die „Revolution" war den Massen und ihren Führern willkommen, mit den „gesetzlichen Formen" aber trösteten sich die Gemäßigten.

Wer sollte und durfte denn nun also kommen zu diesem Vorparlament und mit Sitz und Stimme in dasselbe eintreten? Diese Frage mußte bei der allgemein herrschenden Revolutionswallung auf die leichte Achsel genommen werden. Es durfte kommen, wer irgendwo einmal Abgeordneter gewesen und irgendwo einmal eine freie politische Stellung eingenommen. Diesen weiten Begriff erweiterte sich noch das dirigirende süddeutsche Comité nach Bedürfniß. Wer einer Corporation angehörte und sich von dieser ein Zeugniß verschaffen gekonnt, oder wer sonstwie eine Autorität aufzuweisen hatte, dem wurde ein Anspruch eingeräumt. Das Comité verfuhr nach recht billigen Grundsätzen. Gesund liberal, gehörte es nicht zu der am Horizont stehenden Linken

republikanischer Signatur, versagte aber doch den notorischen Führern dieser äußersten Linken den Zutritt nicht. Kurz, es entstand eine improvisirte Versammlung, welche keinen Buchstaben des Gesetzes in ihren Taschen hatte und nur auf dem Zutrauen der öffentlichen Meinung beruhte.

Niemand bezweifelte damals, daß den Beschlüssen dieses Vorparlaments Folge geleistet werden würde, denn die gesetzlichen Regierungen fühlten überall den Boden unter sich wanken, und sie fanden einen Halt darin, daß sie den Beschlüssen einer solchen parlamentarisch auftretenden Versammlung zustimmten.

So große Schritte macht eine Revolution selbst ohne materielle Waffen, wenn die Stimmung überall und gründlich auf einen Wechsel gestellt ist. Es geht dann wie beim Wechsel der Jahreszeiten: vor Wochen noch waren die alten Regierungen in Deutschland ganz im Besitze regelmäßiger Macht — da erfolgt von Paris her ein Stoß in den Lüften, und die neue Jahreszeit ist da, die alten Regierungen unterwerfen sich eiligst einer aus dem Stegreif befehlenden Versammlung, welche eine gründliche Umänderung des Staatsrechtes einleitet.

Ich kam mir zu jener Zeit in Frankfurt vor, als ob ich auf einer verzauberten Insel wäre. Ich wohnte als Gast auf der „Zeil" beim alten Herrn Mumm, dem Träger der berühmten Champagner-Firma, und bei Tisch vereinigten sich lachend die klarsten politischen Gegensätze: die Hausfrau, adeliger Herkunft, schüttelte lachend das Haupt zu den Tendenzen, welche die Standesunterschiede ausstrichen; der Hausherr, ein ursprünglicher Demokrat, welcher selbstgefällig mit den „excellenten" Bundesgesandten Whist gespielt und sich über ihr Vornehmthun geärgert hatte, rieb sich vergnügt die Hände, daß diese vornehm thuenden Excellenzen sich jetzt verkriechen mußten, und der Sohn des Hauses erwartete und wünschte ganze Maßregeln der Freisinnigkeit, welche die Mutter entsetzten, den Vater beunruhigen mußten, und doch stießen alle Drei nach hastiger Debatte mit mir an auf das Gedeihen und die Früchte des Vorparlaments.

„Mein Champagner ist gut, nicht wahr? und den wird auch das Vorparlament gut heißen!" rief der alte Herr. Mutter und Sohn aber, obwohl von entgegengesetzten Ansichten, zweifelten nicht an der ausgleichenden Kraft unserer neuen Jahreszeit. Kurz, man fühlte sich unter dem Zauberbanne einer elementarischen Macht.

Und auf der „Zeil" draußen erst, auf der Hauptstraße Frankfurts, da stand der Zaubergarten in voller Blüthe. Wie viel vergessenen Pflanzen begegnete ich da! Die Flüchtlinge alle waren heimgekehrt auf Flügeln der Morgenröthe aus Frankreich und England und aus der Schweiz, die bekannten alle und auch die unbekannt gewordenen. Unter ihnen Venedey, den ich vor neun Jahren in dunkler Zeit im Havre gesehen, oben auf der Höhe von Ingouville, von wo wir auf die Seinemündung und auf das Meer traurig hinabgeschaut und die Schicksale des Vaterlandes beklagt hatten. Beklagt? Nein. Venedey hatte eigentlich nur gescholten und hatte stolz prophezeit. Wie triumphirend stand er jetzt vor mir, der sentimental sichere Rheinländer mit dunkelblondem langen Haare und Barte, welche ein rosig angehauchtes Antlitz einrahmten, wie triumphirend, daß Alles just so gekommen sei, wie er verkündet, und daß nun auch Alles genau so kommen werde, wie er jetzt uns verkünden werde. Es war freilich ganz anders gekommen, aber wir brauchen ja zum Bestehen unser Rechthaben und unsere Selbstzufriedenheit, und er war jetzt so beneidenswerth sicher in seiner Gemüthsweisheit, welche sich zum Glaubensartikel verhärtet hatte! Und ähnlich waren sie Alle, die zumeist nur Recht haben wollten im Leben, unbekümmert um das neue Bedürfniß, welches das Leben des Vaterlandes neu entwickelt, unverständig der Wandlung, welche der wechselnde Tag nothwendig mit sich bringt.

Frankfurt also hatte den runden Tempel, die Paulskirche, zur Verfügung gestellt. Dort setzt sich die zusammengewirbelte Versammlung nieder, und zwar sogleich unter strategischem Aufmarsch: nach links alle diejenigen, welche völlige Umwandlung,

welche Republik erreichen wollten. Die Führer dieser Linken kamen aus Baden und hießen Hecker und Struve. Hecker ein vollblütiges Naturell mit burschikosen Formen und lebensvollem Ungestüm, Struve ein Doctrinär von magerem, zähem Wesen, ein Abstractum und Vegetarianer socialdemokratischer Richtung.

„Comptons-nous!" hatte es in Paris geheißen; „Zählen wir uns!" hieß es jetzt in der Paulskirche vor allem Andern.

Die Linken hatten nicht die Mehrzahl, und der Zorn erhob sich gegen die blutlosen Norddeutschen, welche Philister aller Gattungen dahergesendet zu so lebensbedürftiger Aufgabe. „Sprengen wir das Vorparlament, indem wir ausziehen mit Protest!" rief Hecker und rief sein Kreis.

Das wurde versucht, aber da es nicht hinreichende Wirkung machte, wurde es nur unvollständig ausgeführt. Das Vorparlament blieb bestehen und faßte Beschlüsse, und die Auswanderer kehrten zurück. Es faßte Beschlüsse, welche die Wahlen anordneten zum ersten deutschen Parlamente, und welche die Bundesbehörde umgestalteten im liberalen Sinne.

Die Stimmung der Linken zeigte sich so, wie man aussieht mit aufgelöstem Haare. In einem kleinen Laden am Goetheplatze vertheilte sie ihre Schlachtbefehle. Sie waren gedruckt, und mein Verleger aus Mannheim, der Buchhändler Heinrich Hoff, rief mich hinzu, als ich im hellen Sonnenscheine arglos vorüberging. Er beschwor mich, zu dieser Fahne zu treten. „Hier ist die Zukunft, die einzig richtige und sichere, alles Andere ist klägliche Halbheit. Nehmen Sie, nehmen Sie!" Und dabei drückte er mir die gedruckten Anordnungen in die Hand.

Mein guter, redlicher, warmer, armer Hoff! Ich hab' ihn nicht wieder gesehen. Die Folgen, welche aus dem kleinen Laden quollen, waren zunächst der Aufstand in Baden. Er wurde zersprengt, er kostete dem ältesten Bruder Heinrich Gagern's, einem ausgezeichneten Manne, das Leben; er stieß Herwegh unter das Spritzleder und ruinirte ihn dadurch, er trieb meinen braven Freund Hoff nach Amerika. Dort ist er in Gram gestorben.

Auch Frankfurt, das vertrauensselige, war nach dem Vorparlamente mäßig erschüttert in der Sicherheit der Hoffnungen, auch seine Bevölkerung hatte größere, kühnere Schritte erwartet. Die Erschütterung war aber mäßig, denn bei allem Aerger über die gar zu besonnenen Norddeutschen hielten die Frankfurter doch zurück mit ihrem Zorne, weil ja das wirkliche Parlament nach Frankfurt kommen und die wohlhabende Stadt zum Mittelpunkte der deutschen Neugestaltung machen werde.

Aber die vollblütigen Männer von rheinauf- und rheinabwärts trugen das Programm vom Goetheplatze in ihre Landschaften, und es stand von da scharfe Opposition zu erwarten gegen ein besonnenes Parlament. Die kleinen Staaten und die kleinsten gar waren beiweitem die ungeberdigeren. Sie wollten ein ganzes Deutschland um jeden Preis, und was ihnen noch wichtiger: in Sachen der Volksfreiheit war ihnen kein Preis zu hoch.

Ohne sie wäre wohl überhaupt ein Parlament nicht zu Stande gekommen, denn die Großstaaten Preußen und Oesterreich hätten sich für ein solches nicht in Unkosten gesetzt. Der bedrohliche Lärm öffentlicher Stimmung nur nöthigte sie, achselzuckend wählen zu lassen.

II.

Ich selbst schrieb in dieser Zeit der Stürme fleißig Berichte und Schilderungen für die Augsburger Allgemeine Zeitung und gehörte zu der Richtung, welche man sich als linkes Centrum dachte. Ich wenigstens dachte mir dieselbe so: Freiheit mit Maß, Einigung des deutschen Vaterlandes auch mit Opfern. Die süddeutschen Republikpläne schienen mir haltlos und besonders von großer Gefahr für eine Einheit Deutschlands, da wenigstens vier

Fünftheile denkender Deutscher diesen Plänen nicht zustimmten. Um liberale Grundsätze gründlich durchzuführen in neuen Formen, meinte ich nur diejenigen Grundsätze gesetzlich einführen zu dürfen, welche bereits im vorgeschrittenen westlichen Europa eine gewisse Festigkeit erkämpft hatten, nicht aber Speculationen nachzujagen, welche auch erprobten liberalen Leuten für utopisch galten. Das dürfte man, meinte ich, am wenigsten in Deutschland betreiben, welches noch einen so dornenvollen Weg zu einer politischen Einheit zu finden und zu reinigen hätte.

Nach Leipzig zurückkommend, sah ich mit Schrecken die Fortschritte, welche die radicale Windsbraut gemacht hatte. Die Stadt lag unter dem Staube revolutionärer Gedanken und Absichten wie verschüttet. Wer was besaß, athmete mit ängstlicher Anstrengung.

Es war mir also sehr willkommen, daß ich einen Wiener Brief vorfand, welcher mich einlud, eiligst nach Wien zu kommen. Er war von meiner liebenswürdigen Freundin Louise Neumann, dieser feinen Zierde des Burgtheaters. Sie also hat mich nach Wien berufen, denn bei meinem damaligen Aufenthalte in Wien wurde der Grund gelegt zu meiner späteren Uebersiedlung in die Kaiserstadt. Sie schrieb mir, daß die Zeit endlich gekommen wäre für die Aufführung meiner „Karlsschüler" im Burgtheater, und daß ich mich doch beeilen möchte, das Stück selbst in Scene zu setzen.

Ich fand Wien noch in fröhlichem Zutrauen auf goldene Zustände der endlich errungenen Freiheit. Das gestürzte Regiment wurde verspottet, und doch herrschte keinerlei Rachegedanke. Das Verhältniß zu Deutschland wurde neugierig betrachtet, wie der Beginn eines neuen Romans. Nach Frankfurt sollte gewählt werden in Folge des Vorparlaments — was heißt das? Wacht die eingeschlafene römisch-deutsche Kaiserzeit wieder auf, obwohl die vorderösterreichischen Lande am Bodensee und am Oberrhein andere Herren haben, an deren Rücktritt Niemand denkt? Nein. Von ganz anderen Formen ist die Rede. Wie

schauen sie aus? Niemand weiß es, Jedermann phantasirt. Die älteren Männer, auch wenn sie liberal sind, schütteln die Köpfe und sagen halblaut: Welch' eine Arbeit liegt uns ob, wenn der Umschwung im eigentlichen Oesterreich gesetzmäßig und lebensfähig durchgeführt werden soll, und wo soll da Fähigkeit, Kraft und Zeit herkommen, noch über unsere Grenzen hinaus in einen Organismus einzutreten, welcher unser Inneres bestimmen und beherrschen soll?! Wo soll die Zustimmung der Bevölkerung herkommen, welche in der Mehrzahl nicht deutsch ist?!

Diese Männer sprachen leise. Die deutsche Jugend aber sprach laut. Sie sang und toastete und schrie, und trug Schwarz-Roth-Gold zur Schau als herrschendes, gebieterisches Farbensymbol des groß gewordenen Germaniens. Unsere alten Burschenschafter-Farben, für welche wir gelitten, sie waren hier wie in Deutschland plötzlich die anerkannten Farben der Freiheit. Ja der Freiheit; nicht blos, was sie ursprünglich gewesen, der Einheit, nein, bald vorzugsweise der Freiheit. So geschah es hier in Oesterreich und so geschah es draußen in Deutschland, ähnlich wie es einst mit der Marseillaise in Frankreich geschah, wo die Hymne edler Freiheit überging zu den Orgien wilder Freiheit.

Und hier in Oesterreich sah ich den historischen Ursprung unserer deutschen Farben: Schwarz-Gold trug der Officier officiell, Schwarz-Gelb war die vom deutschen Kaiserthume stammende österreichische Reichsfarbe. Die Burschenschaft hatte diesen alten Reichsfarben das kriegerische Roth zugesetzt, das Roth der deutschen Sturmfahne, welche Schwaben trug und welche sich in Württemberg noch heute als schwarzrothe Landesfarbe erhalten hat. Und diese unsere schwarz-roth-goldenen Bänder waren nun allgemein, allgemein vom schwäbischen Ursprung der Donau bis zu der untersten Donau hinab an den Grenzen des Orients — mußte da nicht mein altes Burschenherz höher schlagen? Das that es auch, obwohl der nüchterne Kopf ein leichtes Schütteln nicht unterlassen konnte.

Das Kopfschütteln hat Recht behalten; die Farben des neuen deutschen Reiches haben das Gold nicht mehr. Es hat sich in Silber verwandelt. Der preußische Officier trägt Silber, die preußischen Farben sind schwarz-weiß, die neue deutsche Reichsfarbe ist Schwarz-Roth-Weiß.

Bei alledem wird Schwarz-Roth-Gold wohl die Freiheitsflagge bleiben bei vorkommender Gelegenheit, wie sie es damals urplötzlich in Wien geworden war.

Diese schwarz-roth-goldene junge Welt gab im Monate Mai 1848 den Ton an im schwarz-gelben Wien, und es bildete sich bald ein Sammelplatz und Schwerpunkt in der sogenannten Aula.

Dies ist der Saal in dem Akademiegebäude am Ausgange der beiden Bäckerstraßen. Die Front des stattlichen Hauses geht auf einen kleinen Platz, welchen eine Kirche und das alte Universitätsgebäude begrenzen, unschön wie die jesuitischen Bauten überall sind.

Hier also, wo die Jesuiten ihr Lehrlager Jahrhunderte lang aufgeschlagen, hier im östlichen Theile der Wienerstadt bildete sich zwischen engen Straßen der Mittelpunkt einer treibenden, später übertreibenden Bewegungspartei, deren Masse sich allmälig aus Studenten zusammensetzte. Sie waren jetzt schon als Nationalgarde bewaffnet, der rasselnde Schleppsäbel spielte bei den Officieren eine lärmende Waffe, und die Feuergewehre flößten allen Leuten, die am Leben bleiben wollten, ernstliche Besorgniß ein. Ich gerieth später einmal bei einem Alarm unter diese Gewehrtragenden auf diesem schmalen Universitätsplatze und fand es wunderbar, daß nicht jeden Augenblick Schüsse losknallten, so harmlos und kunstlos wurden die Flinten gehandhabt.

Neben diesem Mittelpunkte bildeten sich eigenthümliche Nebencirkel in den Bierhäusern — mehr als in den Kaffeehäusern — welche alle ersinnlichen Nuancen von Freiheitsplänen und Freiheitssystemen verfochten. Aus diesen traten ein paar Männer heftig perorirend hervor, um welche sich Gruppen sam-

melten und welche später zu meinem größten Erstaunen Bedeutung erhielten, des Namens Becher und Jelineck. Die später siegreiche Reaction nämlich gab ihnen diese Bedeutung. Fürst Windischgrätz ließ sie erschießen. Als ich sie damals in den Frühlingstagen der Wiener Aufregung eifern hörte, da hätte ich mein Lebtag nicht geglaubt, daß man sie ernst nehmen könnte. Becher war eine aufgeschossene, schlottrige Gestalt mit immer erstaunten Gesichtszügen, seines Zeichens ein Musiker, wenigstens musikalischer Kritiker, welcher in Beethoven-Folgerungen schwelgte, will sagen, welcher Nebenschößlinge Beethoven's zu ungeheuerlichen Consequenzen ausbauschte. Wenn er's erlebt hätte, wäre er ein fanatischer Walküren-Ritter geworden. Er stammte aus Norddeutschland und war mit dem Fehler behaftet, die Disputirfäden hartnäckig und endlos zu spinnen und den abstractesten Kram mit Leidenschaftlichkeit zu schwängern. Solche Leute handeln immer verkehrt, wenn sie plötzlich einmal handeln müssen. Zeitgemäß hatte sich jetzt seine Methode auf Politik geworfen, und er ereiferte sich alle Tage — nicht blos des Abends — vor einem Auditorium lernbegieriger Wiener, welche Wissenschaft um so höher schätzten, je länger sie von ihr abgesperrt gewesen waren und je dunkler und unverständlicher sie ihnen vorkam.

Jelineck, ein kleiner, schmächtiger Israelit, schwarz eingerahmt, war seines Zeichens Philosoph. Mit den Anlagen eines Talmudisten hatte er Hegel studirt und war noch lange nicht fertig mit ihm. Da überraschte ihn die große Bewegung, und jung wie er war, nahm er nun behende die Stichworte seiner unausgekochten Philosophie in die Hand und escamotirte mit ihnen schulgemäß wie ein Jongleur. Der Schüler im „Faust“ sagt darüber das einzig Richtige: „Mir wird von alledem so dumm, als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.“ Aber der junge Mann meinte es fanatisch ehrlich und hielt die Anwendung seiner philosophirenden Wissenschaft für eine absolute Nothwendigkeit.

Und so confuse Musikanten waren im Stande, Aufmerksamkeit zu erregen? Ja. Revolutionäre Zustände bringen ein

Herengebräu mit sich, welches der politische Aberglaube schmackhaft findet. Und dafür erschossen? Arme Bursche! Aberglaube richtet den Aberglauben, und die Welt geht weiter, als ob nichts vorgegangen wäre.

Die Wiener Welt ging im Maimonate 1848 noch einige Tage in bacchantischer Maistimmung weiter. „Es wird sehr schön werden!" rief Einer dem Andern zu, und man drängte sich noch ins Burgtheater, um ein neues Stück, ein früher verbotenes Stück anzusehen: „Die Karlsschüler".

Ich selbst hatte in dieser Wiener Atmosphäre die Meinung: Jetzt sind ja diese Karlsschüler viel zu zahm, und man wird sie vormärzlich nennen. Darin bestärkten mich die Proben, welche ich leitete. Alles war so ehrwürdig, so besonnen, so volljährig, wie es zu diesem Thema einer stürmischen Dichterjugend gar nicht paßte! Die vier jungen Karlsschüler zählten zusammen über zweihundert Jahre. „Unter fünfzig Jahren thun wir's nicht an unserem gesetzten Institute!" lachte Louise Neumann.

Es wurde denn durchwegs eine Tendenzvorstellung, und ich habe nie deutlicher gesehen, was Terrorismus bedeutet. Die sittsamsten Burgtheater-Besucher geberdeten sich wie Jacobiner und waren's doch gar nicht; sie gehorchten nur dem jacobinischen Winde, welcher durch die Stadt wehte. Und der arme Kaiser Ferdinand mußte das Alles mit durchmachen. Er saß — ich glaube harmlos — dabei; nur seine Umgebung saß ersichtlich auf brennenden Kohlen. Sie wußte, was auf dem Spiele stand bei dem rasenden Beifalle für jede liberale Phrase, nicht minder bei dem Beifalle, welcher dem Preise eines wohlwollenden Regenten galt. „Ein weiser Regent ist milde" zum Beispiel fand donnernden Applaus, und Kaiser Ferdinand stand auf und verbeugte sich bei dieser Ovation.

Diese seine Milde mochte eine Hauptbesorgniß sein für die Nahestehenden. Ein immerwährendes Nachgeben von Oben erschien als eine tiefe Gefahr und war es wohl auch. Was thun?

Kaiser Ferdinand geberdete sich eigensinnig und starrsinnig, wenn er darin Widerspruch erfuhr.

Es war nicht zu verkennen: in der Bevölkerung war man davon überzeugt, daß der Kaiser sehr gutmüthig und wohlwollend wäre. Er besaß deshalb einen gewissen Grad von Popularität, und seine einsichtige Umgebung konnte, ja mußte fürchten, er werde gelegentlich auch die nothwendigen Rechte der Krone hingeben.

Für mich war das Alles interessant; aber ich konnte mich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren. Ich sah keinen möglichen günstigen Abschluß all' dieser aufgeregten und einander widersprechenden Hoffnungen wie Leidenschaften, welche die Hauptstadt bewegten. Wie lange kann das dauern — flüsterte es in mir — was so viel Täuschungen in sich trägt!

Diese Theatervorstellung selbst brachte sofort eine solche täuschende Frage zum Austrag. Wie gering diese Frage einer bloßen Theatersitte auch war, sie erschien mir wie ein Austrag der allgemeinen Vorfrage.

Es war nämlich im Burgtheater feststehende Sitte, daß kein Schauspieler einem Hervorrufe folgen durfte, und plötzlich brach ein Sturm los gegen dieses in künstlerischer Hinsicht weise Gesetz: Fichtner, der Darsteller des Schiller, sollte nach dem Actschlusse erscheinen. In der Hofloge entstand sichtbar schmerzliche Aufregung, daß die reine künstlerische Sitte im ehrwürdigen Burgtheater auf so grellem Wege abgeschafft werden sollte — ein Vorspiel von unverkennbarem Antlitze. Bote auf Bote kam von da hinter die Coulissen: „Was geschieht? Was beschließt die Direction?" — Eine solche war aber gar nicht gegenwärtig. Der alte Graf Moriz Dietrichstein, der oberste Chef des Theaters, verhielt sich unsichtbar bei diesen Dreistigkeiten neuester Zeit, und der eigentliche Director, Herr v. Holbein, folgte dem Beispiele seines Chefs. Regisseur und Schauspieler hatten die Entschlüsse zu fassen hinter den Coulissen. Eine Partei unter Löwe's Führung war damit einverstanden, dem Schauspieler den Hervorruf zu verschaffen und — wie der äußerst ehrsüchtige Löwe schrie —

„diesen alten Zopf abzuhauen". Eine andere Partei wollte die alte Sitte beibehalten, und Fichtner war entschlossen, nicht hinauszugehen. Er bat mich dringend, noch einmal als Verfasser oder, wie man in Oesterreich sagt, als Dichter dankend vor dem Publicum zu erscheinen und dadurch vielleicht die Forderung des Schauspielers abzuwenden.

Ich war aber schon mehrmals draußen gewesen, und m i ch wollte ja das stürmende Publicum gar nicht. Der Lärm wurde inzwischen Toben. „Man zerschlägt die Bänke, der Hof muß sich zurückziehen," hieß es plötzlich, „und es muß etwas geschehen!"

Da entschloß ich mich denn, der Fremde, auf Fichtner's immer heftigeres Andringen, die Aufgabe zu übernehmen. Es wurde aufgezogen, ich trat hinaus, und das Publicum, enttäuscht durch mein Erscheinen, wußte nicht gleich, ob es Nein oder Ja sagen sollte, wurde aber todtenstill, als es merkte, daß ich sprechen wollte.

Dies ist der peinlichste Moment gewesen in der Hofloge — wie mir später erzählt worden ist —: der Fremde, der als liberal bekannte Schriftsteller übernimmt die Führung und wird mit radicalen Phrasen die alte Ordnung umstürzen!

Das war aber gar nicht meine Absicht. Ich war streng der Meinung: das theatralische Kunstwerk gewinnt, wenn der Schauspieler nicht als Privatpersönlichkeit aus dem Rahmen herausgerissen wird. Ich dankte also langsam und trocken für Herrn Fichtner, welchem das Publicum eine Auszeichnung zugedacht.

Die Todtenstille hielt an, als ich zurücktrat. Ich hatte aber kaum einige Schritte gemacht, da brach ein voller Beifall los, der sich zu stürmischem Beifalle steigerte.

Wie ging das zu? Dies wild erscheinende Publicum war gar nicht wild, es war terrorisirt und befreite sich, als ihm Gelegenheit geboten wurde zur Befreiung, unwillkürlich, geradezu unwillkürlich.

Dieser Vorfall wurde wichtig für mich selbst. Ich hatte in der Hofloge einen Anwalt gefunden, die Frau Erzherzogin Sophie. Sie hatte geäußert: Dieser Laube ist ja kein Revolutionär, und er tritt in den Sturm hinein für die gute Sache.

Ich will hier, der Zeit vorgreifend, einschalten, daß ich das Wohlwollen dieser hochgestellten Dame bis zu ihrem Tode genossen habe. Also auch zu einer Zeit, welche diese Frau Erzherzogin, die Mutter des Kaisers, in die oberste Reihe der clericalen Richtung stellte, einer Richtung also, welcher ich Zeit meines Lebens ein Gräuel war. Die Frau Erzherzogin hat nie mit Einem Worte irgend eine politische Parteifrage berührt, wenn sie mit mir sprach. Sie verzieh mir offenbar all' meine sonstigen Irrthümer, weil sie meine Fähigkeit in der Theaterdirection anerkennen wollte und das Gedeihen des Burgtheaters auf das Wärmste wünschte. Ueber Wohl und Wehe dieses Institutes war sie stets genau unterrichtet, und sie sprach über Stücke und Künstler mit lebensvollem Geschmacke und rasch fließender Rede. Literarisch war sie stets wohlunterrichtet, und sie war immer bedacht, sich auf dem Laufenden zu erhalten, einfach, ja naiv fragend und auf humoristische Seitenbemerkungen heiter eingehend, im ganzen Gespräch so natürlich und ungezwungen, wie es dem süddeutschen Wesen eigenthümlich ist. Nur ein einziges Mal hab' ich ein Wort von ihr gehört, welches die Religion voranstellte. In einer Lage freilich, welche einer unglücklichen Mutter wohl triftige Veranlassung dazu aufnöthigte: ihr Sohn Max war in Mexico erschossen worden. Die entsetzliche Nachricht war ganz frisch, und ich begegnete der zerschmetterten Mutter in der Praterallee. Wankend und weinend trat sie auf mich zu und rief im schmerzlichsten Tone den Namen ihres Sohnes aus, welchen sie heiß geliebt. Ich sprach hastig das Trosteswort aus: „Er ist doch wie ein Held gefallen!" — „Sagen Sie wie ein Christ!" entgegnete sie unter einem Strome von Thränen.

Ihre Aeußerung über mich im Mai 1848 hatte ihre Folgen: sie öffnete die Pforte, welche mich nach Oesterreich brachte, mich,

der nicht im Traume an eine solche Uebersiedlung gedacht hatte. Der Oberstkämmerer, nämlich Graf Moriz Dietrichstein, oberster Chef des Burgtheaters, hatte von diesem Vorgange gehört, und man hatte ihm von meiner Inscenesetzung der „Karlsschüler" erzählt, und er fühlte sich zudem äußerst hilfsbedürftig in Sachen des Theaters, kurz, er kam auf den Gedanken, mich im Burgtheater anzustellen. Frau Amalie Haizinger und Louise Neumann, welche sein Ohr hatten für kleine Rathschläge in theatralischen Sorgen, hatten gewiß in derselben Richtung zugerathen, und er ließ mich eines schönen Maimorgens zu sich rufen.

Er war ein wunderlicher Heiliger. Obwohl hoch in den Siebzigen, war er noch voll Lebhaftigkeit für Stellung und Würde des Burgtheaters. Selbst eigentlich ohne Geist, hatte er doch edle Traditionen eingesogen in Sachen der Schauspielkunst, und das gab nun ein sehr wunderliches Durcheinander von Leere und Bedeutung, von gutem Willen und schlechten Gründen, all' das zusammengehalten durch einen altmodischen Eigensinn.

Der kleine hagere Greis lag im Bette, als ich bei ihm eingeführt wurde, und die kleinen, meist verdrießlichen Augen neben einer herausfordernd großen Nase schienen zu fragen: Wirst denn du, Fremdling, irgendwie helfen können? Denn hilfsbedürftig fühlte er sich in hohem Grade. Die ganze Bettdecke war übersäet mit Zeitungen, vorzugsweise kleinen Formats. Seit zwei Monaten schossen sie wie Pilze aus der Wiener Erde, und bei allem politischem Eifer sprachen sie doch nach Wiener Gewohnheit immer noch über's Theater. Dieser Wirrwarr, „in den Ausdrücken ganz respectlos", wie der Graf sagte, bestürzte den alten Herrn bis zur Furchtsamkeit. „Sie sind nicht nur Dichter" — stöhnte er — „sondern auch Schriftsteller, wohl gar auch Journalist; Sie haben, wie ich höre, in Leipzig einen „deutschen Verein" stiften helfen, welcher Mäßigkeit einführen will; wie glauben Sie, daß die Kunst gerettet werden könne aus diesem Chaos, Chaos, Chaos?!"

Es war ein Zeichen von Verzweiflung, daß er mich auch Journalist nannte, ohne zu stocken, denn man machte in Wien immer einen großen Unterschied zwischen einem dichtenden Schriftsteller und einem Tageskritiker, zwischen schöpferischer und blos richtender Thätigkeit. Und glattweg „Journalist" war dem alten Herrn eigentlich gleichbedeutend mit „plünderndem Kosaken".

Kurz gesagt, er wollte mich zum Director des Burgtheaters machen und wollte nur meinen Gehalt nicht auf den regelmäßigen Etat nehmen. Der sei schon zu hoch. Er wollte ihn aus der Cabinetskasse des Kaisers verlangen. Das Gesuch sollte schon morgen in die Cabinetskanzlei hinauf gehen.

Ich weiß kaum noch, wie ich mich dabei verhalten habe; ich glaube recht passiv. Der Gedanke, ein Theater zu dirigiren, war ein Fremdling in meinem Kopfe, obwohl er mir schon zweimal von Außen nahegetreten war. Das erste Mal hatte Gustav Freytag in Leipzig zu mir gesagt, er wollte in Weimar einrathen, daß man mir am dortigen Hoftheater eine solche Stelle gäbe. Ich hatte ihn ganz erstaunt angesehen. Obwohl ich schon seit sechs Jahren Stücke schrieb und auch auf den verschiedenen Theatern in Scene setzte, war mir's doch nie eingefallen, eine dauernde Stellung im Theatergetriebe zu suchen. Zum zweiten Male hatte der Intendant des Dresdener Hoftheaters, Herr v. Lüttichau, mir angeboten, Dramaturg an diesem Hoftheater zu werden. Ehe ich mich aber darüber besinnen konnte, war auf Emil Devrient's Wunsch Gutzkow dazu ernannt worden. Ich hatte auch da nur neugierig zugesehen und eigentlich gar nicht nachgedacht, was das für mich und meine Natur bedeuten könnte. Mit Einem Worte, es hatte mir keinen Eindruck gemacht. Jetzt stand es auf einmal fertig vor mir da, und nun mußte ich darüber nachdenken.

Ich that's doch nur halb, weil die politischen Vorgänge und besonders die Vorgänge in Wien meine Aufmerksamkeit nach ganz anderer Richtung in Anspruch nahmen. Die Mai-Revolutionen brachen los; alle Augenblicke wurde das Straßenpflaster

aufgerissen und zu Bergen aufgethürmt, und ich war damals in allen Fasern nur politisch bedacht, patriotisch, wenn ich so sagen darf. Das Schicksal des deutschen Vaterlandes, zu welchem für mich auch Oesterreich gehörte, schien mir ernstlich gefährdet. Wenn ich die Arbeiter an den Barricaden sah, meinte ich: eine liberale Ordnung werde kaum durchzusetzen sein bei diesem Fanatismus.

Es war ein gefährliches Durcheinander! Gute österreichische Patrioten wollten mit Recht vorwärts und gestanden zu: die Regierung müsse vorwärts gestoßen werden. Gut deutsch gesinnte Oesterreicher halfen drängen, um reinen Tisch zu machen für die Vereinigung mit Deutschland, eventuell für Aufgehen in Deutschland, ohne ein anderes Bild dafür zu haben, als ein unklar phantastisches. Eine gewisse Sorte von Bewegungsmännern wollte nur überhaupt Umsturz, entstehe daraus, was wolle und könne. Und als Letzte — sie waren für den Ausbruch der Revolten die Ersten — als verborgene Letzte arbeiteten Tag und Nacht die nichtdeutschen Nationalitäten in Oesterreich, insbesondere die Polen, welche zunächst und zuletzt die Zertrümmerung Oesterreichs bezweckten. Eines Revolte-Abends hörte ich auf dem Graben Gespräche an, welche zwischen ihnen geführt wurden. Man bestürmte eben den Minister Pillersdorf in seiner Wohnung im Trattnerhofe, alle ersinnlichen Zugeständnisse zu bewilligen. „Olles bewüllicht!" war die tagtägliche Zauberformel, welche denn auch an jenem Abende vom dritten Stocke des Trattnerhofes aus den Fenstern Pillersdorf's herunterfiel. Dieser Zauberformel konnte doch am Ende kein Bestand widerstehen, und mit Genugthuung sagte denn auch neben mir ein Pole zum andern: Wir bringen's entzwei.

Jedermann regierte, regiert werden mochte Niemand. Ich ertappte mich selbst eines Vormittags auf dem Wege nach dem Judenplatze, nach der rückwärtigen Front der böhmischen Reichskanzlei. Dort residirte Pillersdorf, der Minister des Innern. Was wollte ich da? Dieser schlank gewachsene, interessant aus-

sehende Mann hatte den Ruf feiner Bildung, gediegener liberaler Gesinnung — ich wollte ihn sprechen, wollte ihm meine Polen-Notiz mittheilen, wollte ihn trösten, ihm wohl gar rathen! Es war so Sitte: Jeder lief zu Jedermann und stellte ihn zur Rede. Der Portier fand auch meine Nachfrage ganz in der Ordnung. Ich besann mich aber doch selber eines Besseren und kehrte um. Eine bisher leise Stimme rief plötzlich laut in mir Folgendes: Ist die Schlacht um den Staat einmal ausgebrochen, dann ist die Klage müßig um das Erschossenwerden auch guter Leute. Die jeden Fortschritt versagende Regierung hat die Schlacht nöthig gemacht, jetzt im Getümmel sie unterbrechen zu wollen, ist nutzlos. Es soll sich zeigen, was siegen kann, will sagen, was lebensfähig ist. Man thut also auch den Führern Unrecht, wenn man hinterher ihnen vorwirft, sie hätten nicht vorsichtig genug geführt. Wer siegen will, darf keine Umstände machen.

Dies in mir hörend, schritt ich heimwärts über den Judenplatz. Ich gerieth in einen neuen Auflauf hinein. Als die stürmende Menge in die Currentgasse eingebogen war, sah ich einen alten feisten Herrn an der Ecke dieser Gasse stehen und nachschauen. Er stützte sich dergestalt auf seinen Stock, daß er umfallen mußte, wenn der Stock ausrutschte. Diese Stellung und das Angesicht bekundeten Verzweiflung. Es war der Hofrath, welcher das Referat hatte in meiner Gehaltsfrage beim Burgtheater. Wir sahen einander ins Gesicht und nickten dann Beide mit den Köpfen und sagten: „Nein, das ist kein Zeitpunkt, an eine Theaterdirection zu denken!“ — Ich weiß nicht mehr, ob er oder ich es zuerst gesagt.

So eilte ich denn zum Oberstkämmerer, dem Grafen Dietrichstein. Ah, sagte der Hofsecretär, er ist nicht zu finden, er läuft wie verloren umher. Nun, sagte ich, empfehlen Sie mich ihm und richten Sie ihm aus, daß ich abreiste, die Directionsfrage in den schwarzen Wolken lassend, welche das Reich bedrohen.

12.

Es war auch sehr schwer, hinauszukommen aus Wien. Man mußte einen barricadenfreien Tag treffen. Ich traf ihn nicht. Als ich von meinem Fenster in der „Stadt Frankfurt“ ausschauen wollte, was ich für Maiwetter hätte zur Reise, da starrte mir ein hoher Steinhaufen, eine Barricade entgegen, welche den Mehlmarkt absperrte. Die Seilergasse selbst, in welcher die „Stadt Frankfurt“ liegt, war nördlich und südlich ebenfalls durch Steinhaufen verrammelt. Das treffliche Wiener Pflaster, aus Granitwürfeln bestehend, eignete sich ungemein für solchen Zweck, die Revolutionswälle sprangen im Handumkehren aus dem Boden, und Papa Stipperger, der kundige Gastwirth — lebens- und weinkundig — eröffnete mir seufzend, daß seine Recognoscirungen gerade heute sehr ungünstig lauteten für den Weg zur Nordbahn. Alle Boten hätten berichtet, es bleibe nur vom Mehlmarkte drüben ein schwer zu findender Weg frei auf's südliche Glacis. Draußen müßte dann der Weg nach Norden zum Nordbahnhofe gesucht werden.

Ich mußte also mit meinen Koffern über die Mehlmarkt-Barricade klettern — sie war über ein Stockwerk hoch — und mußte mir dann erst einen Fiaker suchen.

Ein solcher war rasch zur Hand. Die armen Fiaker hatten lange Ferien in jener Zeit, und ihr Humor war illiberal. Sie sind ja an und für sich ein aristokratisches Institut und brauchen reiche Leute. Der meinige war tief betrübt. Als ich ihm draußen am Bahnhofe einen Silbergulden Trinkgeld schenkte, da weinte er — ein Fiaker, sonst eine so hartgesottene Pflanze! Er sei dem Verhungern nahe mit seinen braven „Rössern“. Eine Störung des eingelebten Organismus greift eben in die abgelegensten Winkel.

Das Wort „Silber“ war in den letzten Tagen auch aufgestört worden: der Glaube an dasselbe, der Credit ging unter,

das Agio für's Papiergeld erhob sein Gorgonenhaupt und erhob es täglich höher. Dies Agio ist leider am Leben geblieben bis heute, da ich dies schreibe, im rauhen Frühjahre 1877; es ist also nahezu dreißig Jahr alt!

So weit dachte man damals nicht, namentlich nicht außerhalb Wiens, und ich konnte auf den Stationen nach Schlesien die Tantièmen in Papiergeld, welche ich der Frau Birch-Pfeiffer mitbrachte, noch für mäßige Percente in Silbergeld umsetzen, da sich auf den Bahnhöfen bereits Wechsler einstellten. Frau Birch-Pfeiffer war aber doch sehr unzufrieden mit meiner Finanz-Operation. Sie glaubte als Hofschauspielerin nicht an die Fortschritte der Revolution und an die Rückschritte des Credits.

Ach, in Leipzig erwarteten mich noch schlimmere Vorwürfe. Ich sollte öffentlich vor dem Volke Bericht erstatten über die Wiener Revolutionen. Unser „Deutscher Verein" stand im Verdachte, unerlaubt mäßig zu sein in seinen Anforderungen an die große neue Zeit, es sollte also die Gelegenheit wahrgenommen werden, durch Einen von uns Vortrag zu halten über neue Revolutionen. Niemand war dazu ungeeigneter als ich. Die Wiener Zustände lasteten wie ein Alp auf mir, der ich den Bestand Oesterreichs für eine deutsche Nothwendigkeit hielt, diesen Bestand aber auf's Tiefste bedroht sah durch das Miniren der verschiedenen Nationalitäten innerhalb Oesterreichs, welche den Zerfall des Sammelstaates deutlich anstrebten.

So ereignete sich denn das Wunderliche, daß ich als Volksredner im Leipziger „Tivoli" da großen Beifall weckte, wo ich traurig schilderte, und da durchfiel, wo ich Hoffnung ausdrückte. Es war ein Rede-Actus widerwärtigster Art.

Ich stärkte mich an den Berichten, welche aus Frankfurt kamen. Dort war denn das erste deutsche Parlament wirklich zusammengetreten, und die große Mehrheit erwies sich besonnen. Ich athmete auf und hoffte von Tag zu Tag auf Beschlüsse, welche das Parlament mit ausübender Macht versehen würden,

mit materiellen Kräften der Einzelstaaten, welche in Frankfurt concentrirt würden.

Ich hoffte umsonst. Dies schien unerreichbar zu sein. Und je deutlicher es wurde, daß der sogenannten Reichsregierung in Frankfurt die Regierungsmittel der Einzelstaaten entzogen blieben, desto klarer wurde mir's: eine volle Umgestaltung Deutschlands wird unmöglich.

Natürlich erhob sich da als nächster Gedanke die Frage: Hat die äußerste Linke also doch Recht, und muß nicht reiner Tisch gemacht werden durch die ganze Revolution?

Mein Gewissen und meine Erfahrung sagten dennoch Nein. Die wüsten Mächte der Revolution würden nur zur Verwüstung und zur endlichen Säbelherrschaft führen, und würden gewiß die innere Entwicklung deutschen Staatslebens zerstören. Ein blutig verworrener Zustand wie im dreißigjährigen Kriege würde entstehen in unserem Vaterlande, welches jetzt noch wie damals durch einander widerstrebende Ansprüche der zahlreichen Herrschaften und Stämme zerspalten ist.

Erschöpft in Hoffnung, ermüdet von Sorge fuhr ich nach meinem neutralen Sommerorte, nach Karlsbad, wo die Regungen des Körpers zur Hauptsache und der Geist auf strenge Diät gesetzt wird.

Wunderlich genug, gerade hier trat ich auf die Mine, welche mich wieder hinaussprengen sollte mitten in die politische Schlacht hinein.

Meine Frau war mit mir, und sie hörte, daß im nahen Elbogen eine Parlamentswahl für Frankfurt stattfinden werde, weil ein Prager Czeche sein dortiges Mandat niedergelegt hatte. Meine Frau aber war, weil aus den sächsischen Kleinstaaten stammend, enthusiastisch eingenommen für ein ganzes deutsches Reich. Die Kleinstaatlichen schmachteten völlig nach einer Erlösung aus ihren dürftigen, vielfach verspotteten Staatsformen. Sie drang also in mich, hinüberzufahren nach Elbogen und mich um den Parlamentssitz zu bewerben.

Ich selbst hatte wenig Neigung dazu, weil ich die Machtlosigkeit des Parlaments vorauszusehen meinte, und weil mein Naturell ganz ungeeignet ist, da zu hoffen und zu arbeiten, wo mir ein gedeihliches Endziel unmöglich scheint. Unmöglich. Nicht wo es nur unsicher ist. Da kann ich eintreten und ringen mit rücksichtsloser Energie. Das blos Phantastische aber, welches Aussichtslosigkeit verhüllen will, lähmt mich gänzlich.

Nun, die Frau behält ja immer Recht. An einem rauhen Sommertage fand ich mich neben ihr auf dem offenen Wagen, welcher bergauf nach Elbogen hastete. Links unten der Egerfluß am Fuße des sogenannten Mittelgebirges, welches aus bewaldeten Hügeln besteht, und rechts oben das Erzgebirge, welches in breiten Terrassen herabfällt zum Egerthale. Kein Sonnenblick belebte die Gegend, und nach einer starken Stunde waren wir fröstelnd auf dem Höhepunkte der Landstraße, von welchem wir unten vor uns malerisch das alte Schloß von Elbogen sahen. Die kleine Stadt liegt hinter ihm; vor ihm schlängelt sich die Eger, über welche sich in kühner Schwebe eine Kettenbrücke schwingt — ich glaube die erste ihrer Zeit. Man fährt hieher von Karlsbad, um den malerischen Anblick des alten Schlößchen und der neuen Brücke zu genießen, welche beide hoch über dem Flusse stehen. Dann wandelt man im hier engen Egerthale hinab auf Karlsbad zu bis zu den sogenannten Hanns-Heiling-Felsen, in einem waldigen Felsthale. Dies ist ganz geeignet zur einsamen Promenade für ein Liebespaar, welches nicht beobachtet sein will. Es gibt hier nur einen Fußweg, nur Schwarzholzbäume, einige Birken und weißliche Felsennadeln.

Und hier, dachte ich auf der Höhe in meinem Wagen, hier in dem stillen Städtchen, welches durch Lebkuchen auf ein paar Meilen weit bekannt ist, hier soll Politik wohnen? Kenntniß für die so verwickelte deutsche Politik? Warum nicht! Ein meilenbreiter Landstrich von Eger bis an die schlesische Grenze, dies ganze Nordböhmen ist grunddeutsch und hat im Kampfe mit den südlich angrenzenden Czechen Politik lernen müssen. Die

Wähler kamen von allen Seiten zugewandert, und vor dem Wirthshause begrüßte mich der Dechant von Karlsbad, der zum Zuhören herübergekommen war. „Wollen Sie," rief ich, „gegen mich, den Ketzer, aufwühlen? Das wird nicht schwer werden. Es kennt mich hier Niemand, und vom Ultramontanen ist keine Faser in mir."

„Im Gegentheile," sagte er lachend. Er stammte noch von der josephinischen Richtung, war also ein aufgeklärter, humaner Mann. Wo man in Oesterreich auf humane Menschen und Einrichtungen stößt, da tritt Einem immer Kaiser Joseph entgegen.

Die Frau blieb im Wirthshause; ich wendete mich nach dem Rathhause, hundert Schritt von da am Marktplatze. Es war voll Menschen, vorzugsweise Bauern, wie mir schien. Sie betrachteten mich neugierig. Oben im ersten Stocke in einem geräumigen Zimmer saß an einem ovalen Tische der Kreishauptmann, unter dessen Aufsicht die Wahl vor sich gehen sollte. Ich meldete mich bei ihm als Candidat kraft der vom Vorparlamente festgesetzten Wahlregel, daß jeder Deutsche überall gewählt werden könne. Er sah mich sorgenvoll an. Sorgenvoll, weil er meinen Schriftstellernamen kannte und einen neuen revolutionären Candidaten vor sich zu haben glaubte. Die zwei anderen Candidaten hatten ihm schon Angst genug gemacht. Der eine war ein Sprößling der Wiener Aula, der andere ein scharfer Advocat des Kreises mit stark demokratischen Zügen.

Die höheren Beamten waren zu jener Zeit allerorten in gerechter Besorgniß, denn die Stimmung war überall revolutionär und die Gesetze aller Art erschienen von sehr zweifelhafter Geltung.

Die Wähler drängten sich langsam herein in den kleinen Saal, und die Action begann.

Die beiden heimischen Candidaten boten mir, als einem Gaste, höflich den Vortritt an: ich sollte zuerst sprechen. Als Dramatiker war ich aber der Meinung, das letzte Wort sei

das wirksamste, und ich trat mit ausdrucksvoller Bescheidenheit zurück.

So begann denn der Aula-Sprößling. Er redete seinem Ursprunge gemäß. Nicht Ein Stein blieb auf dem andern in dem elenden Staatswesen, welches endlich schmachvoll geborsten sei, und wunderbare Herrlichkeiten der Morgenrothsfreiheit stiegen auf vor den Wählern.

Mir schien es, als ob diese Wähler nichts Rechtes verstünden von dieser künstlichen Morgenröthe. Sie blieben stockstill.

Numero Zwei, der Advocat, schien mehr Wirkung zu machen. Aetzend berührte er doch wohl Verhältnisse, welche die Leute kannten. Aber die grimmigen Folgerungen, welche er zog, brachten doch keine Wirkung hervor; es blieb auch jetzt Alles ruhig, als er geendet hatte. Sind die Leute harthörig, fragte ich mich, oder still besonnen?

Nun wendete der Herr Kreishauptmann den Kopf zu mir herum und gab mir das Zeichen. Ich stand zufällig hinter seinem Sessel und mußte über den kleinen Mann hinweg sprechen.

Ich begann mit den Worten: „Meine Herren, ich bin für den Kaiser.“

Der kleine Mann drehte sich hastig um und sah mir erstaunt ins Angesicht. Im ganzen Saale erfolgte eine Bewegung. Solch' eine Aeußerung an öffentlicher Stelle war gar nicht nach der Mode. Es wurde todtenstill.

Ich beeilte mich nun wohl, mein Auditorium darüber zu beruhigen, daß es keinen Reactionär vor sich habe; ich enthüllte mich als einen Liberalen, indem ich meine Lebensgeschichte erzählte, meine in Preußen erlittenen Verfolgungen schilderte, meine Grundsätze liberalen Sinnes auseinandersetzte. Aber Letzteres that ich doch streng in bedingter Weise. Das Ideal — sagte ich — ist so und so; wie verhalten sich Eure Zustände, wie verhalten sich die Lebensbedingungen des österreichischen Kaiserthums zu diesem Ideale? Kann dies, kann jenes unmittelbar eingeführt werden? Bedarf's dazu nicht solcher und solcher

Uebergänge? Können diese gefahrlos übersprungen werden? Ist namentlich das Aufgehen in einem deutschen Reiche so leicht? Kann es so oberflächlich mit einem Machtspruche bewirkt werden? Welche Verhältnisse werden unmittelbar davon berührt? Betrachten wir sie einzeln, insbesondere die Handels- und Verkehrsfragen. Bedürfen sie nicht einer sorgfältigen Prüfung und Abwägung? Ich meine: Ja! Man soll die großen und weiten Aussichten nicht aus dem Auge verlieren, aber man soll sich nicht einbilden, daß sie im Handumkehren nahegerückt werden könnten. Man soll sich wappnen mit Geduld, mit Fleiß, mit brüderlich entgegenkommender Gesinnung, und man soll vorerst zufrieden sein, wenn die enge Verbindung in den wichtigen Hauptpunkten erreicht werden könne.

Man hörte mir aufmerksam wohl eine Stunde zu, und als ich schloß, schien man mit mir zufrieden zu sein. Wenigstens drängten sich mehrere Männer zu mir, um mir für die Schlußworte zu soufflіren. Ich hatte mich nämlich darauf eingelassen, schließlich die einzelnen Ortschaften der Wähler namentlich anzureden. Seit fünfzehn Jahren regelmäßig nach Karlsbad kommend, kannte ich einen Theil dieser Ortschaften, am Ende aber doch nicht alle, und diese fehlenden wurden mir leise und redlich soufflirt von einigen Wählern. Das war ein günstiges Zeichen, und unter einem beifälligen Gemurmel — Theater-Applaus war unbekannt — nahm ich meinen Abschied und kehrte ins Wirthshaus zurück, bei einem schmalen Diner mit ortsgemäßem Lebkuchen-Dessert meiner Frau die Heldenthat erzählend, welche ich verübt.

Es fiel ihr auf, daß ich mich so breit auf Erzählung eingelassen, und ich mußte ihr wie mir das Geständniß ablegen, daß ich kein eigentlicher Redner sei, kein sogenannter Parlamentsredner, welcher mit Grundsätzen, Gründen und Gegengründen einen längeren oratorischen Vortrag hält. Das blos Abstrahirte, das vorzugsweise Theoretische langweilt mich, und dabei verläßt mich zum Anordnen der Steigerung das Gedächtniß, ich verpuffe mein Pulver in schnell aufeinanderfolgenden Schüssen. Wenn ich

also breiter und länger reden soll, dann brauche ich die Erzählung, um eine künstlerische Unterlage zu haben, welche mich trägt und welche mir immer wieder neuen Anhalt bietet. Dafür versagt mein Gedächtniß nicht. Kurz, ich muß, wie Goethe sagt, fabuliren können. „Du siehst," schloß ich, „wie ungeeignet ich fürs Parlament bin."

Da kam die Botschaft: es sei die Wählerschaft im Elbogener Rathhause anderer Meinung gewesen als ich über mein Rednertalent und habe mich mit großer Majorität zum Parlaments-Mitgliede für Frankfurt gewählt.

Was sollte ich dort, was wollte ich dort, da ich nun dahin mußte? Zum Handeln drängen in Betreff einer wirklichen Regierungsmacht; Machtmittel verlangen und erlangen von den Einzelstaaten? Dafür war's aber zu spät. Zahlreiche Männer des Centrums, an welche ich mich links anschloß, kannten dies Bedürfniß so gut wie ich, beklagten die Versäumniß wie ich und sprachen außerdem die Meinung aus: es sei wohl auch in der ersten, günstigen Zeit nicht erreichbar gewesen. Der revolutionäre Strom der Linken hätte das Mißtrauen der Staaten so hoch gesteigert gehabt, daß diese auch damals bis zum Aeußersten Nein gesagt haben würden zur Bildung einer materiellen Regierungsmacht in Frankfurt.

In der ersten Zeit des Parlaments war der Erzherzog Johann zum Reichsverweser ernannt worden und hatte einen Triumphzug gehalten durch die kleinstaatlichen Länder bis nach Frankfurt. Diese Länder und insbesondere die süddeutschen waren und sind ja dem süddeutschen alten Kaiserhause von Stammesnatur aus zugeneigt, und es mußte sie herzlich erfreuen, daß die Oberherrlichkeit Deutschlands wieder zu ihnen komme, zu ihnen, welche keinerlei Sympathie hegten für den norddeutschen, noch dazu soldatischen Großstaat. Des katholischen Glaubens nicht zu gedenken, welcher durch die bayrische Masse in Süddeutschland überwiegt und eine katholische Oberherrlichkeit wünschte.

Ich hatte dem Zuge mit gar gemischten Empfindungen zugeschaut. Es freute mich die Wärme der Bevölkerung; es erschreckte mich die greifbar auftretende Zweiseelentheorie in der deutschen Oberhoheitsfrage; es beängstigte mich die Wirkungslosigkeit, welche dem armen Reichsverweser ohne materielle Mittel beschieden sein mußte.

Letztere war denn auch im August, als ich nach Frankfurt kam, schon offenkundig. Das scheinbare Oberhaupt des noch zu gebärenden deutschen Reiches bewohnte das alte Bundespalais in der Eschenheimergasse und gab zuweilen Soiréen.

Um eine solche mitzumachen, mußte ich erst officiell aufgenommen sein in die Parlamentsgesellschaft. Dies geschah durch den alten Herrn v. Lindenau, einen sanft liberalen Staatsmann aus Sachsen, welchen die Zeit längst überholt hatte, welcher aber sein archivalisches Amt mit liebenswerther sächsischer Artigkeit und Gewissenhaftigkeit verwaltete. Er schrieb mich ernsthaft in die große Liste, nachdem ich meinen böhmischen Wahlbrief vorgezeigt. Graf Leo Thun hatte in Prag diesen Wahlbrief ausgefertigt und hatte ihn zu meinem Erstaunen mit einem sehr freundlichen Schreiben begleitet. Zu meinem Erstaunen, denn Graf Leo war hochgehender Czeche, und Widerwille hätte ihm die Feder führen sollen für einen böhmischen Abgeordneten zum verhaßten deutschen Parlament. Er hat's aber immer verstanden oder wenigstens versucht, Wasser und Feuer unter räthselhafter Gemeinsamkeit in derselben Hand zu halten und mit wohlklingender Phrase darzureichen. Später hat man diese Fertigkeit wohl kurzweg Confusion genannt.

So kam ich denn zu einer Soirée beim Herrn Reichsverweser, welcher still regierte, ohne Regiment und ohne Land. Ob er's wußte? Ich glaube wohl, wenn er auch leidlich ernsthaft mit Unsereinem sprach über gedeihliche Zukunft. Mit Ausnahme der Linken fanden sich alle Parteien ein, und selbst einige Linke, welche den damals überhaupt selten vorkommenden Frack nicht völlig abgeschworen hatten, ließen sich zuweilen sehen und

lächelten. Die Unterhaltung bei einer solchen Soirée hatte für mich etwas Unheimliches. Die Grundwahrheit berührte Niemand, und wenn ein unbedachtes Wort an sie erinnerte, so log man in der Geschwindigkeit einige Phrasen, welche zuversichtliche Hoffnung heuchelten.

Log? Vielleicht auch das nicht. Es gibt ja immer zahlreiche Menschenkinder, welche ihren Verstand nur für die nächsten Tage anstrengen und allen Endpunkten der Logik ein Schnippchen schlagen. Wer weiß! rufen sie, wer kann die Zufälle voraussehen, welche niemals ausbleiben und das logische Exempel jählings verändern. Hoffen ist ja dankbarer als Fürchten.

Solcher gab es im Parlamente viel mehr, als ich gedacht hatte.

Bei jenen lügenhaften Phrasen fühlte ich immer, daß ich doch zum Diplomaten total verdorben und ganz außer Stande wäre, Redensarten zu machen, welche meiner Kenntniß und Gesinnung recta widersprechen. Diese Kunst mag ja nöthig sein, und sie bedarf, wie jede Kunst, eines gewissen Talentes. Innere Gleichgiltigkeit gehört dazu oder gewaltige Macht der Selbstbeherrschung.

Ich flüchtete also nach Oesterreich, wenn ich mit dem Herrn Erzherzog sprach oder mit seiner Gattin, der Frau Gräfin von Meran. Letztere besonders und ihre Umgebung athmete ganz die österreichische Liebenswürdigkeit literarischen Personen gegenüber. So zurückhaltend und scheu sich die vornehmen Oesterreicher damals vor dem Journalisten zurückzogen, welcher ihnen antipathisch war, so entgegenkommend waren sie für den Schriftsteller, welchem poetische Schöpfung nachgesagt wurde. Und nun gar einem dramatischen Schriftsteller, dessen Stücke im Burgtheater aufgeführt würden. Das war ein Zauberwort für Unterhaltung. Der Erzherzog lebte zwar mit den Seinen in der Steiermark, der Heimat seiner Frau und seiner Thätigkeit, aber man kam doch nach Wien und kannte alle Reize des Burgtheaters. Ich

mußte mich in Acht nehmen, meine historisch gewordene Prätendentschaft auf die Direction, welche ich im Stiche gelassen, ja nicht zu verrathen. Warum denn? Meine norddeutschen Genossen hätten mich pflichtwidriger Parteilichkeit beschuldigt in den politischen Fragen. Sie hatten ohnehin die schönste Neigung dazu, weil ich Oesterreich überhaupt günstiger ansah, als Einer von ihnen. Ich wälzte die Erklärung auf Elbogen, welches ich doch einigermaßen sachgemäß vertreten müßte. Sie lachten mich aus oder bedauerten mich. Letzteres that ich selbst alle Tage drei Vierteljahre hindurch.

13.

Ich will hier nicht die Vorgänge schildern, denen ich drei Vierteljahre in der Paulskirche beigewohnt. Es existirt dafür ein Buch von mir, welches ich unmittelbar darnach, also im Herbste 1849, herausgegeben habe unter dem Titel: „Das erste deutsche Parlament.“ Es hat drei Bände, ist also wenigstens ausführlich genug.

Ich will nur Erinnerungen skizziren, welche mir jetzt noch, dreißig Jahre später, lebendig geblieben sind von dem hochgehenden Geistesleben jener Zeit.

Nachdem ich ins große Register der ersten deutschen Abgeordnetenversammlung durch Herrn v. Lindenau feierlich eingetragen war, schaute ich mich um, wo ich Platz nehmen sollte in jener runden Kirche, Paulskirche genannt. Ich wußte natürlich längst, wohin ich gehörte. Zum linken Centrum nämlich. Aber es war doch eine gute Gelegenheit, die Parteien im Négligé kennen zu lernen, wenn ich als ganz unschuldiges Kind zunächst fragsam überall zu Gaste ginge. Schon die verschiedenen Locale waren beredtsam.

Die äußerste Rechte hatte einen stillen, vornehmen Ort, und der Verkehr war steif höflich wie in den sogenannten „Ressourcen" kleiner Städte. Kleine Edelleute verbeugen sich vor einander unter abgedroschenen höflichen Redensarten und verzehren sehr wenig. Herr v. Radowitz in dieser Ecke, Herr v. Vincke in der anderen bilden Mittelpunkte. Von den kleineren Staaten findet sich da kaum ein Vertreter.

Diese Herren v. Radowitz und v. Vincke sind ja zwei Hauptfiguren des Parlaments geworden. Hauptfiguren für die Rednerbühne, aber nicht für die Abstimmung. Dafür haben sie gar keine Wirkung gehabt.

Radowitz am wenigsten. Es traute ihm kein Mensch, er stand im Dunkeln, es umgab ihn ein Schleier wie etwa den Cagliostro. Man hielt ihn für einen geheimen Agenten Friedrich Wilhelms des Vierten nach der mystischen Seite hin, für einen Jesuiten in Civil, für alles mögliche Bedenkliche. Wenn er aber auf die Rednerbühne trat, da strömte Alles herbei und gruppirte sich um die Tribüne, damit kein Wort ungehört verloren ginge.

Es ging auch kein Wort verloren. Der feine, etwas gelblich angehauchte Kopf mit dunklem Auge und kurz gehaltenem, dunklen Haare sprach vortrefflich aus freiem Munde. Der feiste Körper war eigentlich eine unpassende Verlängerung des Kopfes, denn er schien zu flüstern: Man muß ein einträgliches Amt haben, man muß Geld verdienen, und auch mein streng dreinschauender Kopf wäre viel lieber frei, um wissenschaftliche Experimente jeglicher Art zu machen und in der Stille epikuräisch zu leben. Epikuräisch? Dieser stockernsthafte, nie lachende Moralprediger, der mit den fastenden Ordensgeistlichen beider Confessionen liebäugelte? Ja, ich habe ihn immer in solchem Verdachte gehabt. Er war zu klug, um sich die Genüsse des Lebens zu versagen, die Genüsse namentlich, welche sich nicht nachholen lassen, und sein Leib war zu feist und die Abstammung vom Südslaventhum war zu deutlich. Croatien gebiert nicht leicht strenge Märtyrer.

Er sprach immer nur über große Fragen, welche weiten Spielraum ließen und die Parteifragen umgehen konnten. Am besten über Kriegsfragen. Da kann man alle Möglichkeiten interessant gruppiren mit strategischer Phantasie, dieser poetischen Eigenschaft eines Generalstabsmannes.

So hat er uns einmal prächtig auseinandergesetzt, daß wir Oesterreicher am Po den Rhein vertheidigten und ganz germanisch am Platze wären in Mailand und noch weiter in Italien. Als 1859 diese Kriegsfrage thatsächlich wurde, half das germanische Element mit Sorge tragen, daß Oesterreich seiner italischen Herrlichkeit gründlich ledig wurde. Radowitz wird 1859 wohl lächelnd gesagt haben: „Auch das ist strategisch zu billigen."

Wir glaubten auch damals nicht, was er uns mit weiser Mäßigung darlegte — man glaubt keiner Weisheit, wenn man nicht an den Charakter des Weisen glaubt — aber er trug es doch so appetitlich vor, es war ein Kunstgenuß. Der Mann war überhaupt ein Künstler, und selbst Robert Blum, der bäuerliche Gegensatz des Herrn v. Radowitz, sagte behaglich nach Schluß der schönen Rede: „Nicht übel!"

Ganz anders war Vincke. Der war voll Temperaments, der packte den Augenblick beim Schopfe und riß ihn auf die Rednerbühne, der machte den Eindruck der Ehrlichkeit, den Eindruck eines Reiteranführers, welcher seine Schwadronen in die Schlacht ruft mit schmetternder Trompete. Wenn ich ihm Ehrlichkeit nachsage, so meine ich nicht die eines absolut deutschen Mannes, wie man ihn damals verlangte, sondern eines preußisch-deutschen Mannes, welcher seinen Particularstaat als maßgebend, ja als herrschend voraussetzte.

Stark gebauten Körpers war auch er, aber von kurzem Halse und mit sanguinisch gerötheten Haupte. Er war ganz norddeutsch auf Geist gestellt, oft auch nur auf Witz und nur ein wenig, nur zuweilen angehaucht vom tieferen Athem seiner westphälischen Heimat.

Beide sind jetzt — 1878 — todt. Keiner hat's eigentlich weiter gebracht als zur Paulskirchen-Notabilität. Radowitz ward vom preußischen König beauftragt, das Nachspiel von Gotha und Erfurt zu leiten, als das Frankfurter Parlamentsdrama ausgespielt und die dargebotene Kaiserkrone von Friedrich Wilhelm dem Vierten abgelehnt war. Dies Nachspiel sollte wenigstens den deutschen Einheitsfaden weiterspinnen, wenn auch zunächst nur als preußisch-deutschen Faden. Das war wohl diplomatisch richtig, aber die Diplomatie kann allenfalls ordnen, sie kann nicht schaffen. Das kurzlebige Scheinparlament in Erfurt trug die Signatur des doctrinär gebildeten Königs und des doctrinär gebildeten Herrn v. Radowitz. Der Eine wie der Andere waren offenbar nicht zeugungsfähig. Vor lauter Bildung konnten sie nicht geradeaus handeln, und wer nicht geradeaus handeln kann, der handelt ohne wahrhafte Wirkung im Volks- und Staatsleben, auch wenn er alle ersinnlichen Combinationen ins Feld führt. Er findet keinen Glauben, und ohne Glauben ist kein Volk zu bewegen.

Vincke hätte geradeaus handeln können. Man hat ihn nicht dafür in Anspruch genommen. Vielleicht weil er zu ungestüm war und weil er den Witz nicht hinunterschlucken konnte. Es war ein Stück Gamin in ihm.

Von interessanten Leuten auf der Rechten der Paulskirche hat uns der kleine Detmold ein Räthsel aufgegeben, welches kaum lösbar erscheint, ein Charakterräthsel. Klein wird er genannt, weil seine Gestalt wirklich klein war, die Gestalt eines Knaben. Ein hoch aufsteigender Rücken machte es fraglich, ob er bucklig zu nennen wäre. Er war aber nicht eigentlich bucklig, wenn er auch die Blässe des Gesichtes und die feinen Züge hatte, welche bei Buckligen vorherrschend sind. Er ging wie ein Gnom in der Paulskirche umher, wie ein überlegener Gnom, welcher die ganze politische Bestrebung dieses großen Parlaments innerlich verspottete.

Daß er dies vermochte, dafür zeugten hinreichend seine malitiösen Bemerkungen, welche immer voll Geist waren. Und

andere machte er nie. Er sprach auch nie, was man Sprechen nennt im Parlamente, und schaute immer mit boshaftem Lächeln nach der Tribüne und dem Redner, welcher sich da unnützerweise in Unkosten setzte. Wenn die kleine Gestalt einmal selbst auf der Rednerbühne erschien und nur mit dem feinen Köpfchen sichtbar wurde, da geschah es immer nur, um einen kleinen verhöhnenden Antrag abzulesen, welcher nach tückischem Scherze schmeckte und keinerlei Folge haben konnte. Auch war er der Anstifter der witzigen Carricaturbilder, welche hervorragende Mitglieder des Parlaments darstellten. Mit einem Worte: er war der Satir in der Paulskirche.

Mit Satire hatte er sich von Hause aus hervorgethan, das heißt von Hannover aus, wo er mit ironischen Broschüren gegen einen harmlosen und unschuldigen Bildersammler verhöhnend aufgetreten war. Allerdings geistvoll. Echt hannover-göttingisch. Denn die ausgezeichnete Schulbildung und geistvolle Begabung der Hannoveraner, welche wohl ein Jahrhundert lang in der überlegenen Universität Göttingen gipfelte, ist in unserem Vaterlande immer hervorgetreten.

Nun, was geschah mit diesem kleinen Satir, als das Parlament in den letzten Zügen lag und Jedermann eingestehen mußte, es könne seine Herrschaft, ach nein, es könne seine Existenz keine Stunde länger fristen, weil ihm alle praktischen Mittel versagt wurden? Was geschah, als kein Mensch von Verstand oder Bedeutung ein nutzloses neues Ministerium bilden helfen wollte? Da trat dieser kleine Satir mit einem alten schwatzhaften Manne zusammen und bildete ganz ernsthaft ein solch' unnützes Ministerium, welches der Wind über Nacht verwehen mußte. Was hieß das? Wollte er mit seinem Namen beweisen, daß dies Ministerium ein Spaß wäre? Oder wollte er schließlich doch für die Eitelkeit ein Sträußchen erwerben? Auch unter Kosten der eigenen Lächerlichkeit? Wer ergründet's? Dieser kleine Satir ist jedenfalls die Figur für ein Charakter-Lustspiel, und ich erwähne seiner nur, um zu bemerken, wie auch in die

großen Fragen kleine persönliche Räthsel einschleichen und Aufmerksamkeit erzwingen können.

Auf der Rechten saßen überhaupt mancherlei Originale — Leute, welche nicht ihres schwächeren Liberalismus halber sich dort niedergesetzt, sondern weil sie eigensinnig waren. Sie wollten nicht mit dem Strome schwimmen.

Da war zum Beispiele aus Oesterreich, und zwar aus Wien selbst, ein kleiner, fleischiger Mann mit einem Napoleonskopfe. Der war ein streng geschulter Jurist und verlangte offenbar, daß die freisinnigen neuen Gesetze ganz formal abgeleitet und abgefaßt würden. Auch saß er vielleicht darum auf der Rechten, weil er wußte, daß die Unterordnung seines großen Heimatsstaates den größten Schwierigkeiten begegnen müßte.

Er war ein Wiener Advocat, und er arbeitete gewöhnlich in der Paulskirche still in Papierstößen, wahrscheinlich in Rechtsstreitigkeiten für seine Wiener Kanzlei. Das schöne blaue Auge mochte kurzsichtig sein, es blickte nur selten und nur unsicher nach der Tribüne, wenn da etwas Bedeutendes vorging. Stieg er einmal selbst da hinauf, dann betraf es feine politische Rechtsfragen, und er sprach geläufig, rasch, sicher, unbekümmert um Popularität. Auch übrigens lebte er ziemlich abgesondert und speiste mit ein paar Landsleuten allein im vornehmsten Gasthofe, im „Hôtel de Russie", dem Absteigequartier der Diplomaten. Der epikuräische Wiener war einer besseren Küche bedürftig, als die geschmacksliberale Masse sie brauchte.

Einige Jahre später sah ich denselben Mann in Wien wieder — er hieß Eugen v. Mühlfeld — und er war im österreichischen Parlamente eine gediegene Säule des Liberalismus. Von ihm kam der große Entwurf eines Religionsgesetzes, welches für Oesterreich von durchgreifender Wichtigkeit war.

Leider ist er früh gestorben, aber ganz Wien geleitete ihn zum Grabe. Er war ein warmer Lebemann, und sein Bedürfniß reichhaltigen Lebens war es wohl, welches ihn zu übermäßigen Anstrengungen und zu frühzeitiger Erschöpfung seiner Kräfte getrieben.

Am entgegengesetzten Ende der Kirche, also auf der äußersten Linken, saß sein Landsmann Nepomuk Berger und that sich hervor als dürrer, radicaler Logiker, ich möchte sagen als politischer Mathematiker. Und auch ihn fand ich in Wien wieder, und zwar als Minister.

So wandelte die Zeit um und der veränderte Boden: der Mann von der Rechten war Oppositionsmann, der Radicale war regierender Staatsmann geworden.

Man konnte eben in der Paulskirche die Männer nicht endgiltig beurtheilen. Sie strebten dort nach einem ganz besonderen Ziele, nach der gründlichen Neubildung eines Reiches, welches kaum embryonisch vorhanden war. Eins nur war nie zu verkennen: begabt war die Mehrzahl außerordentlich.

Einen Uebergang von der Rechten zum rechten Centrum bildete der hoch und schlank gewachsene Oesterreicher Schmerling, Ritter v. Schmerling nachdrucksvoll benannt, da er immer weiterer Adelserhöhung auswich und sein einfaches kärntnerisches Diplom genügend fand. Kärnten ist in Oesterreich das Stammland der ritterbürtigen deutschen Herren.

Er verhielt sich in den Freiheitsfragen mäßig und vorsichtig, nur die letzten Befugnisse des Staates gegen Ausschreitungen streng wahrend, übrigens aber immerhin liberal genug. In den großen Reichsfragen ging er weit, und da betonte er zuversichtlich die volle Theilnahme Oesterreichs. Er ließ nie einen Zweifel bestehen, ob Oesterreich auch im Stande wäre, ein großes Deutschland bilden zu helfen, und war unerschöpflich an Wendungen und Beweisen, daß das österreichische Kaiserthum seine historische und hochwichtige Stelle auch unter den neuen Verhältnissen einnehmen und behaupten könne.

Als dies nicht mehr möglich war, weil Fürst Felix Schwarzenberg eine österreichische Verfassung durchgesetzt hatte, welche jede Einordnung in ein deutsches Reich ausschloß, da wurde Schmerling allerdings anders. Er wurde geradezu grimmig gegen jegliches Constituiren. Wer mochte es ihm verdenken. So

lang und so hingebend umsonst gearbeitet zu haben, wen möchte das nicht erbittern! Und am Ende, mochte er denken, wenn aufgehalten wird, so ereignet sich doch wieder etwas Neues, das wieder Hoffnung zuläßt.

Bei einem so entschlossenen, thatkräftigen Manne, wie Schmerling einer ist, konnte dieser Grimm nicht Wunder nehmen. In Wahrheit trug er in diesem Grimme doch das Bedürfniß einer Einigung Oesterreichs und Deutschlands mit sich von dannen, und behielt die Hoffnung auf solche Einigung fest im Herzen, und suchte dies Bedürfniß zu befriedigen, diese Hoffnung zu bethätigen, als er österreichischer Minister wurde und als starke Natur maßgebender Minister wurde. Da brachte er jenen „Fürstentag" zuwege, welcher die erloschene Constituirung Deutschlands plötzlich und unerwartet wieder zum Aufleuchten entzündete. Er war sein Werk, und es war damals ein sehr verdienstliches Werk.

Aber in der Diplomatie scheint Schmerling's Verhängniß zu schlummern. Und es wacht immer auf im entscheidenden Augenblick. Damals mit Felix Schwarzenberg, jetzt mit einem Unfelix Rechberg. Diesem enggebauten Diplomaten Rechberg wurde in letzter Stunde die führende Stimme Oesterreichs übertragen auf dem Fürstentage in Frankfurt. Damit war der Nichterfolg gesichert und Schmerling mußte schmerzlich von weitem zuschauen.

Trotz alledem hat seine österreichische Ministerschaft einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Was er in Oesterreich selbst gewollt und trotz seiner Energie nicht zu Stande gebracht, weil ihm das Ministerportefeuille abgenommen wurde, das wird, meine ich, doch zu Stande kommen, wenn auch in etwas veränderter Gestalt. Er wollte die Einverleibung Ungarns in die Gesammtmonarchie. Man nennt dies Centralismus und hat es mit großer Heftigkeit beseitigt, um statt dessen den Dualismus, die Zweitheilung einzuführen. Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert, und ob nicht die Magyaren selbst auf den

Centralismus zurückgreifen werden, um sich zu erretten vor der slavischen Ueberzahl. Die Bach-Hußaren waren so lange verhöhnt als Frevel der scharfen, aber schöpferischen Verwaltung, welche vom Minister Bach ausging. Die Zeit kam aber bald, die uns belehrte, daß dies Bach-Hußarenregiment kräftig und thatsächlich geschaffen und geschaffen hat, während sonst nur perorirt und phrasirt wird. So werden endlich auch die Magyaren erkennen, daß sie nur in enger Verbindung mit Deutsch-Oesterreich ihre nationale Entwicklung fortführen können, und dann wird sich auch die Form für solch' enge Verbindung finden, und dann wird man sagen: Schmerling besaß den richtigen Staats-Instinct.

Den Sinn für große Staatsmöglichkeiten besaß Schmerling immerdar, und wenn man ihm Gewaltsamkeit vorwirft, so mag man ganz Recht haben; man vergißt aber, daß große Dinge schwer durchzusetzen sind, und daß schwere Dinge im Staatsleben nicht mit Höflichkeit zu erreichen sind.

14.

Das rechte Centrum hatte sein Sitzungslocal auf dem Roßplatze in einem stattlichen Raume, Casino genannt, und wurde deshalb auch Casinopartei geheißen. Die Räume waren ziemlich elegant, und es ging auch bei den Besprechungen eleganter her, als in den weiter links reichenden Clubs. Wir z. B. schon vom „Augsburger Hofe", welche den Uebergang zur Linken bildeten, wir ließen uns Abendessen serviren mitten in die Discussion hinein. Das kam im Casino nicht vor. Die Casinogesellschaft hatte durchweg den Charakter von Honoratioren. So nannte man damals in kleinen Städten die vornehme Classe der Städtebewohner. Sehr viel ältere Männer waren hier zu finden, viel Professoren und gründlich gebildete Herren. „Die Professoren"

wurde auch ein abschätziger Spitzname dieser Partei. Unter den alten Herren war auch der alte Arndt, der Dichter des grundsätzlichen Vaterlandsliedes: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Ich begegnete ihm jeden Tag auf der Promenade, welche das innere Frankfurt hufeisenartig einschließt bis an den Main. Er war Einer der Wenigen, welcher täglich Luft und Bewegung suchte, deren es merkwürdigerweise auch in den großen Städten so Wenige gibt. Er war schon ein ganz alter Herr mit weißgrauen Haaren und von kleiner Mittelgröße. Er ging so gewiß halb fallend einher und war von mäßiger Freundlichkeit, der man nicht viel zumuthen mußte mit Anreden und Fragen. Ich bin nie ganz dahinter gekommen: wie viel oder wie wenig er hoffte vom Gelingen eines einigen deutschen Staates. Oft schien mir's, als ob er wenig erwartete. Das Nächste thun und das Weitere mit stillem Vertrauen dahingestellt sein lassen, das schien seine Meinung zu sein. Einfach und natürlich war er immer noch wie sonst; aber das Blut kreiste in seinen Adern schon langsam. Nur wenn ein Thema seiner Lieblingsideen gestreift wurde, da belebte es sich plötzlich und herrisch.

Linkes Centrum hieß damals, als ich hinkam, „Württemberger Hof“. Das war ein süddeutsches Wirthshaus im engen Straßengedränge der unteren, nach dem Main hinab neigenden Stadt. Und dem entsprechend war der Verkehr Abends bei den Clubversammlungen laut, ungenirt, nicht ohne Leidenschaft. Das Wort „Links!“ stand im Vordergrunde, nicht aber das Wort „Centrum“. Der Sprung vom Casino zum „Württemberger Hofe“ war offenbar zu weit. In Hemdsärmeln sprang da plötzlich ein Schwabe auf, ließ Messer und Gabel klirrend auf den Teller fallen und hielt eine Rede wie Blitz und Donner. Er sprach vortrefflich. Kern, Saft, Geist, Kenntniß, prächtiges Naturell — Alles war vorhanden, und Schober hieß er. Er ist, wenn ich nicht irre, früh gestorben.

Ich hatte principiell wenig oder gar nichts einzuwenden gegen die politischen Grundsätze, welche hier verfochten wurden,

aber ich meinte, sie müßten glimpflicher zur Anwendung kommen bei dem Aufbaue des großen deutschen Staates, der so gewaltige Hindernisse zu überwinden hatte. Deshalb wirkte ich bei meinen näheren Freunden dahin, daß sich der ruhigere Theil des „Württemberger Hofes“ abzweige und eine selbstständige Partei bilde. Dies gelang. Und so entstand der „Augsburger Hof“, welcher denn auch wahrhaft und standhaft das linke Centrum dargestellt hat in der Paulskirche. Standhaft auf liberalem Grunde, wahrhaft bei schwierigen Gelegenheiten, wo vor allen anderen Eigenschaften Maß vonnöthen war. Vincke selbst, der Heißsporn von der Rechten, hat es mir einmal bezeugt, als in einer gefährlichen Schlacht der „Augsburger Hof“ den unerwarteten Ausschlag gab gegen Rechts und Links. „Wenn ich nicht durch Herkommen und Geschichte gebunden wäre,“ sagte er, „so träte ich zum „Augsburger Hofe.“

Eine auserlesene Schaar trefflicher deutscher Männer bildete diesen Club, Männer aus dem Süden und dem Norden, Osten und Westen waren da vereinigt. Ich meinte manchmal, ich säße zu Passendorf bei Halle mitten unter der alten Burschenschaft, wo alle Dialekte des Vaterlandes ans Ohr flogen. Treffliche Männer waren da. Voran die Schwaben Robert Mohl und Rümelin. Robert Mohl, der berühmte Rechtslehrer, welcher Reichs-Justizminister werden sollte und auch wurde, war ein spiegelhelles Vorbild jener zahlreichen Mitglieder des Parlaments, welche ihre Principien unter Schmerzen mäßigten und mäßigten, weil der neue Staat absolut diese Mäßigung brauchte. Im linken Centrum saßen sie am zahlreichsten, welche täglich dies Opfer brachten. Robert Mohl war der Hauptmärtyrer. Er trug den ganzen Liberalismus der Linken in sich und zwängte ihn achselzuckend, aber standhaft in die Grenzen des Möglichen und Nothwendigen. Nicht ohne Galgenhumor, welcher den schlanken, mittelgroßen Mann mit feingeschnittenem Kopfe oft bis zu schmerzhaftem Gelächter schüttelte.

Neben ihm der kräftig gebaute, strotzend gesund aussehende Rümelin, welcher später Cultminister in Württemberg wurde

und welcher das berühmte Buch „Shakespeare-Studien“ gegen die Shakespearomanen herausgab. Nie sind die Uebertreibungen der Dichtungsausleger — legt Ihr nicht aus, so legt unter! — geistvoller ad absurdum geführt worden. Ich saß neben ihm in der Paulskirche und erfreute mich täglich dieser Nachbarschaft. Alles, was er sprach oder that, stieg auf aus einem tiefen Borne edler Bildung und kam so geläutert wie wohlthuend zu Tage. Preußen an die Spitze von Deutschland zu stellen, ging ihm tief gegen den süddeutschen Sinn, und er wußte klar, daß er es bitterlich zu verantworten haben würde vor seinen Wählern, aber er hielt es zum Gelingen des Ganzen für unerläßlich und that es mit stiller Tapferkeit. Merkwürdig! Wir haben damals nie ein Wort über Shakespeare oder ästhetische Dinge gesprochen, so sehr trat Alles zurück vor der politischen Spannung, welche uns preßte. Niemand war mehr überrascht über sein Shakespeare-Credo als ich, der ich so viele Monate neben ihm gesessen.

Aus Baiern saßen zwei tüchtige Juristen unter uns, Stahl und Barth, aus Franken Hanns v. Raumer und v. Zerzog. Hanns v. Raumer, an Theodor Körner gemahnend oder an einen Minnesänger des Mittelalters, mit seinem jungen blondbärtigen Aussehen und seinem lieben Wesen mit ausgebreiteter Bildung. Der Tod hat ihn ebenso schön gefunden und zeitig hinweggenommen. Der Eremit von Gauting aber, v. Zerzog, in der Bergtracht der Alpenbaiern, ein kerngesunder Humorist, sah lächelnd drein, wenn modern gekleidete Herren ihn erstaunt anblickten. Die ganze Art seiner Heimat mit sich bringen und sich doch den Forderungen des großen Vaterlandes fügen — das verstand er besser als mancher modern gekleidete Particularist.

Und die Rheinfranken, dieses lebendige Geschlecht, welch' tüchtige Männer hatten sie uns geschenkt! Die übergroße Mehrzahl der Männer vom Rheine gehörte zur Linken. Weintrinker und französischem Einflusse zugeneigt, waren sie stets im Vordertreffen für jegliche Freiheit und konnten doch die kirchliche Knechtschaft nicht erleichtern und noch weniger abschütteln unter der

Bevölkerung. Diese Mostgährung hatten unsere Rheinfranken von der Pfalz bis nach Köln hinunter durchgemacht, und ihr Sinn war ein abgeklärter Wein. Allen voraus Herr Wernher, der sich v. Nierstein nannte, ein Spiegelbild des Spielmannes Volker im Nibelungenliede, und aus Rheinpreußen die tüchtigen Juristen Stedmann und Wiedemann, Letzterer mit aller Beweglichkeit und Wärme des Rheinweines, welcher die Herzen fröhlich erschließt.

Ebenso stand es mit den Sachsen, welche großentheils nüchtern und zäh für die äußersten Dogmen der Linken eintraten. Unter starkem inneren Kampfe hatte sich Biedermann von ihnen abgesondert und war zu uns getreten. Ein echt gebildeter, feiner Sachse, welcher keine Forderung durchließ, wenn sie nicht Rede stehen konnte gegen Einwendungen der Wissenschaft.

Aus Holstein der immer grimmig dreinschauende ältere Beseler, welcher eine Zeitlang Regent von Schleswig-Holstein gewesen war und als thatkräftiger Mann bitterlich litt unter den unübersteiglichen Hindernissen des Parlaments. Neben ihm Francke, auch ein holstein'scher Exminister und Diplomat von sarkastischer Intelligenz, welcher diplomatisch achselzuckend versicherte: es sei blutwenig zu hoffen.

Der blanke Gegensatz aus Hamburg saß neben ihm, Gabriel Riesser, ein echter Gabriel. Er gehörte in Lessing's „Nathan" und hatte vor diesem voraus ein wunderbar warmes Herz, welches mit Engelsstimmen sprach und aus den ewigen Gesetzen des Idealismus immer Hoffnung schöpft, immer Morgenroth erblickt. Auch er ist hinweggenommen von dieser Erde, dieser himmlisch christliche Jude! Er war unser bester Redner.

Aus Schlesien saßen unter uns der sanguinische Historiker Stenzel und Falck, und auch Oesterreicher fehlten uns nicht. Zwei brave Männer waren da: Arneth und Rösler. Arneth, der sich später durch gediegene Geschichtschreibung Oesterreichs hervorgethan, und Rösler, welcher nach dem Untergange unserer Parlamentsherrlichkeit nicht nach Oesterreich zurückkehrte, um

seinen deutschen Wünschen nichts zu vergeben, sondern sich an der Universität Göttingen ansiedelte.

Im täglichen Abendverkehr mit solchen Männern — im Hintergrunde saß der patriotische Maler Pecht und zeichnete unsere Köpfe, saß Robert Heller und schrieb unsere Charakteristiken — was konnte ich mehr verlangen an Reichhaltigkeit des Umganges? Störten sie mich etwa durch Illusionen, welche ich nicht theilte? Ach nein! Wenn ich jetzt prüfend zurückblicke auf diese einzelnen Gestalten, so muß ich sagen: die Mehrzahl war nicht von der Täuschung befangen, als könnte uns das Parlament zu einem befriedigenden Resultate führen. Resignation war das Stichwort, welches in der Stille von Einem zum Andern ausgesprochen wurde. Gründliche Bildung aber fordert — dies war die innere Parole — sie fordert, daß man unermüdet am Fortschritte arbeite, auch wenn die Arbeit verkannt wird und zunächst erfolglos scheint, ja, auch wenn wir wissen, daß die Samenkörner erst über unseren Gräbern aufgehen werden.

Dies war unsere Signatur im „Augsburger Hofe".

Für mich blieb sie's vollständig, blieb sie's immerwährend, und die schwermüthige Stimmung verließ mich nicht die neun Monate lang, während welcher ich in jenem Parlamente saß und den Mund nur öffnete zu Ja und Nein bei der Abstimmung. Es war mir nicht erreichbar, einen Moment lang hoffnungsvoll aufzuathmen. Außer meiner Gefängnißzeit erinnere ich mich keiner so langen Lebensepoche, in welcher ich so gleichmäßig gedrückt dahingelebt hätte. Es widerstrebte eben meiner Natur, ohne Aussicht auf Erfolg frisch zu sein und ohne Grund hoffen zu können.

Fast neidisch sah ich da oft hinüber auf die Bänke der Linken. Da schien man — und am Ende war man's auch — so sicher, daß die ganze Theorie der Freiheit von heut zu morgen praktisch einzuführen wäre. Was bei der jähen Procedur untergehen mag — und sei es das Edelste! — es gehe unter! Man kommt ans Ziel, wenn auch nach schweren Verlusten das

Ziel selbst nichts mehr werth ist. Und wie stolz überlegen fühlten sich diese Theoretiker, wie tief berechtigt fühlten sie sich, uns zu verachten, die wir Einschränkungen und Uebergänge verlangten. Die Glücklichen! Sie brachten einmal den Antrag zur namentlichen Abstimmung, daß unser deutsches Reich Polen wiederherstellen müsse, und als Heinrich Laube Nein sagte, da überschütteten sie mich mit höhnischen Ausrufen. Ein liberaler Schriftsteller kann da Nein sagen! Scandal!

Die Glücklichen! Es schien ihnen so leicht, die europäische Welt umzugestalten nach einem Katechismus liberaler Grundsätze. Ist der nicht zu beneiden, der so unerschütterlich an seine Weisheit glaubt und an den Spruch: Mein Wort soll erfüllt werden, mag auch die ganze Welt darüber zu Grunde gehen?

Auch die Linke war reich an ausgezeichneten Männern. Die Besten mochten eben ihren Idealen keinerlei Einbuße abnöthigen lassen. Eine solche Partei muß es ja auch geben, sonst weichen Diejenigen, welche der augenblicklichen Nothwendigkeit nachgeben, um das Mögliche, das nur annähernd Gute zu erreichen, über die Linien des ehrlichen Grundsatzes zurück. Anregung und Warnung ist im Staatsleben nöthig wie die Sprache des Gewissens im moralischen Leben.

Ich meine unter den Besten nicht Führer wie Robert Blum, der allerdings das Talent eines Volksredners besaß, aber doch einen gar geringen geistigen Umkreis beherrschte und von den Hilfsmitteln sentimentaler Schablone seine Wirkungen erzielte. Wohl aber meine ich Männer wie Ludwig Simon. Wissen, Geist und Talent strömten in Ludwig Simon zusammen und kamen aus einem edlen Herzen, welches mich immer entzückte. Der kleine, schlanke Mann mit schmalem Kopfe und eindringender Stimme sprach mir stets zu Danke, wenn ich auch immer sagen mußte: Es geht nicht! Wir können nicht thun, was er verlangt.

Ganz anders wirkte auf mich Karl Vogt, dem ich alle möglichen Vorzüge einräumen mußte, Vorzüge der Wissenschaft und der talentvollsten Rede. Ich bewunderte namentlich sein Talent

der reizenden Rede, und doch war er mir immer unangenehm. Der Mann hatte offenbar gar kein Vaterlandsgefühl. Wie hätte man dies entbehren können in einem Parlamente, welches die größte patriotische Aufgabe zu erfüllen hatte. Was in die patriotische Frage einschlug, das war ihm Alles, wie Bismarck geschmackvoll sagt, „Wurscht". Wie konnte dies anders als abscheulich auf mich wirken in einer Zeit, welche alle Kräfte anspannte für die staatliche Gründung eines Vaterlandes!

Es wirkte gerade so auf mich, wie jetzt die Bismarck'schen Worte über Gagern auf mich wirken, welche Busch anführt. Dieser Bismarck, ein roher Corpsbursche der Göttinger Zeit, hat nicht so viel geistigen Schwung, daß er seine eigene patriotische Empfindung an einem Andern erkennen kann. Wenn das Vaterland Preußen hieße statt Deutschland, da würde er ebenso wie Gagern für Deutschland ins höhere Zeug gehen können. Und doch findet er den politischen Schwärmer Gagern nahezu lächerlich, weil er in entscheidender Zeit große Pläne entwirft, an denen das Herz seinen Antheil hat. Wie dürftig!

So dürftig erschien mir Vogt. Und nicht blos dürftig, sondern geradezu widerwärtig, weil er einen Schatz von Geist und Kenntnissen zum witzigen Spaß verwendete in den wichtigsten vaterländischen Fragen.

Vogt hatte alle erforderlichen Bestandtheile für einen Inhalt, und doch brachte er es zu keinem Inhalt, weil diese Bestandtheile keine zeugende Kraft in ihm fanden. Er war eben, sagt man, Republikaner! Meinethalben! Aber auch die Republik brauchte damals und braucht heute ein politisches Herz. Lauter Fetzen thun's nicht.

Vogt war die überlegene Frivolität im Parlamente, dieser wohlgenährte Mann, welcher fließend geistreich sprach und oft sprach, aber immer nur sprach, um die schwache Kehrseite der Dinge spöttisch aufzuweisen, nie aber etwas Positives anzuerkennen. Herr Gott ja, wenn man die Entwicklung menschlicher Weisheit in ihren immer wiederkehrenden Irrthümern aufzeigen

will, da wird es ja nie an Stoff fehlen zu Spott und Hohn. Wir sind eben keine Götter und bringen's nicht zur Vollkommenheit. Aber solche Helden des lustigen Pessimismus erscheinen in einem Parlamente, welches schaffen soll, wie geistreiche Freudenmädchen.

15.

Zwei Vorgänge in der Frankfurter Parlamentszeit sind mir wie unverlöschbare Bilder eingeprägt: die Rheinfahrt des Parlaments nach Köln, wo sich die deutsche Partei mit der preußischen messen sollte, und der Ueberfall am 18. September, welcher die Paulskirche erstürmen und uns auseinanderjagen wollte.

Ich habe beide in dem Buche „Das erste deutsche Parlament" erzählt, will aber hier doch noch einen Blick darauf werfen, welcher meine Eindrücke und nicht die Thatsachen in den Vordergrund drängt.

Es war das schönste Wetter bei unserer Rheinfahrt, die Sonne schien, der Rhein glänzte, und auf unserem Schiffe, welches am Rheingau hinab nach Köln dampfte, herrschte scheinbar volles Behagen. Ich selbst hatte einmal stundenlang so viel Unbefangenheit, um lächelnd zuzusehen, wie die ernsthaftesten Führer des Parlaments sich geberdeten gleich gewöhnlichen Menschen. Gagern saß auf Schiffstauen an den Schornstein gelehnt und lachte herzlich über die unerwarteten Scherze, welche sich ein sonst mürrischer Casinohahn entschlüpfen ließ über der Nibelungen Noth und über den Schatz der Nibelungen, welcher da unter uns im Binger Loch liegen und eine Armee Soldaten für's neue Reich bezahlen könnte. Wir waren wie Schulknaben, welche ihre Ferien genießen wollten, und was am Abende in Köln vorgehen sollte, das schien uns nicht die mindeste Sorge zu machen.

Und doch sollten wir des Abends in Köln keinen geringeren Mann finden, als den König von Preußen, Friedrich Wilhelm den Vierten, und es sollte sich zeigen, mit welchen Augen er das Reichsparlament sammt einer Reichsregierung anschauen würde, und es sollte sich zeigen, wer mächtiger wäre, ob der König von Preußen oder das Reichsregiment in Frankfurt.

Von der Rechten waren natürlich preußische Vertreter unter uns, und von diesen wurde einer der Gewandtesten immer lauter und kecker, je näher rheinpreußisches Ufer herankam, und besonders seit das Siebengebirge rechts hinter uns zurückblieb. Dieser Eine war der Fürst Lichnowsky, ein schlank gewachsener, noch junger Mann, mit geselligen Gaben reich ausgestattet und auch rasch fließender Rede mächtig. Bei dem ernsteren Theile der Nationalversammlung stand er nicht eben in günstigem Ansehen; man vermißte den eigenen Ernst, man witterte Abenteuerlichkeit und nannte ihn wohl auch leise einen Fanfaron, welcher an die leichtsinnigen französischen Emigranten von 1790 erinnerte. Auch diese hätten nothgedrungen von Staatsgrundgesetzen gesprochen, hätten aber im eigentlichen Grunde nichts im Sinne gehegt, als die alten Vorrechte der Seigneurie, das Jus primae noctis nicht ausgenommen.

Er war mein schlesischer Landsmann, aber aus der oberschlesischen Gegend, welche man curioserweise Oberitalien nennt und welche recht verschieden ist von meiner niederschlesischen Heimat. Der Landsmannschaft halber aber wechselten wir zuweilen einige Worte mit einander.

An den folgenden zwei Abenden in Köln richtete er denn gerade an mich seine Bemerkungen, am ersten Abende spöttische, am zweiten Abende herausfordernde. Sie zielten dahin, daß unser neues parlamentarisches Reich doch ein Nebelbild sei neben der alten Monarchie, zu welcher der Edelmann unter allen Umständen gehört.

Er fand an den Kölner Abenden Veranlassung genug dazu. Am ersten Abende bei der Ankunft des Königs und bei dem Empfange, welchen er uns angedeihen ließ.

Der Empfang des Königs von Seiten der Volksmassen war lebhaft. Wir fragten uns: wie viel kommt davon auf Zuthun der Behörden und der geistlichen Macht? Letzterer stand der, wenn auch protestantische, doch religiöse König näher als ein anticlericales Parlament. Wer wurde denn überhaupt aus diesen Rheinlanden klug, wo trotz lärmendem Liberalismus die alte „Pfaffengasse" noch immer besteht und sich übermächtig zeigt, wenn die Leute gezählt werden.

Das Zimmer, welches uns angewiesen wurde zur Begrüßung des Königs, war nicht groß, und als der König eintrat, ergab sich in der Mitte nur ein geringer freier Raum. Auf den Wink des Königs wurde sogleich ein kleiner Tisch in diese Mitte geschoben. An diesen kleinen Tisch trat er, zog sein Taschentuch hervor und wischte ihn gleichsam ab mit einer raschen Armbewegung, ehe er zu sprechen begann. Bekanntlich war er ein geistvoller Herr, der sehr gut sprach, und so wand sich denn auch die Rede zwischen den damals herrschenden Gegensätzen geschickt umher, ohne etwas Entscheidendes zu bieten, bis plötzlich der Schluß, schroff und nachdrücklich betont, uns Alle überraschte. Er lautete: „Vergessen Sie nicht, meine Herren, daß es noch Fürsten in Deutschland gibt, und daß ich einer bin."

Dies gesprochen, richtete sich der hoch und stattlich gewachsene König mit feinem Antlitz, aber etwas stumpfen Auges, in allen Gliedern zurecht und schritt auf Gagern zu, mimisch andeutend, daß er die Vorstellung der Parlamentarier erwarte. Wir waren etwa Fünfzig und waren in der Mehrzahl recht verblüfft von jenen Schlußworten, und Gagern nannte uns in raschem Rundgange. Der König nahm die meisten Namen stumm auf und machte nur bei einigen die Bemerkung des Erkennens oder des Interesses, und die Ceremonie war bald zu Ende. Er ging, geräuschvoll begleitet von den Seinigen, hinweg, und wir sahen ihm schweigend nach. Lichnowsky aber sagte triumphirend zu mir: „Nun, Landsmann, wer ist der Herr?!"

Den andern Abend war das Bankett im großen Gürzenich-Saale. Auf einer Estrade der König mit seinem Gefolge und Gagern mit seinem Generalstabe. Unten Kopf an Kopf.

Das Redeturnier begann unter Champagnertrinken in der Form von Toasten. Der König, das Glas in der Hand, trat vor und sprach mit voller Verve. Seine Anhänger unten im Saale begrüßten den Schluß der feurigen Rede mit stürmischem Zuruf.

Dann trat Gagern vor und sprach mit der ganzen Wucht seiner herzlichen Vaterlandsliebe und mit dem mild, aber entschieden ausgedrückten Sinne eines neu zu schaffenden Reiches. Derselbe stürmische Zuruf. Oder war er noch stärker? Lichnowsky, der unseren Kreis verlassen und sich zum Kreise des Königs gesetzt hatte, ging an mir vorüber und sprach laut genug: „Sie sehen, der König ist auch hier viel mächtiger! Dixi."

Jedenfalls war das Fest merkwürdig genug als Spiegel der Zeit, und wir nahmen den Eindruck mit in unsere Privatwohnungen, welche uns die Stadt Köln angewiesen, daß unsere Hoffnung auf Preußen, wie Richard der Dritte sagte, auf dünnem Glase stünde.

Neben mir in derselben Privatwohnung war ein früherer preußischer Minister untergebracht, des Namens Auerswald, aus der Provinz Preußen stammend, welche sich immer durch einen mäßigen, aber soliden Freisinn hervorgethan. Er war ein Mann von mittlerer Größe mit einem unbehaglich dreinschauenden Gesichte und recht zugeknöpften Wesens. Als wir uns auf dem gemeinschaftlichen Vorsaale gute Nacht wünschten, sagte er gedankenvoll vor sich hin: „Eine gedeihliche Entwicklung wird sehr schwer werden."

Wer hätte damals gedacht, daß er und Lichnowsky nach wenigen Wochen den großen Parteienkampf mit ihrem Leben bezahlen müßten?

Dies ereignete sich in Frankfurt, wohin wir herabgestimmt zurückgekehrt waren; es ereignete sich am 18. September, an

meinem Geburtstage. Frau und Sohn waren von Leipzig zu mir gekommen, um den Tag mit mir zu feiern. Schlacht und Mord sollte die Feier besudeln. Mein Stiefsohn Albert Hänel, welcher drei Jahre alt mein Sohn geworden, war damals fünfzehn Jahre alt und zeigte so jung schon lebhaften Sinn für politische Dinge; er wanderte mit der Mutter und mir aus der Allerheiligen-Vorstadt nach der Paulskirche hinein, um dort zuzuschauen und zuzuhören. So erlebte er eine kriegerische Einleitung zu seiner späteren politischen Laufbahn im preußischen Abgeordnetenhause und deutschen Reichstage. Vielleicht hat er's dem Eindrucke jenes Tages zu danken, daß er auch als Fortschrittsmann freisinniges Schaffen zu seiner Devise genommen, nicht aber ewige Verneinung.

Meine Frau, aus Sachsen-Altenburg stammend und in Gera, der Hauptstadt reußischer Lande, wo ihr Vater eine regierende Rolle spielte, die aufschauende Jugend verlebend, war im Gegensatze zu mir von überschwenglicher Hoffnung für die einheitliche Staatsentwicklung Deutschlands. Ihre Herkunft brachte das mit sich. In den kleinen Staaten war das Bedürfniß eines großen Vaterlandes am drängendsten. Und das Bedürfniß stärkt ja die Hoffnung. Sie war höchlichst erstaunt und erschrocken, als ich ihr bei ihrer Ankunft sagte: „Was Du hier findest, ist Alles zunächst nur Schall und Rauch und wird verwehen. Oder vielmehr es ist ein Sturmwind, der über die Länder streicht und dem plötzliche Windstille folgen wird. Wohl uns, wenn er auch Saatkörner mit verweht und auf guten Boden trägt.“ — Sie hielt dies für Hypochondrie, an der ich ja öfters litt. Wir glauben nicht leicht, was uns nicht gefällt.

Zu unserem Erstaunen fanden wir in den engen Gassen, welche zur Paulskirche führen, in der Döngesgasse zum Beispiel, Barricaden. Was heißt das? Wir Abgeordneten wußten in der Ueberzahl durchaus nicht, wie viel das zu bedeuten habe. Aber wir hatten ja ein Ministerium und Schmerling an der Spitze, auf das wir uns verlassen zu können meinten. Man war von

drohenden Gerüchten damals so übersättigt, daß man ihnen kein Gewicht mehr beilegte. Die hatten allerdings jetzt davon geflüstert, daß den ganzen Rhein entlang die Freiheitsmänner unterwegs seien gen Frankfurt, um dem erbärmlichen Parlamente ein gewaltsames Ende zu machen. Die Eisenbahnen hätten gestern Abends und heute Morgens große Schaaren nach Frankfurt hereingebracht.

Aber Barricaden stehen zu lassen, war doch ein starkes Stück. Will man einen Ausbruch nicht stören, um seiner im Ganzen und Vollen Herr zu werden? Hat man die Macht dazu? Ich wußt' es nicht. Aber ich fing an, es zu glauben, als ich Truppen anmarschiren sah bei der Kirche, österreichische und preußische. Die österreichischen machten Halt im Norden der Kirche, die preußischen im Süden.

Ich könnte nicht sagen, daß ich und meine Genossen in der Kirche eine absonderliche Besorgniß gehegt hätten; ich hätte sonst Frau und Sohn nach Hause geschickt. Man konnte eben überhaupt nicht mehr bestehen, wenn man sich bei jeder bedrohlichen Gelegenheit fürchten wollte. „Vive la bagatelle!“ sagte man mit den Franzosen. Der Zauber des Schreckens war abgenützt, und man las kopfschüttelnd in dem Romane weiter, welcher damals die Tage füllte.

Die Sitzung nahm ihren gewöhnlichen Verlauf; Gagern präsidirte und that dies allerdings in einem so gedämpften Tone, daß Einer den Andern fragend ansah: Was schwebt denn in der Luft?!

Da entstand plötzlich eine allgemeine Bewegung in der ganz gefüllten Kirche; es waren Nachrichten hereingebracht worden, Volksmassen näherten sich der Paulskirche und wollten eindringen. Gagern's Ton verwandelte sich, und er rief mit mächtiger Stimme, das Parlament sollte in würdiger Haltung verharren — eine unheimliche Erinnerung an die Sitzungen des Convents in Paris; da polterte es hinter uns, die wir oben am Nordende saßen. Die äußere Thür schien gesprengt zu werden. Wir, die

zunächst Sitzenden vom „Augsburger Hofe“, sprangen auf und eilten an die innere Thür, welche etwa fünf bis sechs Schritt von der äußeren entfernt war, und stemmten uns gegen dieselbe, sofort erfahrend, daß dieser Widerstand nothwendig war. Die Volksmasse füllte bereits den Zwischenraum innerhalb der beiden Thüren und drängte mit Wucht gegen die von uns gestützte innere Thür. Ich sehe noch Gabriel Rießer seinen dicken Körper mit aller Gewalt andrängen. Die Thür bog sich bereits wie ein Fiedelbogen, und wenn sie aufsprang, so drang die Volksmasse über uns herein und es entstand ein Massacre.

Das ganze Parlament war aufgesprungen, und man eilte uns zu Hilfe — da, plötzlich, hörte der Druck auf — man vernahm das Aufstoßen von Gewehrkolben.

Das österreichische Militär war endlich zu Hilfe gekommen. Offenbar waren die Officiere nicht bei der Truppe gewesen, und diese Truppe, aus slavischen Soldaten bestehend, welche kein Deutsch verstanden, hatte gleichgiltig zugesehen, da kein Commando für sie erfolgt war.

So konnten wir, obwohl links und rechts von Soldaten geschützt, überfallen, überwältigt und einem grimmen Schicksal überliefert werden, wenn das Commando einiger Officiere noch ein paar Minuten länger ausblieb.

Ich kann nicht sagen, daß unsere Aufregung übermäßig gewesen wäre. Es war eben ein Romancapitel mit effectvoller Drohung.

Die Sitzung wurde nun doch — es war gegen Mittag — aufgehoben. Ich suchte die Meinigen und fand nur meine Frau. Albert fehlte. Wie weit wir auch herumblickten und fragten, er war nicht zu finden. Vielleicht ist er voraus in den „Englischen Hof“, wo ich zu speisen pflegte mit einer großen Anzahl von Abgeordneten. Wir eilten hin. Den Straßen war nichts mehr anzusehen von Volksmassen; den Barricaden, wohin sie sich gewendet haben mochten, ging man aus dem Wege.

Albert war auch nicht im „Englischen Hof“. Die herzuströmenden Abgeordneten fragten und fragten, woran wir denn

eigentlich wären, und ob Niemand etwas wüßte von den Absichten unseres Ministeriums, denn ein Straßenkampf lauere ja doch vor der Thür.

Da trat eilig ein speciell Ministerieller in den Speisesaal und winkte beschwichtigend mit der Hand. „Was geschieht?" riefen wir. „Das Richtige," erwiderte er hastig. „Eine heftige Scene hat sich eben ereignet zwischen Führern der Linken, Robert Blum an der Spitze, und unserm tapfern Minister Schmerling. Blum fragte kategorisch: Wozu Soldaten gegen die Freunde der Freiheit? Gegen Freunde der Freiheit, welche endlich wissen wollen, warum das Parlament seine Schuldigkeit versäume? Und ob man wohl gar mit Kriegsgewalt vorgehen wolle gegen freisinnige Bürger. — „Allerdings!" antwortete Schmerling, „wenn's nöthig erscheint." — „Sie wollen Blut vergießen?" — „Wenn wir dazu gezwungen werden, ja wohl. Ich werd's verantworten."

„Die Zahl der Truppen ist zu gering," rief ein Neueintretender. „Am Eingange der Allerheiligengasse, da, wo die Zeil endigt, wird soeben eine riesige Barricade von den Aufständischen besetzt. Wie soll . . .?" „Geduld!" rief der Ministerielle, „Schmerling hat nach Darmstadt um Artillerie geschickt. Sie entscheidet, wenn sie zu rechter Zeit eintrifft." — „Ja, wenn!" riefen Einige. Dann wurde es still, und man setzte sich zum Mittagessen. Was kann man thun in solcher Lage? Man speist allenfalls, wenn das Essen vorgesetzt ist, und der Appetit spielt keine Rolle. Man wartet ab, man sucht sich Ruhe anzueignen, wenn man sie nicht hat.

Man hatte sie. Das Leben in der Schwebe damals dauerte schon so lange. Die Natur hilft sich. Und zu Schmerling's Energie hatte man wirklich Vertrauen. Es wurde gespeist, und man fand sogar Stoff zu abliegenden Gesprächen. Meine Frau aber war sehr besorgt um Albert. „Wahrscheinlich," sagte ich, „ist er hinaus in unsere Wohnung." — „Aber der Weg da hinaus," sagte ein Nachbar, „ist gesperrt durch die Barricade an

der Allerheiligengasse.“ — Ich stand auf und ging auf den Platz hinaus. Vielleicht konnte ich eines Boten habhaft werden. Es war da Alles still; nach der Gallusgasse hin, nach dem Goetheplatze und nach der Constablerwache hinüber war es ruhig, als ob wir im tiefsten Frieden lebten. Einsam strich ein Schusterjunge vorüber und pfiff. Zu solch' einem Jungen und dessen Verschmitztheit habe ich immer Vertrauen. Ich rief ihn an, er kam neugierig und hörte aufmerksam zu. „Wenn du hinaus vor's Allerheiligenthor durchschleichst, zum Zimmermeister Gehlhaar gehst und fragst, ob Albert daheim sei, und mir hieher in den „Englischen Hof“ Bescheid bringst, so erhältst du eine königliche Belohnung.“ Er lachte. „Willst du?“ Er nickte und sprang pfeifend von dannen.

Man hatte kurzweg abgespeist, als ich in den Saal zurückkam. Die meisten Abgeordneten schlenderten unschlüssig fort, keiner wußte, was anzufangen sei. Nur ein kleiner Rest blieb in diesem unserem Hauptquartier. Ich trat an's offene Fenster, unter welchem Lichnowsky vorüberging. „Wohin?“ fragte ich. — „Auf's Pferd!“ rief er, „nach Außen recognosciren.“ — „Nicht doch!“ entgegnete ich. — „O ja,“ lachte er, „Auerswald reitet mit.“ Fort war er. — Auf Nimmerwiedersehen.

Sollte man's glauben, daß man sich in solcher Lage langweilen kann? Man kann's.

„Schauen wir uns ein wenig um!“ sagte ich zu meiner Frau, welche sich sehr tapfer hielt trotz der Sorge um Albert. So gingen wir denn gegen die Zeil hinüber, mußten aber innehalten, weil eine österreichische Compagnie daherkam und nach der Katharinenpforte marschirte. Mir fiel der Officier auf. Er trug die Schärpe, welche sonst um die Taille geschlungen ist, über Schulter, Brust und Rücken. Ich wußte nicht, daß dies bedeutet: ich bin in streng militärischen Diensten. Eine Minute später, und ich erfuhr's deutlich.

Wir gingen hinter der Truppe her in die kurze, enge Gasse hinein, welche Katharinenpforte heißt. Plötzlich hörten wir Halt!

commandiren: die Truppe blieb stehen, es folgten noch einige Commandoworte, die ich nicht verstand, und — es folgte eine krachende Gewehrsalve, welche die Truppe abgab. Wir traten erschrocken einige Schritte zurück. Bei der Biegung am Ende der Katharinenpforte war die Truppe einer Barricade gegenüber gewesen, und der Kampf war eröffnet. Wir hörten, daß von der Barricade mit Schüssen geantwortet wurde, und beeilten uns zu weiterem Rückzuge.

Es schien uns doch nicht nöthig, näheren Antheil zu nehmen, und wir wendeten uns nicht ohne Eile nach der Zeil hinüber. Sie war ganz leer, unheimlich leer. Auch sie macht glücklicherweise unten nach der Allerheiligengasse eine Biegung — glücklicherweise, denn auch von dorther hörten wir plötzlich Gewehrfeuer. Da kam ein einzelner Mensch, rasch laufend, auf uns zu; es war ein junger Mann von einer Gesandtschaft, und schon in der Entfernung zeigte er uns in der Hand etwas, was er hoch hielt. Was war's? Eine Cigarre. Was ist's mit ihr? — „Sie hat zu viel Luft!" stöhnte er und hielt sie mir unter die Augen. In der Mitte war eine runde Stelle von ihr glatt abgerissen. Das hatte eine Kugel gethan, welche von der Barricade gekommen.

Da unten bei der Allerheiligen-Barricade waren die preußischen Truppen im Gewehrkampfe mit der Barricaden-Besatzung, und zwei blutjunge Officiere waren soeben gefallen, als sie, auf einen Rollwagen springend, Feuer commandirt hatten. Der zweite war dem ersten todesmuthig auf den Wagen hinauf gefolgt, hatte seinen Helm mit dem Degen hoch gehoben und neben dem Sterbenden wiederum Feuer commandirt. Wie der Erste war er in einem Nu niedergeschossen worden. Auf der Barricade mußten sichere Schützen sein.

Nun war's doch gerathen, uns in den „Englischen Hof" zurückzubegeben. Hier fanden wir die Nachricht, daß der Kampf überall losgebrannt sei und daß man bisher vergeblich auf die Ankunft der Darmstädter Kanonen warte. Die Allerheiligen-Barricade, hieß es, sei ohne Geschütz nicht zu nehmen. Ach,

mitten in diese Sorge hinein drang plötzlich das Geschrei einiger herzueilenden Abgeordneten: Lichnowsky und Auerswald sind draußen nach Bornheim zu ermordet worden von wilden Banden.

Jetzt war meine Frau erschüttert und rief nach ihrem Sohne. Als ob wir Bewegung brauchten, liefen wir Alle auf den Platz hinaus. „Sie kommen! Sie kommen!" rief man uns entgegen. „Wer?" — „Die Geschütze von Darmstadt." Und richtig, über die neue Eisenbahnbrücke, welche noch nicht ganz fertig war, sahen wir im Galopp Kanonen kommen und bald darauf an uns vorüberrasseln, die Zeil hinunter. Kaum waren sie uns aus den Augen hinter der Biegung, da hörten wir auch schon ihre krachenden Salven gegen die Barricade.

Hiemit war die Hauptspannung vorüber, weil wir nun nicht mehr am Siege zweifelten. Aber da das Schießen noch von allen Seiten der unteren Stadt und vom Ende der Zeil knatterte und dröhnte, so war die Besorgniß doch nicht ganz zerstreut, und der Gedanke wurde immer quälerischer, daß Menschenleben blutig hingeopfert würden um Nuancen in der Politik. Denn die Aufständischen wollten ja doch wie wir ein freies deutsches Reich.

Der Schusterbub erleichterte mir für einen Augenblick den schweren Athem; er stand unerwartet vor mir und brachte die Kunde, Albert sei ungefährdet nach Hause gekommen, sei klüglicherweise zu Hause geblieben und harre dort in Sicherheit unserer Heimkehr. Der Bube war hinaus noch durch die Barricaden geschlüpft, herein aber hatte er bei dem fatalen Schießen einen großen Umweg um die obere Stadt für angezeigt erachtet, und jetzt streckte er mir lachend die Hand entgegen. Als er sie zurückzog, nickte er zufrieden und sprang pfeifend hinweg.

Erleichtert und doch schwer sinnend standen wir auf dem Platze, auf welchen die Nacht herabgesunken war. „Wie viel Menschen," sagte meine Frau, „werden jetzt todt daliegen oder im Schmerz tödtlicher Wunden!" — Ich schwieg, und nach einer Weile sagte ich: „Das Schießen hat ganz aufgehört, sehen wir zu, ob wir nach Hause gehen können." Wir konnten's. Die

große Barricade war auseinandergerissen, man kroch durch ihre Löcher, und Arbeiter waren bei Fackelschein beschäftigt, weiter aufzuräumen. Betäubt von solcher Geburtstagsfeier erreichten wir unser Haus, umarmten Albert und ließen uns von ihm erzählen, wie er hinausgekommen. „Das Schießen war schon losgegangen,“ sagte er, „und ich bin immer nach der Seite ausgewichen, wo's noch still war.“

Und nun kam Tags darauf noch ein drohendes Nachspiel: die Leichen der erschlagenen Männer Lichnowsky und Auerswald wurden auf dem Friedhofe bestattet. Der Friedhof strotzte von Menschen. Alle Parlaments-Mitglieder waren da den Särgen zunächst, hinter uns mitleidige und trotzige Leute, die Letzteren in tiefen Massen. Man sah's an ihren Gesichtern, daß der Groll stärker war als das Mitleid. Die Parteien standen hier bei hellem Tage neben einander.

Es war eine entsetzliche Stimmung, als Wilhelm Jordan die Leichenrede begann. Ihn namentlich haßten die Barricadenmänner, welche da zuhörten, denn er hatte anfangs zur Linken gehört und hatte sich später von ihnen und ihren Uebertreibungen getrennt. Und gerade er hielt jetzt die Leichenrede. Er sprach mit kaltem Blute, heißer Grimm aber pulsirte in den Worten. Die Verantwortung für solchen Gräuel wälzte er mit dröhnenden Worten den Aufständischen an die Seele. Man meinte, jeden Augenblick könnte die unverhüllte furchtbare Anklage die Masse der zuhörenden Angeklagten zu einem Ausbruche, zu einer Schlacht über den noch offenen Gräbern treiben. Wie eine ungeheure, tiefschwarze Gewitterwolke hing die Stimmung über uns. Man bewunderte den kalten, herausfordernden Muth Jordan's und fürchtete doch jedes neue treffende Wort, weil es das Gewitter entladen, weil der Blitz verheerend einschlagen könnte.

Es blieb still, blieb auch todtenstill, als er geendet. Die Erdschollen kollerten auf die Särge hinab, man hörte dies trostlose Geräusch weithin, still ging Jeder von uns durch die starrende Menge von dannen, in seinem Geiste erwägend, wie schwer die Neugestaltung eines Staatswesens sei und wie theuer es bezahlt werden müsse.

„Und all' diese Opfer sollten umsonst gebracht sein?" fragte meine Frau. Es war der erste Aufstand, welcher damals niedergeschlagen wurde, und das Parlament hatte ihn niedergeschlagen, was bis dahin keine Regierung vermocht hatte. Auch solch' ein Sieg sollte umsonst sein?

„Ja!" mußte ich antworten; „ja! für die jetzige Erreichung des Zieles. Die Zukunft wird befruchtet werden durch all das, was in Frankfurt geschieht, die Zukunft. Ich weiß aber nicht zu sagen, wann diese Zukunft eintritt, ob Du oder ich sie erleben, ob Albert, der junge Bursch da, sie erlebt."

16.

Ich behielt leider Recht: die Macht des Parlaments glitt von Woche zu Woche abwärts, die Macht der Einzelstaaten hob sich von Woche zu Woche, und Preußen besonders ging seinen Weg abseits vom Parlament. Diese Lage erreichte ihren Höhepunkt mit dem Waffenstillstande von Malmö, welcher die wichtige Erhebung Schleswig-Holsteins preisgab.

Das war eine solche Verleugnung unserer organischen Neugestaltung, daß selbst ich auf die Tribüne lief und meinen Namen auf die Rednerliste setzte, um dagegen zu sprechen. Ich verließ damit meine Partei, welche auch hierin nachgeben zu müssen meinte und welche ja auch leider Recht hatte im Sinne der möglichen Machtfrage. Ich meinte aber, in solcher Herzensfrage unseres Vaterlandes müsse man standhaft bleiben um jeden Preis.

Das Schicksal wollte nicht, daß ich mehr als Ja oder Nein sagen sollte in der Paulskirche. Die Debatte ward geschlossen, ehe mein Name an die Reihe kam.

Um aber doch später einmal wörtlich zu wissen, warum ich mich dies einzige Mal von meinen Freunden getrennt, schrieb ich

mir in kurzen Worten nieder, was ich sagen gewollt, und dies Blatt hat sich erhalten. Hat sich erhalten bei mir, der einen Schrecken hat vor aufbewahrten Papieren, welche nur geeignet sind, den Raum zu verkümmern und dem Schriftsteller den Styl zu verderben, sobald er sie in seinen Schriften anbringen will. Damit ich denn auch dies neue Blatt loswerde, stehe es hier:

„Bei dem Zudrange von Rednern will ich mit drei Worten meine Abstimmung motiviren.

All' die Uebelstände, all' die Gefahren, welche geschildert worden sind für Deutschlands Sicherheit und Deutschlands Einheit — ich finde sie alle begründet.

Unter allen schwebenden Fragen wüßte ich keine, bei welcher ein Bruch innerhalb unser selbst so trostlos, so unabsehbar wäre.

Dennoch stimme ich dafür, den Bruch nicht mehr zu verschieben, denn er wäre doch nur verschoben. Hier ist unsere Ehre verpfändet, und eine Nation, die sich verjüngen will, kann an Hab und Gut Alles verlieren, aber nicht einen Zoll breit an der Achtung, welche sie von Fremden für sich fordert und welche sie sich selbst schuldig ist vor dem eigenen Gewissen.

Was wird aus einer Einheit, welche immer nur mit dem Namen spielt, was wäre ein Ganzes, dessen Theile einander täuschten, dessen Theile den selbstgeschaffenen Mittelpunkt der Macht verspotteten. Dieser Mittelpunkt sind wir, und dieser Malmöer Pact spottet unser.

Sagen wir Nein! Mögen diejenigen es verantworten vor dem deutschen Vaterlande, welche uns zwingen, die ersehnte Einheit, das erflehte Ganze so furchtbar aufs Spiel zu setzen.

Es wird ihnen diese Verantwortung sehr schwer werden, schwerer noch als jener Baseler Friede unseligen Andenkens.

Ich stimme dafür, daß die deutschen Truppen nicht von der Grenze Jütlands weichen."

Uebrigens war ich am Ende damit zufrieden, schweigen zu müssen. Es war Alles gesagt worden, was ich sagen konnte. Man rennt mit dem Kopfe gegen eine Mauer, wenn politische

Nothwendigkeit vorliegt und patriotischer Ungestüm bereits erlahmt ist durch immerwährende Niederlagen. So stand es aber mit uns. Das Parlament hatte im Frühsommer unterlassen, Kriegskräfte um sich zu sammeln, und war im Winter ohnmächtig gegenüber den Kriegskräften, welche die Einzelstaaten für sich behalten hatten.

Oder noch richtiger, so wie man es jetzt nach dreißig Jahren übersieht: die Dinge waren 1849 noch nicht so weit entwickelt, daß eine gründliche Umgestaltung möglich gewesen wäre. Große Staatswesen ändern sich nicht im Vertrauen auf Lehre und Weisheit, sie wechseln nur unter Schlägen der Gewalt.

Ich hielt mühsam aus in der Paulskirche bis zum Frühjahre, stimmte aber nicht mit bei der Kaiserwahl, wie sehr auch meine Freunde in mich drängten. Zufällig war ich an diesem Tage beim preußischen Consul zu Tisch, und Bote auf Bote unterbrach unser Speisen mit der Anforderung, daß ich kommen und meine Stimme abgeben möchte. Mein stetes Nein war äußerst peinlich für mich, weil mein Wirth gerade preußischer Consul war und ich gerade den preußischen Kaiser nicht wählen wollte. Als Vertreter eines österreichischen Wahlortes hielt ich es für unschicklich, einem preußischen Kaiser meine Wahlstimme zu geben. Uebrigens traute ich auch diesem Wahlactus keine Lebensfähigkeit zu. Dem Charakter Friedrich Wilhelms des Vierten schien mir eine solche volle Handlung unerreichbar vor dem Einwurfe, welchen ihm seine sogenannte historische Bildung machen würde.

So ging ich denn von dannen aus Frankfurt, aussichtslos, wie ich gekommen war. Die Paulskirche war noch ziemlich voll, voll von abgespannten Abgeordneten, und jetzt leer wie ich an Hoffnungen. Ich fühlte das Bedürfniß, die Heimreise nach Leipzig durch einen alten Wald zu machen, den ich nicht kannte, durch den Spessart. Solch' ein Bergwald von alten Buchen, meinte ich, werde meine trübe Stimmung endlich einmal wieder auf poetische Fährten leiten. Er that es nicht. Es wurde mir im Gegentheil

klar, daß ich mein politisches Schweigen brechen sollte, daß ich dem Parlamente eine schriftliche volle Darstellung seiner Thaten schuldig wäre, mit Einem Worte, daß ich ein Buch abfassen müßte.

Ich setzte mich also in Leipzig sofort an den Schreibtisch und schrieb Tag für Tag den ganzen Sommer hindurch die Geschichte des ersten deutschen Parlaments, wie sie mir eigen war. Noch naß in der Tinte wurde Bogen für Bogen in die Druckerei gebracht — der Verleger, Salomon Hirzel, ein feingebildeter Mann und edler Patriot, hielt die rasche Herausgabe für rathsam — und als ich den letzten Revisionsbogen gelesen, da kamen, wie bestellt, neue Anforderungen an meine Thätigkeit. Es waren Briefe aus Wien, welche diese Anforderungen brachten.

Baron Münch (Friedrich Halm) schrieb mir, ich möchte eiligst nach Wien kommen. Man wolle meinen „Struensee" aufführen ohne Striche, ohne Striche nämlich für die Freiheitsreden, welche bei Hofe sehr mißfallen und meine Berufung zur Direction des Burgtheaters unmöglich machen würden.

Meine Berufung zur Direction des Burgtheaters? — Ich wußte davon nichts. Jetzt wenigstens wußte ich nichts mehr davon. Ein Jahr vorher hatte Louise Neumann ähnlich an mich geschrieben, ich möchte nach Wien kommen und die „Karlsschüler" in Scene setzen. Ich war gekommen, und der damalige Chef des Hof-Burgtheaters, der alte Graf Moriz Dietrichstein, hatte mich allerdings zum Director ernannt, die Ernennung hatte aber keine Folge gehabt, weil er den Gehalt für mich aus der Cabinetscasse des Kaisers verlangt, diese Casse aber unter den damals chronisch wiederkehrenden Revolutionen keine Neigung verspürt hatte, Geld anzuweisen aus leerem Raume für einen neuen Theaterdirector. Ich selbst hatte ebenfalls die Zeit nicht eben geeignet gefunden zur Uebernahme einer Theaterdirection und hatte die ganze Angelegenheit im Stiche gelassen, indem ich einfach nach Hause gereist war.

Seit jener Zeit war mit Oesterreich und mit mir so viel Neues vorgegangen, daß diese halbfertige Anstellung in Ver-

gessenheit gerathen und in dem Strome wichtiger Begebenheiten untergegangen war. Ich wenigstens hielt sie für vergessen und untergegangen. Nur einmal war ich daran erinnert worden durch einen kleinen Brief. Das Format war klein, die Schrift war klein, und doch war der Brief von einem großen Herrn, nämlich vom neuen General-Adjutanten des neuen Kaisers, vom Grafen Grünne.

Während unseres Parlamentstreibens hatte ja Kaiser Ferdinand dem Throne entsagt und sein Neffe Franz Joseph hatte ihn Anfangs December bestiegen. Dessen wichtigster Vertrauensmann, hieß es, sei Graf Grünne. Er sagte in dem kleingeschriebenen Billet, daß er, obwohl der Theaterfrage fernstehend, wohl glaube, ich sei der richtige Mann für die Direction, die Entscheidung stehe aber dem neuen Oberstkämmerer zu, dem Grafen Lanckoronsky, welcher mir wohl entsprechende Mittheilung machen werde. Ich hielt dies Billet für einen Luxus an Höflichkeit, der mir unklar blieb, und da keine weitere Mittheilung nachkam, so dachte ich nicht weiter daran und war jetzt von Halm's Briefe überrascht.

Ich antwortete ihm, daß ich sehr gern nach Wien kommen würde, um meinen „Struensee" auf dem Burgtheater in Scene zu setzen, daß ich aber in dem Stücke nichts streichen könnte und würde, weil jene Freiheitsreden streng zum Thema und zur Motivirung der Handlung wie der Charaktere gehörten. Sollte von dieser Streichung meine Anstellung als Director abhängen, welche ganz überraschend für mich wieder auftauchte, dann würde ich eben auf diese Anstellung verzichten. Es wäre mir ja auch damit ein deutliches Symptom dargelegt, daß ich für die Stellung nicht paßte. Wenn ein Stück von mir wegen seiner freisinnigen, dem Thema des Stückes angemessenen Reden auf dem Burgtheater mißliebig sei, dann sei ich selbst auch offenbar mißliebig, denn ich würde als Director solche Stücke aufführen wollen. Die liberale Verfassung, welche der junge Kaiser Oesterreich gegeben, lasse ja einen entsprechenden Liberalismus auch für die Bühne, also auch

für das Burgtheater erwarten. Sei das ein Irrthum, dann sei auch meine Anstellung ein Irrthum, zu welchem ich Niemanden verleiten möchte.

Ich solle nur kommen! antwortete Halm.

Bemerkenswerth ist hiebei, daß Friedrich Halm (Baron Münch) Anno 1849 die Veranlassung war zu meinem Eintritte ins Burgtheater, und daß Baron Münch (Friedrich Halm) Anno 1867 die Veranlassung war zu meinem Austritte aus dem Burgtheater. Anno 1849 bestand er darauf, daß ich ohne gewisse Vollmachten nicht eintreten dürfte, Anno 1867 aber entzog er mir just diese Vollmachten und nöthigte mich dadurch zum Austritte.

So kam ich denn wieder nach Wien und war eigentlich nicht der Meinung, daß ich da bleiben würde. Ich setzte „Struensee" in Scene und strich nicht Ein Wort, trotz Zuredens meiner Freunde, welche herausfordernden Tendenzapplaus fürchteten. Gerade solchen Applaus erwarteten meine Gegner, namentlich der noch amtirende Director. Ich saß in seiner Loge bei der ersten Aufführung, und er beglückwünschte mich, als dieser Tendenzapplaus in reichlichster Fülle ausbrach. Ich sammt meinen Freunden war nun überzeugt, man würde mich unter ausweichenden Lobsprüchen wieder heimwärts ziehen lassen.

Ich persönlich meinte außerdem, das Stück könnte trotz allen Beifalls nicht recht gefallen haben, weil die Schauspieler alle über die Jahre hinaus waren, welche den Personen des Stückes zukamen. „Wo soll die Illusion herkommen," rief ich, „wenn reife Väter und Mütter in zärtlicher Liebe entbrennen?!"

Die folgenden Tage schienen indeß all' meinen Bedenken in dieser Richtung zu widersprechen: „Struensee" machte volle Häuser, und der Oberstkämmerer, welcher mich rufen ließ, begrüßte mich freundlich. Er legte ein Billet auf seinen Schreibtisch und auf dieses Billet einen Beschwerstein, als ich eintrat, und in diesem Billet lag, wie ich später erfuhr, die Auflösung des Räthsels. Es war von der Frau Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers.

Sie hatte der Vorstellung des „Struensee" beigewohnt und hatte dem Oberstkämmerer geschrieben, daß solche Tendenzapplause nicht stören dürften. Im „Struensee" seien diese Freiheitsreden keine bloßen Phrasen des Dichters, sondern sie gehörten wirklich zum Inhalte des Stückes, ja sie seien unentbehrlich zur richtigen Charakteristik. Der Dichter habe ganz recht gethan, sie nicht zu streichen. Das Stück selbst habe ihr sehr wohl gefallen.

Ich habe erst später nach längerer Bekanntschaft ermessen können, welch eine Aufgabe der Oberstkämmerer damit übernommen, mich und meinen „Struensee" lobend zu empfangen. Graf Lanckoronsky — dies war sein Name — war ein Hochtory, und mein politischer „Struensee" war ihm gründlich zuwider. Aber dem Winke der Frau Erzherzogin beugte er sich ohne Zögern. Sein hochgewachsener, breitschulteriger Körper krümmte sich in solcher Lage, ich möchte sagen hörbar, und das Antlitz, von einer scharf vorspringenden Nase beherrscht — die Schauspieler nannten sie den Schnepfenschnabel — erstarrte zu einer Festigkeit wie von Bronce. Nicht um die Welt hätte er dem neben ihm stehenden Hofrathe mit einer Sylbe verrathen, daß er ein Opfer bringe, o nein! Die dynastische Ergebenheit waltete in ihm wie ein Staatselement aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten. Der Beamte da neben ihm war für ihn ein untergeordnetes Wesen, ein bloßer Beamter, welcher von der Höhe der Ergebenheit nichts zu verstehen brauchte, der hatte zu gehorchen. Gehorchen und Gehorchen ist zweierlei: von hoher Stelle ist's Sache der Einsicht und des Grundsatzes, von unterer Stelle ist's Pflicht, oder einfacher gesagt: verdammte Schuldigkeit.

Man wunderte sich, wie ein Pole zur Stelle des Oberstkämmerers gekommen wäre, und damit zur Regierung des Burgtheaters, einer deutschen Hochanstalt. Das verdankte er seiner kleinen Frau, einer ungemein einfachen, ja streng einfachen und frommen Dame. Fromm im besten Sinne des Wortes. Immer im Anzuge einer Bürgersfrau, schien sie gar nicht an die Seite des reichen Cavaliers zu passen. Und doch paßte sie mit ihrem

liebreichen, guten Verstande, mit ihrer festen Willenskraft, sogar mit ihrem kleinen Humor, der ihm völlig fehlte. Es war eine sehr glückliche Ehe. Sie war die Schwester des Grafen Stadion, und dieser bedeutende Minister, welcher die Ruthenen erfunden und für die Verfassung Oesterreichs wohlthuend gewirkt, hatte seinen Schwager, den Grafen Carl Lanckoronsky, zum Oberstkämmerer gemacht. Es war immer eine Verlegenheit für diesen, wenn die Rede auf seinen Schwager Stadion fiel; er war ihm zu Dank verpflichtet, und doch waren ihm Stadions liberale Allüren zuwider.

Im Spätherbste 1849, als ich nach Wien kam, war dieser wichtige Minister bereits von der Lähmung des Hirns berührt, welche seinen Tod herbeiführte.

Woher denn aber kam mir das Wohlwollen der Frau Erzherzogin Sophie? Sie kam doch bald in den Ruf einer reactionären und ultramontanen Gesinnung. Ich habe davon nie etwas im persönlichen Verkehre bemerkt. Sie war eine kluge Frau, und Klugheit weiß zu unterscheiden auch innerhalb der Parteidünste. Mich hatte sie zum ersten Male in einem Momente des Volkssturmes gesehen, im Burgtheater, als das aufgeregte Publicum den Hervorruf der Schauspieler durchsetzen wollte. Dies geschah, wie ich schon anderswo erzählt, bei der ersten Aufführung meiner „Karlsschüler". Da wurde ich, obwohl ein Fremder, weil kein Einheimischer hinaus wollte, auf die Bühne hinaus geschickt, um das wilde Publicum irgendwie zu beruhigen. Der von dem Lärm erschreckte Hof hatte gefürchtet, ich würde ein Nachgeben ankündigen; ich, der verschrieene Liberale, würde eine alte, gute Sitte preisgeben. Ich aber, einverstanden mit der alten, guten Sitte, hatte die undankbare Aufgabe übernommen, Nein zu sagen zu der revolutionären Forderung des Publicums, und ich sagte Nein, indem ich für den Hervorruf des Herrn Fichtner dankte. Das wirkte vollständig, und die Frau Erzherzogin hatte damals gesagt: „Ah, der Laube tritt im Nothfalle gegen den Sturm!" Und sie hat mir das nie vergessen.

Es kam ein Zweites hinzu. Durch einen Zufall war ihr mein „Struensee“ empfohlen. Im Jahre 1845 hatte ich in Wien zwei Gräfinnen Kuenburg das Stück vorgelesen; eine dritte Dame, Gräfin Schönborn, war dazu gekommen und hatte auch geduldig zugehört. Allen drei Damen hatte das Stück gefallen. Diese Gräfin Schönborn, eine Stiefschwester der Kuenburgs, war aber jetzt Obersthofmeisterin der Frau Erzherzogin und hatte dieser günstig von dem Stücke erzählt. So war ein günstiges Vorurtheil für mich entstanden, und so entstehen eben oft Empfehlungen im entscheidenden Augenblicke. Hier brachten sie es zuwege, daß ich Director des Burgtheaters wurde.

Im Handumkehren allerdings nicht. Ich wurde durch Halm belehrt, daß ich ja nicht ohne feste Instructionen eintreten dürfte. Ueber diese unterhandelte ich denn längere Zeit mit dem Oberstkämmerer und dessen Hofrathe. Längere Zeit, weil ich fest darauf bestand, Wahl der Stücke, Besetzung der Rollen, Bildung des Repertoires und einjähriges Engagement als meine Vollmachten ausdrücklich eingeräumt zu erhalten.

Das schien unerreichbar. In der Debatte darüber, welche mitunter in Streit ausartete, sah ich deutlich, daß die polnische Excellenz unbarmherzige Herrengrundsätze in sich trug und selbige mit einer erschreckenden Heftigkeit ausdrückte. Es war eine Heftigkeit, welche auch einen begründeten Widerspruch grundsätzlich abwies. Der beisitzende Hofrath, geschmeidig in allen Aeußerungen, versüßte die Gegensätze lächelnd mit der Versicherung: es werde nichts so heiß gegessen, wie man es auftrage.

Die spätere Erfahrung hat mir gezeigt, daß ich bei der hochfahrenden Excellenz immer zustimmendes Gehör fand, wenn ich mich auf meine Instructionen berief, und daß ich dieser Loyalität immer sicher war, daß aber der geschmeidige Hofrath immer praktische Deutungen vorzubringen wußte, welche meine Instructionen umgingen.

Kurz, die Einigung gelang nicht. Da fiel es mir einmal plötzlich ein — ich weiß die Veranlassung nicht mehr — mich

auf die Herren und Führer des neuen, constitutionellen Oesterreich zu berufen. Sie würden, meinte ich, mir gewiß zustimmen und würden erklären: „Allerdings muß ein regierender Mann, wie ein Theaterdirector doch ist, allerdings muß er in gewissen Punkten selbstständige Befugnisse haben, um Gehorsam zu finden und gedeihlich dirigiren zu können. Die selbstständigen Abzweigungen der Aemter gehören zum constitutionellen Regime."

Graf Lanckoronsky schwieg eine Weile und sah mich fragend an. Die Berufung auf constitutionelle Formen machte ihn stutzig. Endlich sagte er: „Wen meinen Sie denn mit dem Ausdrucke: Herren und Führer?"

Ohneweiters erwiderte ich: „Den Fürsten Felix Schwarzenberg und den Grafen Grünne."

„Kennen Sie diese Herren?"

„Nein; aber ich kann ja versuchen, sie kennen zu lernen und ihnen unsere Streitfragen vorzulegen."

Das war doch wunderlich genug. Aber es war wirksam. Meine Excellenz war offenbar unsicher über die Formen des neu eingeführten Staatswesens und wollte sich in diesem Punkte billig und nachgiebig zeigen. Diese Stimmung war damals bei den neuen Herren nicht selten in Wien; man zeigte sich geduldig und nach Kräften versöhnlich.

„Meinetwegen!" rief endlich der Graf, „befragen Sie den Fürsten Schwarzenberg und den Grafen Grünne."

Gab es etwas Originelleres, als daß ich diese damals mächtigsten Herren fragen wollte: Welche Vollmachten braucht ein Theaterdirector, und kann er diese oder jene Vollmacht wirklich entbehren, wie der Herr Oberstkämmerer verlangt? Kaum, und doch machte ich mich auf den Weg.

Zuerst versuchte ich, den Grafen Grünne zu sprechen. Er hatte mir ja doch einst ein Billet geschrieben in Sachen des Theaters. Vielleicht erinnert er sich.

Im innern Burghofe ist eine Wache, im ersten Stock über dieser Wache, wenn man es nicht Mezzanin nennen will, da

regierte der Mann, welcher damals die rechte Hand des jungen Kaisers genannt wurde. Das Local war äußerst bescheiden. In niedrigen Zimmern saßen zuerst Gensdarmen, dann Officiere. Diese fragte ich und fand ich sehr liebenswürdig. Ja, einer dieser Officiere ging sogleich ins nächste Zimmer, um anzufragen. Als er zurückkam, ließ er die Thüre offen, und in dieser Thüre erschien ein ziemlich großer Mann, bis an den Hals in einen ordinären Militärüberzieher gekleidet. Den kleinen Kopf etwas vorbeugend, betrachtete er mich mit aufmerksamen kleinen Augen, welche ein nicht unfeines, glattes Gesicht belebten, und sagte mit fast leiser Tenorstimme, daß er sich erinnere, an mich geschrieben zu haben. „Ist's also in Ordnung?“ fragte er.

„Nicht ganz,“ erwiderte ich, indem ich nur einen Schritt weit in sein Zimmer trat, da er nur so weit zurückging. Ganz mit Recht wollte er meinen Besuch in kürzester Form erledigen.

„Wieso nicht ganz?“ fragte er weiter.

Und nun schilderte ich ihm die Differenz in Betreff der Vollmacht. Als ich fertig war, lachte er still vor sich hin und sprach: „Schauspieler zu regieren, mag sehr schwer sein. Da muß man Ansehen haben. Ich bin Ihrer Meinung, daß Sie die verlangte Vollmacht brauchen“.

„Und das darf ich dem Herrn Oberstkämmerer wiederholen?“

„O ja!“ sagte er und lachte wieder. Ich aber wollte ihm die kostbare Zeit nicht rauben, dankte und empfahl mich.

„Wir werden uns wohl noch öfter sehen!“ rief er mir nach und grüßte mit der Hand.

Einen also hatte ich. Nun eilte ich auf den Ballplatz in die Staatskanzlei. Dort kam ich ebenso rasch ans Ziel. Junge Herren, die zum Hause gehörten, kannten meine Existenz und literarische Stellung, thaten recht erfreut, mich persönlich vor sich zu haben, und sagten: „Der Augenblick ist günstig, Durchlaucht ist eben frei.“ Und wiederum ging Einer hinein und kam rasch

zurück, die Thür angelweit offen lassend, mit der Hand winkend, ich möchte eintreten.

Ich trat in ein großes, saalartiges Zimmer, ein schlank und elegant gewachsener Herr kam mir entgegen, eine riesig große Cigarre im Munde, aus welcher er energisch rauchte. Er kannte meinen Namen, meine Schriftstellerei und, wie es schien, auch ungefähr meine politische Gesinnung, und setzte wohl voraus, daß ich ihm einfach meine Aufwartung machen wollte.

Als ich ihm nun meine Streitfrage mittheilte, da lachte er gerade so wie Graf Grünne und rief ebenso: „Natürlich! Wer kann denn ohne Machtvollkommenheit regieren! Ihr habt's ja versucht in Frankfurt und wisset jetzt, wie es euch bekommen ist.“

Und nun sprach er nichts als Politik, mit einem gewissen Behagen entwickelnd, daß man ohne Umschweife klare Verhältnisse schaffen und die Macht überall sogleich und scharf einsetzen müsse. Mit unverkennbarer Selbstzufriedenheit, ja mit fröhlichem Stolze sprach er's aus, daß er in solchem Sinne Oesterreich schneidend abgesondert habe von Deutschland.

Das Wort „sabreur“ stellte sich bei mir ein und das Wort „Leichtfertigkeit“, aber ich mußte zugestehen, daß dieser muntere Naturalismus recht bestechend erscheine in verwirrter Zeit. Man konnte an das leichte Talent in der Literatur denken neben weitausholender philosophischer Kritik. Die Parole dieser aristokratischen Courage lautete: Links und rechts geradeaus, und in der Mitte — ebenfalls. So klang sie, und dem entsprechend warf dieser frische Herr plötzlich die nur bis zur Mitte gerauchte Cigarre schlankweg weithin auf den glatten Parquetboden. Ich brauchte gar nicht zu reden, ich hatte nur zu hören. Dabei machte er den Eindruck eines leidlich angenehmen Mannes von vornehmer Sorglosigkeit und kühler Gleichgiltigkeit für Alles um ihn her, für seine Kleidung und für den Effect, welcher von ihm ausginge. Kommt man nicht durch, so geht man achselzuckend unter, achselzuckend über die Welt, welche sich überstudirt.

Ich hab ihn nicht wieder gesprochen. Begegnet bin ich ihm aber mehrmals des Abends beim Nachhausegehen auf der Straße. Der Mann hatte flott gelebt und fand sehr bald einen glücklichen Tod durch einen Nervenschlag.

17.

Als ich Tags darauf dem Grafen Lanckoronski die Aeußerungen der beiden Machthaber mittheilte — er zweifelte keinen Augenblick an meiner Wahrhaftigkeit — sagte er: „Nun denn, sei's mit Ihrer Instruction, wie Sie dieselbe wünschen!"

So schien's denn erreicht, und an einem sonnigen Morgen wurde mir in der „Stadt Frankfurt" zwischen Seiler- und Spiegelgasse das Anstellungsdecret zugestellt. Zu meinem Erstaunen fand ich Lücken und Verclausulirungen in den Vollmachten. Oho! Ich war damals gar nicht hitzig auf ein Amt, dessen Umfang ich kaum genügend ermessen konnte, und erinnerte mich sofort der Halm'schen Warnung vor dem Aufgeben auch nur eines Titelchens. Das moralische Mißbehagen bei solch' einer Verkürzung war auch nicht gering, und so eilte ich spornstreichs in die Burg zu meinem Hofrath, welchem ich gewiß diese Verkürzung zu danken hatte, und stellte ihm kurzweg das Decret zurück. Es sei ein mangelhaftes Document, welches unseren Abmachungen nicht entspräche und welches ich deshalb nicht annehmen könne. In kurzer Wendung sagte ich Lebewohl und wollte meiner Wege gehen.

Er war starr vor Staunen, daß ich wegen solcher Kleinigkeiten die ganze Anstellung aufgeben wollte, und setzte, sich in die Brust werfend, hinzu: das ginge gar nicht, der Act sei schon dem Kaiser vorgelegt.

„Nun," entgegnete ich, „dann wird eben auch der Kaiser erfahren, daß die Formulirung nicht so ist, wie ich mit Sr. Excellenz übereingekommen bin."

Das wirkte. Die Anstellungsschrift ward neu verfaßt, und so war ich bei Eingang des Winters 1849 artistischer Director des Burgtheaters.

Eigentlich wußte ich nicht, wie mir geschah. Ich steckte noch mitten in der Politik, und es erschien mir wie eine ganz fremde Aufgabe, mit Haut und Haar in solch' eine künstlerische Specialität einzutreten. „Willst du denn das? Wirst du das können?" fragte ich mich. Meine Frau hatte mehrmals gesagt: „Du kannst wohl deine eigenen Stücke in Scene setzen, aber wirst du's auch mit anderen Stücken können?" Darüber war ich nun selbst nicht in Sorge. Aber jetzt war ich Director, und es handelte sich nicht mehr blos um Insceneſetzung, es handelte sich um Regierung einer großen Gesellschaft, einer alten, gewiß vielfach eingerosteten Gesellschaft. Ueber die Fähigkeit zu einer solchen Regierung hatten wir uns nie unterhalten. Und doch wurde mir jetzt zu einigem Schrecken klar, daß dies eine Hauptfrage sei. Ich war immer ein allein lebender Schriftsteller gewesen, hatte nur etwa als Vorsitzender des Schriftsteller-Vereins zu Leipzig mich in einer besonderen Gattung des Regierens üben können, hatte mich aber bei den Theatern, wo ich meine Stücke in Scene setzte, nie um den Organismus und Gang eines Theaters gekümmert; wie sollte ich jetzt mit Einem Male im Stande sein, die Zügel einer ersten Bühne erfolgreich zu führen! Uebrigens erzählte man mir sogleich ausführlich, daß mir hartnäckige Ansprüche alter Mitglieder, daß mir Widerstand und Intrigue aller Art entgegentreten würden.

„Nun denn," rief mein sanguinischer Lebenstheil, „schau auf diesen Felix Schwarzenberg, sei leichtfertig wie er!" — „Nicht das allein!" flüsterte der melancholische Lebenstheil in mir, „sei vor allen Dingen vorsichtig und handle nach einem Plane."

Ich bekam Zeit zur Entwerfung dieses Planes, denn ich ging erst nach Leipzig zurück, um meine häuslichen Angelegen-

heiten zu ordnen und meine Familie auswanderungsfähig zu machen.

In Leipzig wie in ganz Deutschland war es still geworden. Die letzten Trümmer des Parlamentes, welche aus lauter Mitgliedern der Linken bestanden und sich ins Schwabenland nach Stuttgart zurückgezogen hatten, waren dort gewaltsam beseitigt worden. Uhland hatte sich als Chorführer dieses letzten Actes dargeboten und hatte unter der schwarz-roth-goldenen Fahne den letzten wirkungslosen Protest gesprochen.

Ich kann nicht behaupten, daß dies mehr als einen gleichsam historischen Effect gemacht hätte. Es war vorbei, vorbei mit Allem, was man gehofft und gewollt, und dieser extemporirte Schluß erschien mir ein blos formelles Nachspiel, welchem man keine Bedeutung beilegte, keinen Nachdruck zuerkannte.

Ein schwerer Winter war hereingebrochen, als ich mit meiner Frau auf der Nordbahn Wien näher rückte und bei Göding im Schnee stecken blieb. Die Auguren des Schicksals machten uns also ein verdrießliches Gesicht, als wir aussteigen und eine halbe Stunde weit durch den Schnee der Felder waten mußten, um in dem kleinen mährischen Orte ein dürftig Unterkommen zu suchen für Tag und Nacht.

„Was Auguren!“ rief ich der besorgten Frau zu, „Oesterreich ist schön, die Oesterreicher sind liebenswürdig, und ihr Staatswesen ist liberal geworden!“ — „Ist es das wirklich?“ — „Allerdings.“ — „Und du, wirst du mit deinem allzu freimüthigen Wesen in eine Beamtenwelt passen, welche in politisch enger Bedrängniß aufgewachsen ist? Du ein Beamter! Du, der sich nichts gefallen läßt, du gehorchen?!“ — „Du bist im Irrthum über mich. Ich gehorche genau, grundsätzlich genau. Ich meine, es kann nur der befehlen, der gehorchen kann.“ — „Aber wird man grundsätzlich befehlen, da man in ganz anderen Grundsätzen aufgewachsen ist?“ — „Hoffen wir's. Ein gut Theil des Lebens beruht ja immer nur auf Hoffnung.“

Zur ersten Inscenesetzung hatte ich mir „Faust" erwählt. Es waren nur unverfängliche Scenen, einzelne Scenen des „Faust" bis daher in Wien aufgeführt worden, und zwar nicht im Burgtheater, sondern im Opernhause am Kärntnerthor. Der ganze erste Theil war in Wien eine Neuigkeit. Er enthält so bedenkliche Partien für die gestürzte Censur Alt-Oesterreichs, daß er ein guter Gradmesser war für die Freiheit der neuösterreichischen Aera. Und die neue Censur hatte an dem von mir eingerichteten Buche keine Schwierigkeit erhoben. Der Oberstkämmerer selbst, mein Chef als oberster Director des Burgtheaters, war der Censor. Er hatte nichts gestrichen. Gar Vieles in dem Buche mußte ihm, so weit ich ihn bereits kannte, höchst mißfällig sein; aber die Luft wehte noch so frei in dem damaligen Wien, daß er resolut die Augen geschlossen und jeglichen Strich unterlassen hatte.

Es ließ sich also jegliches Ding gut an, meinte ich. Auch bei Hofe. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich auf den Verkehr mit einem Hofe angewiesen, wozu mich meine Frau für ganz ungeeignet hielt. Mit gutem Grunde. Dennoch war es bisher gut gegangen. Allerdings hatte ich gleich zu Anfang eine erstaunliche Unkenntniß bekundet: ich hatte nicht gewußt, daß man sich beim Kaiser zu bedanken habe, wenn man eine Anstellung bekommen, und mein Hofrath war tief betroffen, als er dieser meiner Unwissenheit kundig wurde. Aber ich hatte diesen Fehler glücklich verbessert, ich war nach Schönbrunn gefahren und war vom jungen Kaiser in Audienz empfangen und sehr gnädig behandelt worden. Der Kaiser selbst war mir sehr interessant jung erschienen in seiner schlanken, feinen Gestalt, in seinem absichtlich ernsten Wesen, welches doch zuweilen von der harmlosen Jugend belebt wurde in einzelnen natürlichen Fragen. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß *ich* der Unerfahrene und Ungeschickte war, welcher das Ende der Audienz nicht abwarten konnte, sondern es respectwidrig herbeiführte. Der Kaiser corrigirte mich allerliebst: er glitt auf dem glatten Parquetboden wie ein Schlittschuhläufer mir nach, der ich schon an der Thür war.

Es war ihm noch etwas eingefallen, das er aussprechen wollte, und er sprach es aus ganz klar und ganz geschwind. Was war's? Ein Lob meines „Struensee". Offenbar ein Auftrag der Frau Erzherzogin, seiner Mutter; ich konnte gar nicht freundlicher behandelt werden.

Dazu kam die Theilnahme der ganzen kaiserlichen Familie an der Direction des Burgtheaters: der Vater, die Mutter und nächst dem Kaiser noch zwei Söhne, die Erzherzoge Max und Carl Ludwig. Der jüngste, Erzherzog Ludwig Victor, war noch Knabe. Max und Carl Ludwig aber, namentlich Carl Ludwig, fragten und interessirten sich um Alles.

Die ganze Welt rüttelte sich damals aus revolutionären Allüren in Ordnung zurecht und in strenge Formen, es machte also bei Hofe den besten Eindruck, daß berichtet wurde, im Burgtheater ist eine strenge Regie eingeführt worden. Die jungen Erzherzoge kamen ganz still in die Kaiserloge, um die Proben anzuhören, und sie erkundigten sich stets ausführlich nach allen Details des Theaterregiments, und ob wirklich eigensinnige Damen und verwöhnte Herren so schwer disciplinirbar wären. Guter Humor fehlte außerdem nie bei den jungen Herren, namentlich der Erzherzog Carl Ludwig war unerschöpflich in Antheilnahme und heiteren Bemerkungen.

Es war mir gestattet, bei eintretenden Schwierigkeiten meines Amtes Rath und Hilfe anzusprechen bei der Frau Erzherzogin Sophie. Sie empfing mich so beiher, ohne Förmlichkeit, hörte mich ruhig und wohlwollend an und rieth mir meist mit lächelndem Ernste: die Dinge nicht gar so dogmatisch zu nehmen, sondern mitunter auch hübsch nachgiebig.

Es geschah solcher Empfang, wie gesagt, so beiher, und ihre Söhne Max und Carl liefen wohl zuweilen durchs Zimmer, keines Fremden gewärtig, und wenn sie ihn sahen, eine Weile zuhörend. Ihr Négligé waren die weißen Cavallerie-Ueberzieher, und ihr kurzer Wortwechsel mit der Mama hatte gewöhnlich einen humoristischen Ton.

Der junge Kaiser selbst kam in den ersten Jahren meiner Direction fleißig ins Burgtheater und versäumte insbesondere nicht leicht ein Lustspiel. Er lachte so ausgiebig, daß er oft sein Taschentuch vor den Mund hielt, um den Schall seines Gelächters zu dämpfen. Vorzugsweise über Beckmann, der denn auch alle Register seiner Späße zog, wenn er den Kaiser in der Loge sah.

Im innern Getriebe des Schauspielpersonals hatte ich freilich große Noth. Ich brachte neue Kräfte und beschäftigte sie in ersten Fächern. Das erregte zürnenden Widerstand der alten Kräfte, welche dabei einbüßten und ihre Einbuße kurzweg Zurücksetzung nannten. Beim Theater will Niemand alt geworden sein. Den heftigsten Widerstand entwickelte Löwe in stürmischer Aeußerung. Neben mir sitzend bei der Inscenirung, sprang er wohl auf und verwarf laut und geringschätzig, was ich anordnete, bis ich ihn endlich einmal ad absurdum führen konnte. Das geschah bei den Proben des „Erbförster", dessen scenische Einrichtung in den ersten Acten sehr schwierig ist. Ich stand auf, überwies ihm meinen Platz und setzte mich auf den seinen, mit dem Bedeuten, daß er die Insceneseßung übernehmen möge. Er that's mit Geräusch und hatte nach etwa zehn Minuten das Kommen und Gehen des Personals so verfahren, daß Alle gegen einander liefen und stießen und der bekannte Originalschrei der Frau Haizinger das Signal gab zu allgemeinem Gelächter.

Nun stand ich wieder auf und bat um meinen früheren Platz, das Heft der Führung wieder in die Hand nehmend. Ausgelacht werden tödtet bei Schauspielern wie bei Franzosen.

In Betreff der Regie mußte er nun still werden. Um so heftiger wurde er in Betreff der Rollen. Bei einer Probe wurde er darüber so laut und heftig, daß ich ihn bitten mußte, dergleichen nicht öffentlich, sondern mit mir allein abzumachen und zu dem Ende mir zu folgen. Die Probe mußte warten, und ich führte ihn bis auf den Josephsplatz hinaus. Auf diesem Schlachtfelde fochten wir eine halbe Stunde lang; es war ein Duell auf

Tod und Leben. Meine Gründe, daß ich für ein künstlerisches Ganzes zu sorgen hätte, verfingen nicht, und ich war endlich genöthigt, ihm kategorisch zu erklären, daß ich sein Vorgesetzter wäre und so wilde Opposition nicht mehr duldete. Fühle er sich ungerecht beeinträchtigt, so möge er sich mit seiner Beschwerde an die oberste Direction wenden, ich aber verlangte zunächst Gehorsam.

Natürlich war er nicht allein der Unzufriedene und Widersacher, obwohl die drei anderen Regisseure — Anschütz, Fichtner und La Roche — sich seinem Betragen nicht anschlossen. Fichtner ganz und gar nicht. Er verhielt sich durchaus liebenswürdig zu neuen Maßregeln. Anschütz auch nicht, weil er unter allen Umständen für loyales Maßhalten einstand, und La Roche nicht, weil ich ihn meinem Plane gemäß mir zunächst stellte und seinen Rath in Anspruch nahm. Indeß all diese Herren verhielten sich doch nur passiv, aber im übrigen Personale, namentlich im weiblichen, gab es Malcontente in Fülle.

Das war ja auch natürlich. Ein neues Regiment setzt jeden alten Besitz in Frage und ist doppelt bedrohlich, wo es sich, wie beim Theater, um Geschmacksfragen handelt. Da will es Jeder besser wissen und empört sich — vielfach mit Recht — wenn der neue Gebieter vom herkömmlich gewordenen Geschmacke abweicht.

Die Lage war eine zeitlang so schlimm für mich, daß ich nie mehr des Morgens in den Wagen stieg, welcher mich zur Probe bringen sollte, ohne daß ich meine Röcke fest zuknöpfte mit dem Gedanken: Ist auch der Panzer unter den Röcken? Du wirst ihn wieder vollständig brauchen.

Mein wichtigstes neues Stück sollte Shakespeare's „Julius Cäsar" sein. Ich fand aber für die Besetzung so viel Widerspruch, daß ich erst nach fünf Monaten zur Inscenirung des Stückes kam. Löwe verlangte absolut den Antonius — die Abkürzung Anton sprach er übrigens immer nach deutscher Betonung Anton, auf die erste Silbe den Nachdruck legend — der Anton gebührt mir! rief er wochen-, ja monatelang. Umsonst

sagte ich: Antonius ist ja der jüngste von all' diesen Römern, und Sie sind der älteste Schauspieler; Cassius dagegen eignet sich ganz für Sie — umsonst! Endlich mußte er doch den Cassius spielen und spielte ihn vortrefflich.

Die Aufführung des „Cäsar" machte Furore, und nun erst wurde ich anerkannter Director. Dies erste Halbjahr gehört zu den gründlichsten Prüfungen in meinem Leben.

Ich hätte sie nicht überstanden, wenn nicht mein Chef, Graf Lanckoronski, so getreulich Wort gehalten hätte. Er hielt die Instructionen, welche er mir ungern bewilligt hatte, bis auf den einzelnen Buchstaben. Er mischte sich in nichts, was artistisch war. Gar oft war er mit meinem Geschmack und meinen Maßnahmen höchlichst unzufrieden, und sprach diese Unzufriedenheit aus ärgerlichst und unumwunden, „aber" — setzte er hinzu — „dies ist der Ihnen zuerkannte Bereich, und ich rühre nicht daran".

Die Klagen der Schauspieler drängten sich an den Hofrath, welcher sie an den Chef leiten sollte. Er that's. Aber der Graf wies Alles ab und ließ in solchen Fragen nie einen Schauspieler vor sich. Darin lag mein Heil.

Allmälig wurde denn auch der Widerstand gegen mein Regiment stiller, wenn er auch insgeheim fortdauerte. Die Zufriedenheit von Oben kam mir nachdrücklich zu Hilfe: ich wurde vor der bestimmten Zeit zum definitiven Director ernannt. Die Wirkung des Theaters entwickelte sich sichtbar. Der Besuch desselben war bei meinem Eintritt dergestalt in der Ebbe, daß man außer den Logen auch noch die ersten Reihen der Sperrsitze abonniren ließ, weil ohne solche Hilfe das Parterre nicht gefüllt werden könnte. Es galt für Verwegenheit, daß ich dies abschaffen ließ. Der Zutritt junger Kräfte machte ein harmonisches Ensemble möglich, die Sorgfalt, welche auf Darstellung classischer Stücke gewendet wurde, der Eifer, neue Stücke vorzuführen, und der Fleiß, welchen ich älteren guten Stücken unter neuer Besetzung widmete, erregten im Publicum lebhafte Theilnahme.

Ich meinte, bei andauernden glücklichen Erfolgen dem Ideale eines geistig belebten Schauspiels näher und näher zu kommen. Das Nähere hierüber habe ich in meinem Buche „Das Burgtheater“ ausführlich beschrieben und kann ich hier übergehen. Da traf mich ein Schlag, welcher meine ganze Wiener Existenz in Frage stellte — die Verfassung wurde aufgehoben.

Nun war ich aber doch nur in der Zuversicht nach Wien gekommen, ein liberales Staatswesen werde mir's ermöglichen, ein Schauspiel auszubilden, welches den frei gewordenen Geist unserer Zeit ehrlich widerspiegeln könne. Das Theaterspiel ohne geistige Wechselwirkung zwischen Dichtung und Publicum ist ja eine Schulcomödie ohne wahrhaftiges Leben.

Diese Zuversicht krachte zusammen mit dem Untergange der Verfassung. Wieder in den alten Sumpf kleinlicher Bedenken zu gerathen, wieder der geisttödtenden alten Censur überantwortet zu werden, welche dem Sinne und Wesen des lebenden Geschlechtes Gewalt anthut, das schien mir unvereinbar mit einem Kunstinstitute, welches wie kein anderes auf die innerliche Theilnahme des lebenden Geschlechtes angewiesen ist. Ich wollte unverzüglich meine Entlassung verlangen.

Meine Frau, der conservative Schutzengel meines Lebens, hielt mich zurück. „Warte ab,“ rief sie, „ob wirklich mit der Verfassung die freien Grundsätze deiner bisherigen Censur untergehen. Erst wenn dies unzweifelhaft ist, lass' uns scheiden und mit schwerem Verluste in die Heimat zurückkehren.“

Ich hielt diesen Schritt der Regierung für einen verhängnißvollen Fehler. Für ein Reich wie Oesterreich, welches aus mindestens drei Nationalitäten zusammengesetzt ist, bleibt es doch von Anfang bis zum Ende die Lebensfrage: Welche Grundform hält diese verschiedenen Nationalitäten zusammen? Das that diese in Olmütz vereinbarte Verfassung; sie vereinigte Deutsche, Slaven und Magyaren zu einem Reiche. Jeglicher Widerspruch war durch Besiegung der Revolution gelähmt und unmächtig, und auch die Magyaren waren damals nothgedrungen bereit, sich

dem Ganzen anzuschließen, ja einzufügen. Diesen unermeßlichen Vortheil gab man dahin! Warum? Wegen der politischen Freiheiten, welche die Verfassung mit sich brachte. Als ob es schwerer wäre, im Einzelnen zurückzunehmen, als das Ganze zu verleugnen! Die Regierung war in so machtvoller Lage, daß sie in den Freiheitsfragen alle Einschränkungen vornehmen konnte, welche ihr unerläßlich schienen; sie hätte bei ihrer damaligen Stärke keinen erfolgreichen Widerspruch zu besorgen gehabt, und der Zusammenhalt des Ganzen wäre in fester Form gesichert verblieben.

Aber das ist eben die Kunst des Regierens: Stimmung nicht siegen zu lassen über nothwendige Grundlagen, das Wichtige zu unterscheiden von dem minder Wichtigen, und die Opfer da zu bringen, wo sie nicht ans Leben gehen.

Die Freiheitsfragen, um deren willen man den Zusammenhalt aufgegeben, sind alle wieder lebendig geworden und haben sich durchgesetzt, der Zusammenhalt aber hat nicht wieder hergestellt werden können. Ihn wieder herzustellen bleibt aber die Grundbedingung eines Reiches Oesterreich. Flickwerk dauert nicht.

Ich blieb, weil die nächste Folge in meiner Censurfrage keine besondere Veränderung zum Vorschein brachte. Die allgemeine Bestürzung brachte eine Pause mit sich. Die Veränderungen blieben indessen nicht aus. Mein Chef wurde mehr und mehr wieder enger Tory; ich meinte aber fortregieren zu können, weil ich immer bei Capitalfragen von Oben Unterstützung erhielt. Ueberall, wo ich an die Entscheidung des Kaisers appelliren konnte, da wurden die Verbote meines Chefs beseitigt. Und so lullte ich mich selber ein, bis der zweite Schlag erfolgte, die Einführung des Concordats.

Leider gerieth in diese zurückstauende Epoche ein starkes Regierungstalent und verlor dadurch seine Macht. Dies war der Minister Alexander Bach. Schmerling und Bach hätten sich vortrefflich ergänzen können. Sie strebten leider auseinander, weil der Eine in allen Grundsätzen wich und nachgab. Bach

schien der Sieger zu bleiben, weil er lange am Ruder blieb, und doch verfiel er dem Untergange, eben weil er blieb.

Von Hause aus liberal, klug, sehr unterrichtet, zum Handeln tüchtig, wich er Schritt für Schritt vor der Reaction, um nur auf der Höhe zu bleiben, und von der bloßen Klugheit geleitet, meinte er, selbst nach dem Rosenkranze greifen zu müssen, weil der Rosenkranz ein Requisit des Concordats war.

So waltete er in allen Regierungsfragen neutralen Charakters vortrefflich, aber in den inneren Lebensfragen des Staates unwahr und gewaltsam.

Man kann den Kirchenglauben als einen Pfeiler des Staatslebens stützen wollen, ohne unwahr zu sein, wenn man diese Stützung ehrlich im Geiste seiner Zeit betreibt. Betreibt man sie aber gegen den Geist seiner Zeit und weiß man das, wie Bach es offenbar wußte, und ist man selbst ganz und gar im Geiste seiner Zeit aufgewachsen, wie Bach es war, so sündigt man gegen jeglichen Geist. Man nannte das in frommer Zeit die „Sünde wider den heiligen Geist". Es ist die Sünde gegen das eigene Gewissen, und dieser Sünde verfiel Bach gerade da, wo er den Frommen spielte.

Vielleicht aber war er wirklich fromm? Er stammte aus einer ehrbaren, tief soliden Bürgerfamilie Wiens, in welcher der Gottesdienst treu und ehrlich gepflegt wurde. Es mag also wohl in der Erziehung begründet gewesen sein, die Messe zu besuchen und den Rosenkranz zu beten. Aber diese Frömmigkeit selbst hatte keinen redlichen Zusammenhang mit einem Concordate, welches dem religiösen Sinn und Wesen eines ganzen Landes widersprach, welches dies religiöse Leben zu politischem Zwecke umgestalten, welches den religiösen Sinn mißbrauchen wollte zu politischem Zwecke. Bach war ein zu klarer Kopf, um das nicht zu wissen, und so handelte er offenbar gegen seine eigene Ueberzeugung, um an der Macht zu bleiben.

Wie es immer geht: die Anhäufung unpopulärer Maßregeln, welche sich nur auf die bewaffnete Macht stützen, verfallen

der Probe, welche diese bewaffnete Macht bestehen soll. So geschah's 1859 im Kriege gegen Frankreich und Italien. Die Probe wurde nicht bestanden, und so fiel die Bach'sche Regierung, er selbst aber sank in Vergessenheit, in eine so völlige Vergessenheit, wie kein ähnlicher Staatsmann. Und doch war er einer der begabtesten. Er war eben unwahr gegen sich selbst gewesen.

Wie dies bei Magenta und Solferino geschah, machte es den schmerzlichen Eindruck: nur die Führer sind schuld, das Heer war sichtlich dem Feinde überlegen. Und warum solche Führer? Warum große Namen und kleine Köpfe? Weil alte, wieder heraufbeschworene Vorurtheile sie gewählt, weil die Wahrheit des im Reiche herrschenden Sinnes und Geistes verleugnet worden war.

Meine Theatercensur litt natürlich auf das Bitterlichste unter dieser Strömung des Concordats, und wenn dem Mortimer einmal entschlüpfte: „Ich hab' es auf die Hostie geschworen!" statt des angeordneten: „Ich hab's auf's Allerheiligste geschworen!" da gab es für mich die peinlichste Scene. Ja, als zur Schillerfeier „Wallenstein's Lager" gegeben werden sollte, da eröffnete mir mein Chef in gemessenen Worten: „Der Capuziner muß wegbleiben!"

Dies war nun doch nicht möglich, und ich versuchte, die Frage an den Kaiser zu bringen, welcher uns bei solchen Fragen nie im Stich gelassen. Meine Zuflucht zur Frau Erzherzogin Sophie war in solcher kirchlichen Frage nicht mehr am Orte. Diese Zuflucht war überhaupt bei den immer steigenden reactionären Zuständen mehr und mehr unsicher geworden, und ich hatte sie deshalb gar nicht mehr versucht. Was thun? Ich fand einen unscheinbaren Weg. Er sollte zu weiter nichts führen, als zu einer naiven Anfrage beim Kaiser, ob der Capuziner absolut sterben müßte. Der Kaiser hatte gelacht und „Nicht doch!" gesagt.

Diesen Weg betrat ich sogleich weiter für die Erlaubniß zum Schillerfeste, welches der damalige ministerielle Polizeigebieter, ein Herr v. Thierry, rundweg abschlug. Von seinem Standpunkte wohl mit Recht. Die Stimmung der Bevölkerung

war äußerst kritisch, und da sollte ein Zug vom Praterstern mitten durch die Stadt bis zum Paradeplatz erlaubt werden für einen Dichter, welcher bei dieser Bevölkerung gerade als Freiheitsdichter verehrt war! Ein Ausbruch des Volkswillens lag vor der Thür, und meine Versicherung, das Volk werde just wegen seiner Verehrung Schiller's die hundertjährige Feier seines Abgotts gewiß nicht mißbrauchen zu etwas Anderem als zur Verherrlichung des Dichters, diese Versicherung war für Herrn v. Thierry eine haltlose Phrase.

Da brachte ich wiederum die naive Frage an den Kaiser: ob man Schiller so und so feiern dürfe in Wien. Und der Kaiser erwiderte nochmals einfach: „Ja wohl!"

Die Feier fand bekanntlich in voller Ausdehnung statt, und es gab nur einen einzigen kritischen Moment: als wir in der Rothenthurmstraße am erzbischöflichen Palais vorüberzogen. Da meldete sich eine grollende Unruhe, sie wurde aber beschwichtigt durch unser eindringliches Zureden unter Hinweis auf den Dichter und auf den Kaiser. Selbst der entscheidende Augenblick, die Anrede an das Volk vom extemporirten Denkmale herunter, wurde überstanden. Es waren wohl 30.000 Menschen vor mir, der ganze Paradeplatz war Kopf an Kopf voll, und ich schrie das drei Mal wiederkehrende Hoch über diese Häupter hin. Das Echo kam immer donnernd wieder ohne Zusatz. Für das letzte Hoch aber fürchteten wir nicht ohne Grund einen Zusatz, welcher die zusammengepreßte Masse in eine gefährliche Bewegung bringen konnte. Ich hatte dem Minister zugesagt, daß ich dies unmöglich machen würde durch augenblickliches Einfallen des großen Musikcorps, und zwar durch Einfallen mit der Volkshymne. Als geübter Insceneſetzer hatte ich meine Theaterleute etappenweise angebracht, daß sie auf's Stichwort das Signal geben sollten. Sie amtirten wie auf der Bühne, und bei meinem letzten Worte brauste die Hymne über den Platz dahin und that ihre Schuldigkeit. Sie vermälte unmittelbar den Vaterlandsgedanken mit dem Freiheitsgedanken, und die großartige Feier schloß ohne Störung.

18.

Was ist die Hauptsache? Dies ist die entscheidende Frage im Leben eines jeden Menschen. Weiß er sie zu beantworten, dann wird er gedeihen, denn er wird seine Thätigkeit nicht zersplittern. Weiß er sie nicht zu beantworten, dann wird er nicht gedeihen, wird bei allem Eifer, bei aller Arbeit nicht aufkommen.

Männer regieren die Welt, weil der Mann viel eher als die Frau jene Hauptsache entdeckt, um welche es sich in seinem Leben handelt. Die Frau ist reicher an Hilfsmitteln, aber sie weiß selten, was die Hauptsache sei. Sie ist deshalb ein treffsicher Bundesgenosse, aber sie ist selten ein guter Führer.

Was ist die Hauptsache bei einer Theaterleitung? Diese Frage lag vor mir als großes Räthsel. Meine Frau sagte: Fleiß, Aufmerksamkeit, Geschicklichkeit. Ich aber sagte: Schaffen ist die Hauptsache. Fleiß und Geduld gehören dazu, aber sie sind nur Hilfsmittel. Nur wenn sie schaffen kann wird eine Theaterleitung respectirt.

Zum Schaffen brauchte ich Stücke und brauchte ich Schauspieler.

Nicht blos neue Stücke. Die sind schwer zu haben. Wenn man hinterher ein Jahresrepertoire übersieht, so ist manchmal kein einziges neues Stück am Leben geblieben und im Repertoire feststehend geworden. Man muß also ältere, die halb oder ganz vergessen sind, wiederbeleben. Das war im Burgtheater ziemlich leicht, weil manches gute ältere Stück gar nicht zugelassen worden war wegen kleinlicher und peinlicher Censur, und weil manches gute Stück verpufft worden war durch unzulängliche Besetzung. Das Burgtheater hatte sich mehrere Jahrzehnte lang sparsam beholfen mit einem ganz kleinen Personal guter Schauspieler. Nur ein Vierttheil bestand aus guten Schauspielern, drei Vierttheile waren recht geringe Musikanten. Das Lob eines guten

Ensembles, welches man sich zulegte, war ein unwahres Lob. Neben trefflichen Vertretern störten immer Unzulänglichkeiten, wenn das Stück mehr als fünf bis sechs Personen brauchte. Wichtige Rollenfächer waren ganz unbesetzt; in wichtigen Tyrannenrollen fand ich den alten Wilhelmi, einen vortrefflichen komischen Vater und Onkel, aber „einem Tyrann so ähnlich" — sagt Hamlet — „wie ich dem Herkules". Der gutmüthige Mann stand noch als Geßler im Rollenverzeichnisse des „Wilhelm Tell". La Roche war diesem Fache einigermaßen zu Hilfe gekommen, aber doch nur einigermaßen. Seine Stärke ruhte im Schau- und Lustspiele, und er hatte sich für die großen Charakterrollen der Tragödie eine ganz aparte künstliche Sprechweise zurechtlegen müssen: er sprach aus dem Bauche mit einem ganz kurios gequälten Organe. Als ich ihn auf diesen schädlichen Luxus aufmerksam machte, verstand er mich rasch und gab es zu, daß rhetorischer Vortrag nicht seine Specialität wäre. Aber er hätte solche Rollen übernehmen müssen, da Niemand für dieselben vorhanden gewesen. Er war sehr bereit, sie abzugeben und sein reiches Talent im Schau- und Lustspiele zu verwerthen, wo er ja einen außerordentlichen Umfang zu Gebote hatte und meisterhaft durchführte.

Die erste Aufgabe war also, einen Charakterspieler zu gewinnen und sodann einen Liebhaber. Der vortreffliche Fichtner, unerreicht im Schau- und Lustspiele, war schon gegen dreißig Jahre Liebhaber und mußte auch die tragischen absolviren, die er gar nicht liebte.

Just als ich amtlich eingestellt wurde, gastirte ein junger Mann des Namens Dawison als Candidat für Charakter- und Liebhaberrollen und machte ziemliches Glück beim Publicum durch rühriges, lebhaftes Spiel, welches Wirkung in allen Winkeln suchte, wenn diese Wirkungen auch nicht ganz lauter waren.

Das Publicum war neuen Lebens auf dem Burgtheater sehr bedürftig, und obwohl er dem gediegeneren Theile des Publicums nicht genügte, sagte doch auch dieser Theil nicht Nein zu dem mäßigen Beifalle.

Nun kam bei meinem Chef zur Frage: soll er engagirt werden? — Und wer engagirt? Ich hatte laut Instruction das Recht, auf ein Jahr zu engagiren, aber es schien mir doch nicht schicklich, dies sofort geltend zu machen, besonders auch darum nicht, weil dieser Schauspieler zwar lebensvolle Fähigkeiten hatte, aber in jeder edlen Form ungebildet war.

Meinem Chef gefiel er nicht. Er nannte ihn roh, ungraziös, vordringlich. Vielleicht weil Dawison Jude war? Ein wenig mochte das mitspielen. Aber im Wesentlichen verwarf er ihn wohl wegen körperlicher Ungrazie, wegen charakteristischen Mangels an Haltung und guten Manieren.

Ein Hofmann an der Spitze eines Theaters sieht immer zuerst auf Haltung und Manieren. Und in Bezug auf's Burgtheater, dessen Hauptinhalt damals das Conversationsstück war, hatte ja Graf Lanckoronski ganz Recht.

Als ich nun aber bald darauf Josef Wagner als tragischen Liebhaber brachte, da erkannte ich nicht ohne Schreck, daß diese Kritik eines Hofmannes sehr gefährlich werden könnte für ein höheres Theater.

Eine Rolle von tief tragischer Natur war Josef Wagner's Don Cesar in der „Braut von Messina". Den hatte er gespielt, und mein Chef erschrak vor solcher Wirkung, vor solcher tragischer Wirkung. Auch in der Tragödie dürfte die Haltung und die Manier die Grenzen des geselligen Verkehrs nicht überschreiten. Gerade die erschütternde tragische Gewalt, welche Wagner in den letzten Scenen entwickelte, hatte meinem Chef mißfallen. Da zeige sich ein übertreibendes Element, welches auf einem Hoftheater nicht zulässig sei.

Hier trat ein Punkt hervor, welcher ewig bei Hoftheatern Compromisse fordert. Der Hofmann sieht das Theater darauf an, wie es auf den Hof wirkt, wie es sich zur Hofsitte verhält. Gewaltige Tragik, auch wenn sie im Hofleben vorkommt, wird durch die Hofsitte verschleiert. Ein großes Stück von diesem Schleier soll auch im Hoftheater angebracht werden, meint der Hofmann

Mein Chef war zudem durchweg französisch gebildet, und zwar recht gründlich. Er war in französischer Geschichte ganz zu Hause, und die ausführlichsten Memoiren, selbst die St. Simons, waren ihm geläufig. Ebenso die Traditionen des Théâtre français, und bei der Frage um Tragik verwies er mich auf Racine und die gemilderte Form der französischen Tragödie, welche alle Schrecknisse hinter die Scene verlegt und die Nerven der Zuschauer und Zuhörer sorgsam schont.

Welch' ein Schreck für mich, der ich Shakespeare möglichst vollständig einführen wollte!

Bei Dawison kam die Frage nicht in Rede. Der war auch in tragischen Rollen nicht tragisch. Dessen Gefühle, auch wenn er sie zum Aeußersten aufstachelte, gingen nicht über alltägliche Sentimentalität hinaus, welche stechend, im günstigsten Falle auch rührend wirken mochte; aber der tiefe Schmerz einer großen Seele stand ihm nicht zu Gebote.

Josef Wagner aber enthüllte diesen Schmerz mit elementarischer Macht.

Da hatte ich also den einzigen wirklich tragischen Schauspieler, welchen das deutsche Bühnenpersonal besaß, mühsam erworben, und nun sollte ich sein Talent abschwächen!

Es ist wahr, er hatte trotz hoher schöner Gestalt und schönen Kopfes, trotz vollendeter Schönheit in allen Bewegungen des Körpers kleine äußerliche Fehler. Ehe er in innere Bewegung gerieth, fiel das Wort aus einem ungraziös geöffneten Munde stoßweise heraus. Aber sobald die Einleitung vorüber und der Sinn schwerer Gedanken und Empfindungen an die Reihe kam, da verschwand jeder kleine Fehler, tief aufsteigende Wärme strahlte aus und steigerte sich höher und höher, bis die Leidenschaft gleichsam die Brust aufriß und das Herzblut strömen ließ — das Herzblut edler Gedanken, höchster Gefühle, verzweiflungsvollen Aufschrei's darüber, daß der Mensch den zürnenden Göttern weichen und erliegen müsse.

Das sollte unterdrückt, solch' ein seltenes tragisches Naturel mit dem Vortrage im schönsten Deutsch, mit dem Zauber des

klangvollsten Stimmorgans sollte abgedämpft werden zu conventioneller Dürftigkeit!

Wagner lächelte, als ich ihm die Forderung mittheilte, und erwiderte: „Beim besten Willen könnte ich solcher Forderung gar nicht nachkommen, denn ich muß gehorchen, wenn mich der Dämon des Leides und Schmerzes ergreift, welchen der Dichter verhängt hat, und" — setzte er nach einer Pause hinzu: „Excellenz wird sich auch allmälig daran gewöhnen."

So geschah es denn auch. Das Publicum mit seiner lebhaften Theilnahme für die neuen Schauspieler vermittelte die Gewöhnung.

Wagner und Dawison wurden engagirt, und Wagner wurde sofort in seinen tragischen Rollen anerkannt. Dawison war lange Zeit nicht emporzuheben, aber es gelang doch allmälig, ihn zur Geltung, ja zu großer Geltung zu bringen, weil ich ein mannigfaltiges Talent in ihm zu erkennen glaubte und ihn mit einer Ueberzahl von dankbaren Rollen ausrüstete, von Rollen, welche seinen eigenthümlichen Anlagen entsprachen und ihn von Stufe zu Stufe hoben.

Die Aufgabe, neue Talente theils zu schaffen, theils herbeizuschaffen, gelang mir mit gutem Glück. „Es gibt keine Talente mehr!" rief alle Welt, als ich eintrat. Allmälig aber gehörten zum Burgtheater folgende Mitglieder, welche von aller Welt Talente genannt wurden:

Josef Wagner, Dawison, Meixner, Gabillon, Lewinsky, Baumeister, Lußberger, Krastel, Sonnenthal, Förster, Hartmann, Schöne, männlichen Geschlechts.

Gabillon, Seebach, Boßler, Bognar, Goßmann, Baudius, Schneeberger (später Frau Hartmann), Wolter, weiblichen Geschlechts.

Dawison folgte nach einigen Jahren dem inneren Bedürfnisse einer Virtuosenlaufbahn und schied aus, Lußberger starb, Marie Seebach ging ab, die Damen Boßler und Goßmann wurden uns durch Heirath entzogen, Förster wurde Director in Leipzig.

Mit Ausnahme der fünf Ersten waren die Genannten alle noch im Dienste des Burgtheaters, als ich selbst zurücktrat, und bildeten die Stützen desselben.

Vermehrt sind sie worden innerhalb der dreizehn Jahre nach meinem Austritte kaum um zwei Schößlinge, gestorben ist Josef Wagner; aus eigenem Antriebe ausgetreten sind wegen Mangels an Beschäftigung die Damen Bognar und Baudius, und man ruft jetzt wieder: „Es giebt keine Talente mehr!"

Und dabei waren mir Talente wie Frau Frieb-Blumauer und Fräulein Hedwig Rabe von meinem Chef verwehrt worden. Bei diesen beiden Damen war der Widerspruch meines Chefs so nachdrucksvoll, daß ich um des lieben Friedens willen mein Recht des einjährigen Engagements nicht geltend machen konnte. Für Frau Blumauer wurde ich entwaffnet durch den Hinweis auf die höchst wirksame Frau Haizinger, welche ja die Mehrzahl der Blumauer'schen Rollen trefflich spielte, und bei Hedwig Rabe, welche mir sehr gefiel und welcher ich eine schöne Zukunft zutraute, konnte ich der Einwendung nicht widersprechen, daß sie doch gar zu klein und dürftig ausschaue. Sie war noch sehr jung.

Mein Recht des einjährigen Engagements mußte ich aber bei den meisten Uebrigen hartnäckig geltend machen, um ihr Engagement durchzusetzen.

Der sarkastische Komiker Meixner fand schwer Zugang bei meinem Chef, und Lewinsky's kleine Gestalt trat hinderlich in den Weg. Selbst Baumeister, welcher als mißlicher Liebhaber ankam, fand starken Widerspruch. Am ungünstigsten standen bei der obersten Direction Herr Sonnenthal und Fräulein Wolter, welche durchaus nicht aufgenommen werden sollten. Fräulein Wolter setzte ich auch auf den ersten Anlauf nicht durch, und ich mußte ihr rathen, noch für ein Jahr nach Deutschland zu gehen. Dann würde ich, was leichter war, ein Gastspiel für sie erwirken und dadurch ihren Eintritt durchsetzen, weil wir dann die Hilfe des Publicums finden würden. Und so geschah es auch. Hartmann, dessen erstes Jahr abgelaufen war und der entlassen werden

sollte, wurde dadurch gerettet, daß ich den Ablauf seines Contractes nicht anzeigte, und daß ich mit dem unrechtmäßig Verbleibenden eine Rolle vorbereitete, den jungen Ludwig den Vierzehnten im neuen Stücke „Die Prinzessin von Montpensier". Darin gefiel er, und ich konnte nun die Verlängerung seines Contractes erreichen.

Daraus geht hervor, wie nachtheilig es werden kann, wenn Dilettanten allein — und das sind ja zumeist die obersten Directionen der Hoftheater — die Wahl neuer Mitglieder überlassen bleibt. Der Fachmann, welcher die Schauspieler im Negligé sieht, will sagen, sie auf den Proben und im Privatverkehr beobachtet, kann ja viel sicherer, wenigstens ungefähr, ihre Zukunft beurtheilen.

Was hatte ich nun im Besonderen für einen Plan des Schaffens, um ein anziehendes und auch gutes Repertoire herzustellen? „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen," rief mir Goethe zu, welcher ja lange Jahre Theaterdirector gewesen.

Ja, viel, aber mit classischer Grundlage und sorgfältig vorbereitet. Und dazu die Heimath wie die Fremde in Anspruch nehmen.

Für die Heimath versuchte ich die damals noch nicht abgenützte Preisausschreibung und erweckte auch wirklich einen neuen Dramatiker. Hackländer nämlich schickte seinen „Geheimen Agenten" zur Preisbewerbung. Zu der leider geringen Zahl der vorhandenen heimatlichen Dichter fand sich Otto Ludwig ein mit dem „Erbförster" und den „Makkabäern", welche ich eiligst und eifrigst in Scene setzte. Von Freitag, welcher im Burgtheater vernachlässigt worden, brachte ich „Die Journalisten", den „Grafen Waldemar" und „Die Fabier". Die verhaßten „Journalisten", welche die Berliner Hofbühne nachdrücklich abgewiesen, nun gar auf's Hofburgtheater zu bringen, galt für höchst thöricht, und selbst die alten Hofschauspieler verkündeten altklug: derlei modernster Kram werde auf dem Hofburgtheater nicht besteh'n. Als

dieser Kram dann aber vortrefflich bestanden, wurden die alten Köpfe bedenklich geschüttelt. „Graf Waldemar“ schien unerreichbar und mußte Jahre lang um Einlaß betteln. Ein Graf heirathet darin eine Gärtnerstochter. Oh! — Endlich war Fräulein Boßler mit vornehmer Erscheinung und Bewegung so weit ausgebildet, daß ich meinem Chef darlegen konnte: eine so noble Gärtnerstochter werde keinen Anstoß erregen, und dadurch errang ich das ärgerliche „Meinetwegen!“

Von Friedrich Halm wurden alte und neue Stücke aufgeführt. Von Gutzkow waren ältere Stücke nachzuholen, und er schrieb auch noch neue, welche ich bringen konnte. Dasselbe that ich mit Hebbel, obwohl ich kein Freund seiner Dramen war. Von Paul Heyse wurden ebenfalls Stücke gebracht, und „Hans Lange“ auch mit dauerndem Glück. Bauernfeld wurde gepflegt in seinen alten wie in seinen neuen Productionen. Benedix desgleichen, und nicht minder Charlotte Birch-Pfeiffer, wenn auch unter stetem Widerspruche der Kritik. Ein Theater, welches sieben Mal in der Woche spielt, braucht seine Hausmannskost.

„Mir war jedes Genre recht,“ sagt Goethe, „nur ein Stück mußte es sein.“

Auch Mosenthal, welcher wegen seiner in der Vorstadt aufgeführten „Deborah“ bei meiner Behörde mißliebig war, brachte ich mit mehreren Stücken auf die Scene und errang endlich, nachdem sein „Sonnwendhof“ besonderes Glück gemacht hatte, auch für das verhaßte „Judenstück“, wie „Deborah“ genannt wurde, den Zutritt.

Vor Allem war mir darum zu thun, Grillparzer voll ins Repertoire und voll zu Ehren zu bringen. Er hatte sich zurückgezogen und lebte zürnend wie Achilles in seinem Zelte vier Treppen hoch in der Spiegelgasse, seit sein Lustspiel „Weh' dem, der lügt“ ungünstig aufgenommen worden war. Auch seine früheren Stücke hatte man verfallen lassen, und er hatte guten Grund, unzufrieden zu sein. Persönlich ermunterte er mich auch gar nicht, eine Auferstehung seiner Dramen herbeizuführen. Er

war tief verdrießlich, und es dauerte lange, bis ich ihm ein Interesse abgewann für die neue Inscenesetzung seiner Stücke. Zu Hilfe kam mir die große Freude, welche es ihm verursachte, daß seine „Hero und Leander“-Tragödie: „Des Meeres und der Liebe Wellen“ mit großem Erfolge wieder aufgeführt wurde. Sie war unter dem früheren Regime in den zwei letzten Acten durchgefallen und seit nahezu zwanzig Jahren begraben.

In ähnlicher Weise entfaltete sich dann Auferstehung um Auferstehung bei Wiederaufnahme seiner Dramen, und ein heller Jubel erwachte darüber, daß der vornehme heimische Dichter wieder seine Herrscherstelle einnahm auf dem Burgtheater.

Der feinere Theil des Publicums hatte nie daran gezweifelt, daß ihm diese Herrscherstellung gebühre, und diese Grillparzersiege waren also gar nicht schwer. Aber Thatsachen beweisen beim Theater um keinen Grad weniger als in der Politik.

Trotz dieser Anzahl deutscher Dramatiker — und die sporadisch erscheinenden Dichter, die ersten Waffengänge neuer Poeten, denen ich immer Raum gab, kann ich gar nicht aufzählen — trotz dieser großen Anzahl kann man bei einem täglich spielenden Theater in einer Großstadt das Bedürfniß des Publicums nicht befriedigen. Wie sehr ich darauf hielt, neben den Aufführungen der lebenden Dramatiker unsere Classiker vollständig und oft vorzuführen, dies Bedürfniß größeren Reichthums blieb im besseren Publicum immer noch übrig.

Es ist eben ein deutsches Publicum, welches in der Kunst über die nationale Grenze hinausschaut. Frankreich und England will man vertreten sehen. Frankreich hat die Mehrzahl für sich, England den literarischen Theil des Publicums. Unter Frankreich versteht man das Conversationsstück, unter England versteht man Shakespeare, und zwar Shakespeare allein.

Ich selbst gehörte zu diesem literarischen Theil, und es war mir dringend darum zu thun, Shakespeare in großer Ausdehnung dem Repertoire einzuverleiben. Also nicht nur die längst eingebürgerten Stücke, wie „Hamlet, Lear, Macbeth, Othello, Romeo

und Julia, Kaufmann von Venedig", neu einzurichten — was nothwendig war — und neu in Scene zu setzen, sondern auch die weniger bekannten, ja wohl ganz unbekannten einzuführen.

Mit „Julius Cäsar" hatte ich ungemein glücklich begonnen und systematisch setzte ich diese neuen Einführungen fort. Der große poetische Inhalt des englischen Dichtungsgenie's sollte unserer Bühne gewonnen werden auch in den Stücken, welche mit ihrer altenglischen, längst veralteten Theaterform nur mühsam unserer heutigen Theaterform nahe gebracht werden konnten. Das ist in einer Großstadt, welche ein ausgebildetes Theaterpublicum besitzt und vom Mangel der herrschend gewordenen Form empfindlich berührt wird, viel schwerer als in einer kleinen Stadt, deren Publicum viel weniger an einem bestimmten Typus hängt.

So folgte dann „Coriolanus, Cymbeline, Antonius und Cleopatra, Sommer- und Wintermärchen, Was ihr wollt, Viel Lärm um Nichts", ja selbst die „Komödie der Irrungen", und von den sogenannten Königsdramen „Richard der Zweite, Heinrich der Vierte, Richard der Dritte".

Das konnte nur in gemessenen Zwischenräumen geschehen, in jeder Saison nur eins, weil selbst ein Theil der Kritik Schwierigkeiten erhob — ein Journal zum Beispiel fand es durchaus unzulässig, ein so rohes, barbarisches Stück wie „Richard der Dritte" dem Wiener Publicum im Burgtheater zu bieten — und weil auch das Publicum sich nur langsam an die zersplitterte Form der Scenen und Acte gewöhnen mochte, wie sorgsam auch die Scenen und Acte durch neue Einrichtung zusammengezogen waren. Aber es geschah, und ich erhielt standhaft auch diejenigen Stücke im Repertoire, welche geringere Wirkung ausgeübt und keine besonders günstige Aufnahme gefunden hatten.

Einen besonderen Cyklus aus den Königsdramen zu machen, habe ich nie für empfehlenswerth erachtet. Solch' eine gleichmäßige Reihe von Verschwörungen, Schlachten und Mordthaten aus einer fremden Geschichte, die man in England selbst nicht zu veranstalten wagt, bietet kein wahres dramatisches Genüge für

unser Publicum. Wenn aber dies Genüge künstlich erzwungen wird, so daß auch der Uninteressirte scheinbar zustimmen muß, um nur nicht für ungebildet zu gelten, so schadet das dem Interesse am Theater eher, als daß es ihm nützte, weil dann der einfache Mann zu der Meinung gedrängt wird: man finde im Theater nur noch ein saures Vergnügen. Nicht davon zu reden, daß die ununterbrochene Folge solch' einer Reihe von schwierigen Stücken die ganze Thätigkeit eines Theaters Monate lang in Anspruch nimmt, das Repertoire des Theaters schwer eintönig macht und doch keine Repertoirestücke einbringt, weil die Wiederholung immer wieder eine zeitraubende Staatsaction, also dem übrigen Repertoire eine verderbliche Action wird.

Es ist eben doch ein großer Unterschied, die großartige dichterische Kraft Shakespeare's so einzuführen, daß sie in unserm Publicum mit steigendem und überzeugtem Wohlgefallen aufgenommen wird, oder sie massenhaft in ihren unzugänglichsten Stücken unserm Publicum aufzudrängen, und sie dadurch einem einleuchtenden Widerspruche auszusetzen.

Die Shakespeare-Doctrinäre mögen anderer Meinung sein. Das ist ja ihr Beruf. Ebenso die sonst unliterarischen Intendanten, welche plötzlich einmal literarisch bedeutend auftreten und eine doctrinäre Mode ausbeuten wollen. Aber die ehrlichen Verehrer des großen Dichters, welche dessen Gedeihen und das gleichzeitige Gedeihen unserer Bühne im Auge haben, können nicht erbaut sein von solch' einer Steeple-chase schwerster Reiterei.

Das französische Conversationsstück daneben zur Geltung zu bringen, war sehr leicht und war sehr geboten. Es war von lange her eine Lieblingsform des Burgtheater-Publicums. Das Wiener Publicum hat in seinen Neigungen sehr viel Verwandtschaft mit dem Pariser Publicum, viel mehr als irgend ein deutsches Publicum. Auch die Franzosen, welche in deutsche Städte kommen, fühlen sich nirgends so behaglich als in Wien, wären es auch nur die Pariser Kaffeehäuser, welche sie nur in Wien wiederfinden, und welche ihnen die Heimath nahe bringen.

Dabei vermissen sie gar nicht die Unzahl französischer Worte, welche in Norddeutschland hängen geblieben sind, wie „Etage, amüsiren, Passage“ und so weiter, und welche in Wien einfach deutsch klingen, wie „Stock, sich unterhalten, Durchgang“ und so weiter. Aber sie bemerken sofort den leichten Umgangston.

So erklärt sich's, daß ein lebhaftes Ensemble des Conversationsstückes von jeher am sorgfältigsten gepflegt worden war im Burgtheater. Dadurch ist das Publicum geschult worden, jegliche Feinheit in der Conversation rasch aufzufassen und vom Nüanciren einer kleinen Komödienhandlung erbaut zu sein, welche anderswo ungenügend erscheint.

Ich hatte noch die letzten Productionen Eugen Scribe's zur Verfügung, wie „Damenkrieg“, „Mein Stern“, „Feenhände“. Octave Feuillet, welcher dem deutschen Geschmacke nahe steht, brachte neue Stücke, der geistvolle Augier desgleichen, Alexander Dumas, der Sohn, schrieb Komödien wie „Le père prodigue“ und „La question d'argent“ ohne den Haut-goût französischer Licenz, und Sardou brachte Lustspiele wie „Die guten Freunde“ und „Der letzte Brief“. Indem ich zurückgriff auf ältere Stücke, welche unbeachtet geblieben waren, konnte ich meinem Publicum in jeder Saison eine interessante französische Composition bringen, und erhöhte dadurch die Anziehungskraft meines Repertoires in hohem Grade.

Das hat mir vielfach den Vorwurf zugezogen: ich bevorzugte übermäßig die französische Literatur, wenigstens ihre Komödie. Denn ihre Dramen habe ich stets unbeachtet gelassen.

Ich habe diesen Vorwurf immer thöricht gefunden. Er hätte vielleicht eine Berechtigung, wenn ich über die französischen die deutschen Dramatiker vernachlässigt hätte. Das kann aber kein ehrlicher Kritiker behaupten. Jedes deutsche brauchbare Stück war mir willkommen, willkommener als irgend ein fremdes. Aber wer mag denn verkennen, daß wir im eigentlichen Conversationsstücke nicht hinreichend produciren, und daß unserer Bühne eine Ergänzung durch die französische Komödie geradezu nöthig

ist! Ergänzen wir uns in ernster Poesie durch Shakespeare, warum sollen wir uns im leichten Genre der Komödie nicht auch durch französische Autoren ergänzen?

Was aber den Punkt der Immoralität betrifft, so bin ich darin immer vorsichtig gewesen, soweit diese Immoralität eine wirkliche war und nicht künstlich dafür ausgegeben wurde. Ja, ich bin strenger gewesen als meine Nachfolger waren, welche programmmäßig die Parole ausgaben: keine Franzosen mehr! Ein Stück von Feuillet zum Beispiele, „Julie" betitelt, hab' ich nicht gegeben, weil die Peripetie des Stückes in einer sinnlichen Hingebung wurzelt — die Liebhaberin opfert im Zwischenact ihre Unschuld dem Verführer — eine Hingebung, welche mich und unser Publicum stört. Ich gab es nicht, obwohl mir Feuillet einer der angenehmsten Franzosen ist. Nach meiner Zeit ist es im Burgtheater gegeben worden, und hat eben um jenes schwarzen Punktes willen nicht gefallen. Ebenso wenig hätte ich das garstige Stück „Fromont und Risler" zugelassen. Nach meiner Zeit ist es im Burgtheater aufgeführt worden.

Das Zetern gegen französische Stücke geht zumeist von deutschen Schriftstellern aus, deren Stücke nicht angenommen werden zur Aufführung, und von Kritikern, welche in kleinen Städten leben. Diese letzteren eifern auch nicht ohne Berechtigung. Viele französische Stücke wirken auf das Publicum in kleinen Städten anstößig, weil die Lebensanschauung dort enger ist. Der Kritiker empfindet den Uebelstand und verurtheilt ehrlich das ganze Genre. Sähe er das Stück inmitten des Publicums einer großen Stadt, welches viel mannigfaltiger ist, und welches schwierige moralische Vorgänge täglich neben sich erlebt und deshalb nicht fanatisch den Stab über kritische Fragen bricht, dann würde auch sein Urtheil anders lauten.

Dabei halte ich's, wie schon gesagt, nicht für vortheilhaft, wenn man in der Sittenfrage leichtfertig zustimmt und nicht vor diesem und jenem französischen Stücke warnt — nur muß das Kind nicht mit dem Bade ausgeschüttet werden.

Nun, das sieht ja so plan aus, diese Ansammlung von schauspielerischen Talenten, diese Ausbreitung des Repertoires! — und doch war es gar oft so uneben in dem langen Zeitraume, und doch war ich gar oft zweifelhaft, ob ich an solche Stelle gehörte, ob ich auf dem rechten Wege wäre!

Da pflegte ich gern unsern glücklichsten Dichter zu befragen, Wolfgang Goethe. Er war ja auch von der Schriftstellerei jählings in die Theaterdirection gerathen, und hatte so wenig wie ich daran gedacht, daß ihm eine solche Aufgabe — oder sagen wir solche Last — auf die Schultern fallen könnte.

Die ganze Wahrheit zu gestehen: der unbedingte Preis Goethe'scher Theaterdirection hat mir immer viel zu schaffen gemacht. Ich fand immer einen Bruch in der Preisrechnung; ich konnte nie über das große Examen hinweg, welchem sich die Weimar'sche Gesellschaft in Leipzig ausgesetzt hatte. Dieses Leipziger Gastspiel brachte die Grundsätze zu Tage, nach welchen Goethe seine Schauspieler gedrillt hatte. Gedrillt mußte man sagen. Er hat als eine Hauptsache die Stellungen vorgeschrieben, ja mit Kreidestrichen bezeichnet und bis auf Viertelwendungen durchgesetzt, in welchen der Schauspieler erscheinen und wechseln mußte. Nicht das Stück und dessen Bewegung war dafür maßgebend, nein! die stete Erscheinung vor dem Publicum war Eins und Alles. Nur von vorn gesehene Bilder zu zeigen war der Zweck. Bildende Kunst, welche ja Goethe so nahe lag, war die Grundlage für die Schauspieler. Durchaus nicht dramatische Kunst. Und dazu werthlose Stücke wie Schlegel's „Jon", deren Werthlosigkeit er damit entschuldigte: Wir haben doch sublime Versmaaße zu Gehör gebracht!

Diese wunderlichen Dinge sind zum ersten Male beim Leipziger Gastspiele der deutschen Welt geradezu denuncirt worden durch eine ausführliche, mit Ueberlegenheit geschriebene Kritik, während der olympische Herr in seinem Weimar jede nur irgendwie tadelnde Kritik verboten hatte. „Ich trete zurück," pflegte er ja zu sagen, „wenn Böttiger oder sonst Einer so dreist über uns schreiben darf!"

Und doch liest man seit fast einem Jahrhundert, daß von der Goethe'schen Theaterleitung in Weimar ein segensreicher classischer Einfluß auf die deutsche Bühne ausgegangen sei. Das kann doch eben nur von dem ernsten dogmatischen Sinne herrühren, welchen der große Dichter auf eine Kunst übertragen hat, in welcher er selbst sich als merkwürdiger und geistvoller Dilettant erwiesen, in welcher er vor Allem seinem malerischen Sinne dienen zu müssen glaubte. Denn wenn berühmte Gäste kamen, wie Iffland, da gefielen sie ihm doch vollständig, obwohl sie von seinen Schauspielvorschriften nicht ein Iota bethätigten. Da zeigte sich, daß er ein von seinen eigenen Theaterlehren ganz unabhängiger Mensch war, ein Poet, welcher sich jedem künstlerischen Reize unbefangen hingeben konnte.

Der günstige Ruf des Weimar'schen Theaters hat wohl auch seinen Hauptstempel durch Schiller erhalten. Dieser brachte seine großen Stücke vom „Wallenstein" angefangen auf Goethe's Theater zur ersten Aufführung, und Goethe überließ ihm die Insceneſetzung ganz und gar, obwohl Schiller keine Ader zeigte von der Lehre der Stellungen und vom Werthe sublimer Silbenmaaße, sondern sein größeres dramatisches Talent in den Proben frei walten ließ.

Aber trotz alledem und alledem blieb es mir doch ein Bedürfniß, als ich die Leitung eines großen Theaters ganz unvorbereitet übernommen, schleunigst nachzulesen, was der sonst so weise Wolfgang gelegentlich über die Aufgaben einer Theaterdirection geäußert. Gewiß höchst Beachtenswerthes, denn er besaß ja die große Eigenschaft, der höheren Entwickelung des Menschen nie in den Weg zu treten und immer wieder Neues aufzunehmen, auch wenn dieses Neue seiner eigenen früheren Meinung widersprach. Kam das nicht überall in Rede bei seiner wachsenden Bekanntschaft mit Schiller? Sollte es nicht auch in der Theaterfrage zur Rede gekommen sein? Ja wohl. Wie unbeschreiblich liebenswürdig gab er es thatsächlich zu, daß Schiller ihm überlegen wäre im dramatischen Fache! Seinen längst vor-

handenen und oft aufgeführten „Egmont" überließ er ihm zu dramatischer Verbesserung, und als der von Schiller veränderte „Egmont" in Weimar gegeben worden war, und die Hausfreunde, Riemer voran, ihn hetzten, sich so starke Aenderungen nicht gefallen zu lassen, da ließ er sie reden und reden, sagte endlich blos sein bekanntes „Nun, nun!" und — ließ Schiller's Egmontveränderungen unverändert bestehen.

Das Wichtigste, was er in alten Tagen über seine Theaterleitung gesagt, das findet sich in seinen Gesprächen mit Eckermann. Dort spricht er von den Schiller'schen Stücken, welche dieser selbst einstudirt habe, und welche „in ihrer ersten Glorie" auf dem Weimar'schen Theater aufgeführt worden, und fährt dann fort:

„Die Hauptsache war, daß der Großherzog mir die Hände durchaus frei ließ, und ich schalten und walten konnte, wie ich wollte. Ich sah nicht auf prächtige Decorationen und glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse — mir war jedes Genre recht, aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, Gräuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein- für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publicum damit zu verderben. Durch die guten Stücke aber hob ich die Schauspieler. Denn das Studium des Vortrefflichen und die fortwährende Ausübung des Vortrefflichen mußte nothwendig aus einem Menschen, den die Natur nicht im Stiche gelassen, etwas machen. Auch war ich mit den Schauspielern in beständiger persönlicher Berührung. Ich leitete die Leseproben, machte jedem seine Rolle deutlich, ich war bei der Hauptprobe gegenwärtig und besprach mit ihnen, wie etwas besser zu thun sei. Ich fehlte nicht bei den Vorstellungen, und bemerkte am andern Tage Alles, was mir nicht recht erschienen. Dadurch brachte ich sie in ihrer Kunst weiter. Aber ich suchte auch den ganzen Stand in der äußeren Achtung zu heben, indem ich die Besten und Hoffnungsvollsten in meine

Kreise zog und dadurch der Welt zeigte, daß ich sie eines geselligen Verkehrs mit mir werth achtete. Hierdurch geschah aber, daß auch die übrige Weimarer Gesellschaft hinter mir nicht zurückblieb, und daß Schauspieler und Schauspielerinnen in die besten Zirkel bald einen ehrenvollen Zutritt gewannen. Schiller verfuhr in demselben Sinne wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel; er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freute sich an dem, was gelungen, und besprach sich über das, was etwa das nächste Mal besser zu thun sei."

Wie mich das stärkte! Ich führte ja nicht blos die Leseprobe und die Hauptprobe, ich führte alle Proben. Und ich habe das achtzehn Jahre lang gethan, während welcher ich Director des Burgtheaters war.

Ich meine aber auch: das muß man, wenn man ein einheitliches Theater gestalten, wenn man die Stücke fördern, wenn man die guten Schauspieler unterstützen und die schwachen ausbilden will.

Man muß die Stücke wählen, und das ist eine schwere, undankbare Arbeit. Schwer, denn es werden alljährig zwischen drei- und vierhundert eingesendet, und von diesen sind kaum zwanzig brauchbar. Undankbar, denn man erntet von denen, welche man mit Mühe gelesen, aber unbrauchbar befunden hat, grollende Feindschaft. Man muß sie sorgsam besetzen und dabei doch immer Wagnisse bestehen, indem man jungen Talenten Rollen anvertraut, welche ihnen Niemand zutraut. Unterläßt man das, so hat man nach einigen Jahren nur noch einen absterbenden Stamm anerkannter Schauspieler. Man muß ferner alle Stücke selbst in Scene setzen und ihnen eine aufmerksame Thätigkeit widmen, als ob es eigene, mühsam geborene Stücke wären. Und man muß endlich auch Wiederholungen dieser Stücke aufmerksam ansehen, damit nicht Unterlassungen oder Ausschweifungen einreißen.

Dies sind die Hauptaufgaben eines Theaterdirectors, alles Sonstige ist Nebensache. Diesem Sonstigen kann man nur noch obliegen, soweit das Obige Zeit übrig läßt.

Aber, verehrungswürdiger Wolfgang Goethe, welch' ein schweres Wort hast du da leichthin eingeflochten gegen Eckermann, welch' ein verhängnißvolles! „Ich sah nicht," hast du gesagt, „auf prächtige Decorationen und glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke." —

Das hab' ich kleiner Gesell in deinem großen Sinne standhaft eingehalten, aber das ist mir übel bekommen. Dafür bin ich arg geschmäht worden, denn das ist nicht mehr Mode. Ausstattung, nur Ausstattung! ist die herrschende Parole geworden, und man verlangt sie nicht nur in Landschaft und origineller Architektur, man verlangt sie auch im Haushalt, im einfachen Zimmer. Es ist eine Tapezier-Dramaturgie entstanden, welche das Motto führt: Eher zu viel als zu wenig.

Der Opernluxus, welcher früher den bescheidenen Reiz des Schauspiels gefahrdrohend in Schatten stellte, er ist ins Schauspiel selbst übergegangen, und der Wahn classischer Zeit in Weimar: die Phantasie des Theaterpublicums sei in Anspruch zu nehmen, und der poetische Sinn dürfe nicht abgelenkt werden auf Aeußerlichkeiten und Nebensachen — dieser Wahn ist eben für einen Wahn erklärt worden, und zwar für einen ärmlichen Wahn. Die Staffage hat sich zur Hauptsache des dramatischen Gebildes emporgearbeitet. Das Passende der Ausstattung genügt nicht mehr, es ist verdrängt durch das Luxuriöse, durch das Ueberflüssige.

Verdrängt wird freilich damit auch der gesammelte Sinn des Publicums, welches mehr Zuschauer als Zuhörer werden muß. Das Wort des Dichters wird überhört in den Zerstreuungen, welche dem Auge geboten werden.

Ich läugne übrigens nicht, daß ich im Punkte der Ausstattung wirklich gesündigt haben mag während meiner Directionsführung. Der „König Philipp" hatte recht verschlissene Gemächer,

und ich wäre wohl verpflichtet gewesen, ihm bessere Tapeten und bessere Möbel anzuschaffen. Aber das Publicum war damals ganz à la Goethe, es begnügte sich gerne mit dem dürftigen spanischen Hausrathe, es war ihm mehr um's Hören der Schiller-schen Verse zu thun.

Ja, ich gestehe offenherzig, daß Sparsamkeit in dieser Richtung ein lähmendes Wort bei mir sprach, und daß ich lieber Geld ausgab für einen guten Schauspieler als für eine schöne Decoration.

Ich tadle mich ganz ehrlich selbst darüber, daß ich zu unaufmerksam war und bin für den äußerlichen Schimmer der Scene. Unaufmerksam bis zur Fehlerhaftigkeit. Denn mein eigenes Princip heißt: passende, dem Sinne der Scene angemessene Ausstattung. Und diesem Principe bin ich nicht immer gerecht geworden. Mea culpa, mea maxima culpa!

Aber den principiell gesuchten scenischen Luxus und die Tapezier-Dramaturgie halte ich für eine Schädigung des Dramas. Sie führen, meines Erachtens, zur Verflüchtigung des Antheils, welchen das Publicum der Dichtung widmen soll, sie führen zum Verfalle des Schauspiels.

19.

Nur Sonntags durfte im Burgtheater nicht probirt werden. Wenn man nun aber jeden Tag von zehn bis zwei Uhr probiren und auf dem Bureau regieren, dann zwei Stunden im Prater umhergehen, dann zwei Stunden Besuch empfangen, und endlich des Abends im Theater zuschauen oder zu Hause Manuscripte lesen muß — wird man da nicht allmälig ein beschränktes Menschenkind? Ein bornirtes, wie man zu sagen pflegt? Oder wenigstens ein einseitiges Geschöpf, welches nur immer nach einer Richtung blickt?

Doch nicht. Die dramatische Kunst hat es ja mit allen möglichen Charakteren und Zuständen zu thun und erhält den Geist in mannigfaltiger Bewegung. Unser Hirn ist ja auch so wunderbar eingerichtet, daß es an den verschiedensten Gegenständen theilnehmen kann, und ein Theaterdirector kommt ja — denn Jedermann will was von ihm — mit allen Menschengattungen in Berührung.

Kurz, ich behielt doch Zeit und Fähigkeit übrig, um täglich die wichtigsten Zeitungen zu lesen — jeden Abend im Bett regelmäßig noch zum Schluß die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ — und Partei zu nehmen wie ein ganz freier Mensch. Sogar gute neue Bücher versagte ich mir nicht ganz, und das Hirn blieb Gott sei Dank! bereit zu neuer Aufnahme.

Bei den Proben gibt man zwar täglich, wenn auch in kleiner Münze, geistiges Vermögen aus und verarmt sich dadurch — aber nein! das Hirn verarmt nur, wenn man's in Unthätigkeit verharren läßt. Ich blieb noch im Stande, zu schriftstellern. Die Morgenstunde von neun bis zehn vor der Probe war dazu bestimmt. Ich schrieb noch Stücke, schrieb den „Grafen Essex“, „Cato von Eisen“, den „Statthalter von Bengalen“, und schrieb einen Roman, den „Deutschen Krieg“, welcher den ganzen dreißigjährigen Krieg umfassen, also eine Reihe von Bänden ausfüllen sollte. Es wurden denn auch neun Bände.

Als ich darin schon eine gute Strecke vorgerückt war, begegnete ich auf dem Glacis einem merkwürdigen Manne. Auf dem Glacis, denn damals war die Stadt noch von einem Walle umgeben, welcher Bastei hieß, und welcher im Norden vom Donaukanale, nach den übrigen Richtungen aber von einer breiten Fläche umgeben war. Da boten dürftige Baumreihen und ein großer Paradeplatz ohne Schatten, aber mit reichlichem Staube einen Aushilfsspaziergang, wenn die Zeit für den Prater nicht zureichte. Der Weg auf den Basteien war sogar sehr hübsch, weil er schöne Aussicht bot auf den Wienerwald, ja bei heller Luft sogar den Anfang der Alpen, den Schneeberg sehen ließ.

Jener merkwürdige Mann war August Zang, der Herausgeber und Chefredacteur der „Presse", desjenigen Oppositionsjournals, welches sich aus der Revolutions- und Reactionszeit herausgearbeitet hatte zu einer Zeitung großen Stils. Während des Wiener Belagerungsstandes hatte er sie nach Brünn geflüchtet, und sie erst in ruhiger Zeit wieder in Wien zu großer Geltung gebracht. Dieser kleine Mann mit großen Augen war ein sehr speculativer Kopf. Als solcher fragte er mich, ob ich ihm nicht für das Feuilleton seiner „Presse" einen eigenthümlichen Roman schreiben könnte.

„Ich schreibe einen Roman," antwortete ich, „aber er spielt großentheils in Oesterreich, und Sie können ihn erst abdrucken, wenn Oesterreich eine Verfassung hat."

Er sah mich groß an, und fragte nach einer Pause: „Wann also?"

„In einem Jahre" erwiderte ich.

„Sie glauben —?"

„Ich glaube."

Die österreichische Regierung hatte, wie schon erwähnt, Anfangs der Fünfziger Jahre das Geschenk der Achtundvierziger Revolution verscherzt. Dies Geschenk bestand darin, daß sie all' ihre Länder, Ungarn eingeschlossen, zur freien Verfügung hatte. Sogar die Form einer gemeinschaftlichen Verfassung war in ihren Händen. Sie konnte mit einigen Zugeständnissen eine einheitliche constitutionelle Monarchie ausbauen.

Kurzsichtige Reaction, welche über zornige Rachegedanken nicht hinaus blicken konnte, hatte das Geschenk verscherzt, und hatte naturgemäß dafür tief gehende und weit verbreitete Unzufriedenheit der Bevölkerung geerntet. Selbst die geniale Verwaltung und Schaffung, welche Bach in Ungarn einführte, wurde mit Feindseligkeit aufgenommen, obwohl sie das Beste war, was Ungarn aus eigenem Antriebe je unternommen hatte und seither unternommen hat. Die Ungarn bekämpften und verachteten diese Wohlthaten der „Bachhusaren", weil sie ihnen aufgedrungen

wurden. Und neben Ungarn quoll überall das Verlangen nach Verfassung hervor.

Nirgends äußerte man das so deutlich wie im Theater. Bis auf die kleinsten Nüancen trat da aus dem Publicum Zustimmung oder Verwerfung des Staatsgedankens heraus.

Da erlebte ich denn etwas, was ich Anfangs gar nicht begreifen konnte. Wir führten in Italien Krieg gegen den französischen Kaiser Napoleon III. Ich war Feuer und Flamme für das Besiegen Napoleons, da hörte ich mit Erstaunen rings um mich her: Ein Glück wäre unser Sieg nicht, denn wenn wir siegen, dann giebt's noch auf lange hin keine Verfassung für uns.

Das hielt ich für ein entsetzliches Zeichen.

Die ungenügende Führung eines prächtigen Heeres machte dem mittelmäßigen Mac Mahon den Sieg bei Magenta möglich, welcher uns so leicht möglich gewesen wäre, und so ging es im Unglücke weiter, obwohl jeder Kriegskundige nachweisen konnte, daß wir alle Mittel in Händen hatten, den Feind zu besiegen.

Die Folgen dieser Niederlagen waren wirklich die Geburtswehen einer Verfassung.

Mein Roman konnte nun in Druck gegeben werden, und die Censur meiner Theaterstücke milderte sich. Es blieb überhaupt Jahre lang im Burgtheater Alles in gutem Gange, und das Publicum wie die Behörde schienen zufrieden zu sein.

Da erkrankte mein Chef, Graf Lanckoronsky, und starb.

Fürst Vincenz Auersperg trat an seine Stelle, ein sehr wohlwollender, liebenswürdiger Herr, viel leichter und freundlicher im Verkehr als mein verstorbener Chef.

Und doch wurde ich bald inne, daß mir mein alter, strenger, oft schwer verdrießlicher Tory fehlte. Er hatte mich berufen, das Gedeihen des Theaters unter meiner Leitung war also die Anerkennung seiner Wahl. Er hatte die Instruction, welche ich für mein Amt mit ihm pactirt hatte, ganz loyal inne gehalten, und er hatte — was unschätzbar war — die Schauspieler mit ihren nie und nirgends versiegenden Klagen niemals zu sich herangelassen.

Das wurde jetzt anders. Mein neuer Chef, ein warmer Freund des Burgtheaters, liebte die alten Mitglieder, und hörte auf ihre Klagen, daß sie Macht und Rollen verloren hätten. Löwe namentlich, ein sehr ehrgeiziger und heftiger Mann, bestürmte ihn um Rollen. Natürlich in veralteten Stücken wie „Isidor und Olga" von Raupach. Ich erklärte, es sei ein Zeitverlust, solche Stücke wieder einzustudiren, denn sie machten keine günstige Wirkung mehr.

Um aber Frieden zu haben, gab ich nach, und Löwe fiel durch sammt „Isidor und Olga". Bekehrt wurde er aber natürlich dadurch nicht, und außerdem nahm mein neuer Chef die Initiative für Neu-Engagements, welchen ich nicht zustimmen konnte, und es kam zu Erörterungen über meine Instruction, welche ihm nicht gefielen. Ich begriff das und bot ihm meine Entlassung an. Die wünschte er nicht, und das ganze Verhältniß wurde schwierig, erhielt sich jedoch aufrecht durch seine Leutseligkeit, welche den eigentlichen Bruch vermeiden wollte.

Unter diesen Umständen reiste ich 1867 nach Paris zur Ausstellung. Bei der Feier derselben im Industriepalaste hatte mich der Zufall neben einen Herrn gebracht, welchen Napoleon III. auszeichnete. Er blieb auf dem Rundgange mit seiner Frau Eugenie bei diesem Herrn stehen und unterhielt sich längere Zeit mit ihm. Also dicht bei mir, so daß ich die ganze Unterredung, während welcher sich die Kaiserin langweilen mochte, anhören konnte. Ich hatte schon einmal zugesehen, wie er geduldig ausharrte, während sie fort wollte. Das war in Salzburg, wo wir Halm's „Wildfeuer" vor ihm aufführten. Er sah und hörte zu wie ein Landmann, der selten in's Theater kommt, nun aber, da er einmal da ist, jedes Wort hören und behalten will. Die arme Kaiserin, welche nicht deutsch verstand, war übel daran und schien ihn mehrmals zum Aufbruche zu mahnen. Er machte mit dem Arme eine ablehnende Bewegung, sie ging, und er blieb bis zum letzten Worte sitzen. Er hatte freilich den Vortheil, deutsch ganz vollständig zu verstehen. Damals schon hatte er mir den Ein-

druck gemacht, daß er sehr ruhigen Temperamentes und von gesammelter Aufmerksamkeit wäre. Jetzt bestätigte sich das; er sprach wie ein tief ruhiger Mann, langsam und wenig, und hörte aufmerksam zu. Mich frappirte seine schreiende Aehnlichkeit mit dem Wiener Opernsänger Draxler, und ich erinnerte mich der Schilderung, welche mir Fürst Pückler gemacht hatte von dem Vater des kleinen Louis, von jenem holländischen Admiral. Als ich nach Beweisen fragte, hatte mich Pückler damals ausgelacht mit dem Bemerken: das steht außer jedem Zweifel; es braucht dazu nicht einmal der Fischaugen und des Phlegmas, welches ihm der Holländer vererbt hat.

Als ich Abends in meine Wohnung kam, fand ich eine Depesche, welche mir den Tod meines Chefs, des Fürsten Vincenz Auersperg anzeigte.

Einige Tage später wurde mir mitgetheilt, daß Graf Crenneville, der erste Adjutant des Kaisers Oberstkämmerer geworden, daß er aber die mit diesem Hofamte bisher verbundene oberste Direction der Hoftheater abgelehnt habe. Deshalb sei diese oberste Direction dem ersten Obersthofmeister Fürsten Hohenlohe übertragen worden. Selbiger aber scheine den unmittelbaren Verkehr mit den Theatern nicht zu wünschen, und habe einen Intendanten eingesetzt zwischen sich und dem artistischen Director. Dieser sei Baron Münch, als dramatischer Schriftsteller bekannt unter dem Namen Friedrich Halm.

Ich übersah nicht gleich, was dies für Consequenzen haben könnte, und freute mich, nun einen Vorstand zu finden, welcher ein literarisch durchgebildeter Mann, ein dramatischer Dichter und außerdem mein langjähriger Freund war.

In dieser Täuschung fuhr ich nach Carlsbad, und schrieb von dort an Baron Münch, daß ich sehr erbaut davon wäre, ihn zum Vorgesetzten zu erhalten.

Er antwortete, daß ihm meine Freude sehr angenehm wäre, setzte aber in etwas dunklen Worten hinzu, daß er hoffe, wir würden uns wohl über den Geschäftsgang einigen.

Nach Wien zurückkehrend, erfuhr ich denn zu meinem Schrecken, daß diese dunklen Worte den Sinn verschleierten: er müße mir die Vollmachten entziehen, welche ich laut meiner Instruction achtzehn Jahre gehabt hätte. Ich müßte nämlich nicht nur das Recht aufgeben, auf ein Jahr zu engagiren, sondern auch das Recht, die Rollen zu besetzen.

Also gerade die beiden Rechte, zu deren Erlangung gerade er vor achtzehn Jahren mich gedrängt hatte mit dem Bemerken: ohne diese beiden Rechte kann ein Director nichts bewirken.

Das war einfach eine Degradation, ein Bruch meiner Instruction.

Da man eine pactirte Instruction doch nicht so beiläufig brechen kann, so mußte ich das für eine umhüllte Entlassung ansehen, und ich beeilte mich, dieser indirecten Aufforderung entgegen zu kommen: ich erbat mir meine officielle Entlassung.

Im Gegentheil! lautete die Erwiderung. Man sei mit dem Stande des Theaters und mit meiner Leitung zufrieden, und wünsche, daß ich mein Amt als Director fortführen möge.

Ich war nun aber nicht dieser Ansicht, ich hielt diese Degradation, diese Beseitigung meiner Instruction für eine Auflösung meines Amtes, und bestand auf meinem Entlassungsgesuche.

Auch abgesehen von meiner Instruction und von der dabei in Rede kommenden Rechtsfrage schien es mir absolut unmöglich, ein Theater mit Erfolg zu leiten, bei welchem ich als Director die Rollen der Schauspieler nicht zu besetzen hätte.

Umsonst setzte ich mündlich dem Baron Münch namentlich diesen Punkt der Rollenbesetzung auseinander, umsonst erinnerte ich ihn daran, daß er mir ja selbst vor achtzehn Jahren gerathen, unerschütterlich gerade auf diesem Punkte zu bestehen, umsonst. Er war offenbar durch zwei ihm eng befreundete Schauspieler gedrängt worden, sich die Einsprache in die Rollenbesetzung vorzubehalten.

Die Wiederholung meines Entlassungsgesuchs wurde nun bewilligt, und es wurde mir für achtzehnjährigen Dienst eine

Pensionssumme angewiesen, gerade so groß, wie für meinen Nachfolger, welcher nach anderthalbjährigem Dienste entlassen wurde.

„Dank vom Hause Oesterreich!" riefen meine entrüsteten Schauspieler, welche für Alles classische Citate brauchen, um mit großen Worten zu übertreiben. Das „Haus Oesterreich" hatte damit gar nichts zu thun, daß ein unnöthiger Intendant eingeschoben wurde, sondern hat mir immer Wohlwollen erwiesen.

Das Publicum demonstrirte für mich auf alle ersinnliche Weise, und ich selbst ließ mich vom Zorne verleiten, meine Sache in der Neuen Freien Presse scharf zu führen, und Kritiken zu schreiben. Das hat man mit Recht getadelt, denn ich habe da nicht ohne Animosität geschrieben.

Zufällig hatte ich ein neues Stück fertig, „Die bösen Zungen", und ließ es im Theater an der Wien aufführen. Die Besucher der ersten Vorstellung waren größtentheils Besucher des Burgtheaters, und die Demonstrationen waren unzweideutig.

Kurz, ich konnte mir einbilden, die Bevölkerung Wiens sähe mich ungern scheiden aus meiner Directionsführung des Burgtheaters. Die uns allen innewohnende Selbstliebe mag mir da wohl geschmeichelt haben.

Die Hauptfrage für mich war: Was nun? Ich war einundsechzig Jahre alt, und also kaum noch berufen, große Sprünge zu machen. Mit dem Theater wollte ich jedenfalls nicht mehr zu thun haben, und wies zahlreiche Anträge ab. Ich besann mich darauf, daß ich ja ohne meinen Wunsch in diese aufregende Laufbahn gerathen war, und daß ich also naturgemäß wieder werden sollte was ich vorher gewesen, das heißt: Schriftsteller.

In Wien blieb ich, weil mir der Ort eine liebe Heimat geworden. Nicht blos durch die große Freundlichkeit, welche mir das Wiener Publicum so lange geschenkt hatte, sondern auch weil mir Alles in dieser Stadt sympathisch geworden, weil mir selbst der österreichische Staat und dessen schwierige Entwickelung ein starkes Interesse erweckt hatte.

So schrieb ich denn was mir zunächst lag: eine Geschichte des Burgtheaters unter dem Titel „Das Burgtheater, ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte".

Darin konnte ich ja alle dramaturgischen Erlebnisse und Erfahrungen zu öffentlicher Rede bringen, und konnte für das deutsche Theater ein Gedenkbuch bieten, aus welchem Lehren erwachsen, und Fehler aufgedeckt werden könnten, welche ich selbst begangen oder welche in unserm deutschen Wesen verborgen lägen.

Mein Zorn über die Art meines Austrittes verrauchte bald, und ich schrieb so aufrichtig und sanft, als es mit meiner etwas galligen Natur erreichbar war. Alle Anzeichen sprachen auch dafür, so bald das Buch in Verbreitung kam, daß es den Freunden deutscher Bühne nicht unwillkommen war.

Ich war allmählig ein ruhiger Privatmann geworden, welcher nur nach weiteren literarischen Plänen ausschaute, und als solcher kam ich das nächste Jahr 1868 wieder nach Carlsbad, ein stiller Kurgast, welchem die Theaterwirthschaft mit ihren Stürmen, Aengsten und Aergernissen fern, fern ablag. Da begegnete ich auf der alten Wiese einem frischen Theaterdirector, welcher mir als ein geist- und geschmackvoller Mann bekannt war. Es war Herr von Witte, der Director des Leipziger Stadttheaters, welchem es bei seiner Direction sehr wohl erging.

„Ja, es geht mir finanziell sehr gut," rief er, „aber ich habe einen Zahn auf die Leipziger, welche ihr Theater von unruhigen Köpfen, und namentlich von Neidhammeln mißhandeln lassen. Deshalb will ich zurücktreten, und will mich rächen." — Rächen? — „Ja, wie ein Edelmann will ich mich rächen, indem ich den Leipzigern einen Director aufnöthige, den ich für einen guten halte — und das sind Sie!"

Es klang kaum ernsthaft, denn er machte im schönen neuen Hause wirklich gute Geschäfte, und er war ein noch ganz rüstiger Lebemann.

Und doch war es ihm ganz Ernst zu meinem Erstaunen.

Meine Frau war sehr erschrocken über den Vorschlag: ein neues Theater zu übernehmen auf eigene Rechnung! Auf eigene Rechnung! Von meiner Rechnenkunst hatte sie eine sehr geringe Meinung. Sie war nie erbaut gewesen von dem intimen Theaterverkehre, welchem ich anheim gefallen, und nun wieder in dies Tohuwabohu hineingerathen, und dabei gar unser kleines Vermögen aufs Spiel setzen — o nein!

Ich selbst war ganz verblüfft. Die Geldfrage, das wußte ich, war zweifellos günstig. Aber wer kann beim Theater auf gleichmäßige Dauer zählen! Theater ist Wetter; das Wetter aber wechselt unberechenbar.

Und meine Zufriedenheit, daß ich endlich heraus gemaßregelt sei aus diesem täglichen Tumulte? Was sagte sie dazu?

Sie schwieg eigensinnig. Wohl aber stiegen die Bilder wieder vor mir auf, die Bilder: in dieser Form schaffen zu können, oder in jener Form! Schaffen, schaffen, das Grundelement eines Menschen, welcher als Schriftsteller ein für allemall hinaus getreten ist auf den offenen Markt! Hat sich einmal die Phantasie als eine Hauptkraft hervorgedrängt, und sich allmählig als Lebenspuls in einem Menschen geltend gemacht, so entrinnt er diesem Drange nicht mehr, bis sein Lebenspuls überhaupt stille steht.

So erging es mir, und so kam ich als Pächter und Director des Stadttheaters nach Leipzig.

Ich kannte ja die Stadt, in welcher ich lange gewohnt, und doch wie anders trat sie mir entgegen, als ich sie vom Gesichtspunkte des Theaterdirectors anschauen mußte! Welch' ein Unterschied zwischen dem Wiener Theaterpublicum und dem Leipziger! In Wien Leichtlebigkeit und demgemäß Behagen an heiterer Comödie, wohl aber Rückhalt und zögernde, nicht zahlreiche Hingebung an schwer wiegendem Ernst. Im protestantischen Leipzig aber Mißtrauen gegen moderne Stoffe, welche es leicht nehmen mit der sittlichen Frage, dagegen dauerndes Interesse für schwere Stoffe unter unbedingter Anerkennung literarischer Autoritäten. Ein shakespearesches Stück ist in Leipzig durch die Flagge un-

bedingt gedeckt, in Wien ist die Flagge auch respectirt, aber man behält sich vor, zu entscheiden, ob sie eine annehmbare Ladung bringe.

Bei dieser Grundstimmung war das französische Conversationsstück nur in strengster Auswahl zu brauchen, und ich mußte des Repertoir ganz anders wählen, als ich dies von Wien her gewohnt war.

Trotz glänzenden Anfangs ging es in der ersten Zeit schwer und zäh, ehe ich mein Personal vervollständigt und ausgebildet hatte.

Was Ausbildung vermag, habe ich nirgends so deutlich erfahren als in Leipzig. Das viel bestrittene Amt eines Vortragsmeisters hat mir dort treffliche Dienste geleistet. Strakosch entwickelte mir junge Schauspieler so erfolgreich, daß selbst solche, welche ich in geringschätzigem Rufe und von den Leipzigern zurückgewiesene vorgefunden, denselben Leipzigern wie neue Menschen vorkamen. Ich hatte noch, ehe ich Wien verließ, den Schiller'schen Demetrius-Anfang fortgesetzt, und zum Abschlusse eines ganzen Stückes ausgeführt, um den prächtigen Schiller'schen Torso unserer Bühne zu erhalten, und hatte die Hauptrolle, den Demetrius selbst, einem Schauspieler anvertrauen müssen, welcher bei dem Leipziger Publicum in durchaus unzureichendem Ansehen stand. Strakosch hatte die schwierige Rolle vier Wochen lang sorgfältig mit ihm vorbereitet, und derselbe bis zur ersten Aufführung des Demetrius unbeliebte Schauspieler machte vollständiges Glück, und erschien den Leipzigern wie ein ganz anderer Mensch. Denselben Erfolg hatte Strakosch mit einem jungen Schauspieler, Kahle, welchem er alte Rollen stärksten Calibers, wie König Lear, einstudirt hatte, so daß der junge Mann bei meinem Abgange sofort ins Berliner Hoftheater berufen wurde für dies große Fach.

Ich muß hier des Zusammenhanges halber Manches kurz wieder berühren, was ich des Breiteren in meinem Buche, „Das norddeutsche Theater" ausführlich geschildert habe. Wer diese Ausführlichkeit brauchen kann, der findet sie dort.

Trotz des glücklichsten Anfangs mit Demetrius ging es, wie schon gesagt, eine zeitlang recht mittelmäßig mit meinem neuen Theater, weil eben die Ausbildung des neuen Personals Zeit erforderte. Da brach endlich das Eis des Zweifels mit einer Vorstellung der „Minna von Barnhelm", welche ungemein gefiel. Die Autoritätsflagge! Wenn aber einer solchen Autorität wie Lessing, der noch dazu ein halber Leipziger, genügt werden konnte auf dem Leipziger Stadttheater, dann durfte der Direction Vertrauen entgegengebracht werden. Und das wurde mir von da an in reichlichem Maße geschenkt.

Die Oper kam mir zu Hilfe. Für die Oper waren die Leipziger, welche in ihren Gewandhausconcerten von jeher die Musik streng cultiviren, sehr anspruchsvoll, und ich hatte das Vorurtheil gegen mich, als bisheriger bloßer Schauspielführer den Opernansprüchen nicht gerecht werden zu können. Als ich nun gerade darin das gute Glück hatte, ausgezeichnete Sänger und Sängerinnen zu engagiren, da war das Wohlwollen des Publicums gesichert.

Es war dies nur gutes Glück, und ich hatte wenig Verdienst dabei. Ich mußte mich ja ganz auf das Urtheil meiner Capellmeister verlassen bei der Wahl der Sänger und Sängerinnen. Ich konnte nur rasch zugreifen und gegen Widerspruch festhalten, wenn ein Talent zu gewinnen war, und ich konnte mich nur allenfalls um die Proben kümmern. Zum ersten Male Opernproben! Es genirte mich dabei nichts so sehr, als daß jedes singende Persönchen und auch der blöde Chor immer den Capellmeister sehen mußte, das Drama mochte die Spielenden noch so sehr anders wohin nöthigen. Goethe's „Stellungen" sind da wirklich hilfreich, und diese Nöthigung vereitelte mir oft das scenische Arrangement.

Im Ganzen gedieh das Theater und meine Casse. Letzteres, erzählte man mir, erregte immer Neid, und erzeugt Widersacher gerade so gut wie ein schlechtes Theater. Da blieb mir's denn — wenn auch nur einmal — nicht erspart, einen Theaterlärm zu bestehen, und ich mußte von der Bühne aus kategorisch fragen:

ob man mit der Leitung des Theaters unzufrieden wäre? — Nein! Nein! antwortete das ganze Haus, und der Spuk war zu Ende.

Aber solches Gerichtsverfahren war mir doch sehr zuwider. Ich erinnerte mich auch Schröders, der in Hamburg oft dazu genöthigt wurde, und sich bitterlich darüber beklagt. Es scheint, daß Städte wie Leipzig, Hamburg und Frankfurt solchem Scherbengerichte herkömmlich ausgesetzt sind, was der Würde eines Kunstinstitutes nicht zum Vortheile dient.

Zum Aerger über solche Möglichkeiten kam ein zweites Mißverhältniß. Das populärste Blatt der Stadt, das Tageblatt, hatte einen dramatischen Schriftsteller zum Kritikus, und der konnte in diesem populären Blatte, welches vom Hausherrn und der Hausfrau bis zum Stiefelputzer und der Köchin studirt wurde, Regen und Sonnenschein machen für das Theater. Wenn ich seine schwachen Stücke aufführte, und durch leere Häuser mein Geld dabei verlor, da schien im Tageblatte die Sonne. Wenn ich sie der leeren Häuser wegen absetzte, oder sie überhaupt nicht gab, da regnete es in Strömen.

Das muß man sich gefallen lassen, so lange das Publicum nicht mit verregnet wird, sondern unbefangen bleibt. Ich erlebte indeß, daß diese Unbefangenheit in kaum glaublicher Weise durch das populäre Blatt zerstört werden konnte. Wir hatten Wilhelm Tell gegeben und einen außerordentlich günstigen Erfolg errungen. Die ganze Stadt sprach Tags darauf von diesem Erfolge, und alle Blätter bestätigten ihn. Nur das Tageblatt schwieg. Der Kritikus war in der Regenperiode. Erst drei Tage später brachte er seine Kritik, welche den Erfolg schlankweg abläugnete. Dann bewies er durch raffinirten Tadel, daß solche Aufführung auch gar keinen Erfolg hätte haben können, — und das Publicum glaubte dem Tageblatte. Wo ich anfragte antworteten mir dieselben Leute mit Achselzucken, welche vor drei Tagen von Lob übergeflossen waren — die Wiederholung des Wilhelm Tell brachte schwaches Haus.

Das Tageblatt machte also wirklich Regen und Sonnenschein für das Theater, und da es ein officielles Organ war, konnte mir nur der Bürgermeister beistehen, eine ehrliche Kritik in demselben herzustellen. Der Bürgermeister aber, sonst ein alter Freund, war gegen mich. Dem Wunsche seiner Frau zuwider, hatte ich einen süßen, lyrischen Tenor ohne Engagement ziehen lassen, und der Bürgermeister selbst war von früher gewohnt, den Theaterdirector zu dirigiren. Das war nicht mein Geschmack, und er vergalt mein Widerstreben mit unterirdischem Widerstande, für welchem nichts so geeignet war als die Kritik im Tageblatte.

Das ermüdete mich, obwohl es trotz alledem gut ging mit dem Theater. Ich verfiel in meinen alten Fehler: mich leicht verstimmen zu lassen.

Dazu kam ein künstlerischer Wurm, der fortwährend an mir nagte: die Schwierigkeit, ja fast die Unmöglichkeit, geistvolle moderne Conversationsstücke zu voller Geltung zu bringen.

Ich schob es auf das nicht vollgliedrige Publicum einer Handelsstadt. Der Luxus ist da nicht genügend vertreten. Es fehlt der zahlreiche Officiersstand, es fehlt der leichte Lebemann, der Müßiggänger, es fehlt der geistvolle Mann mit reicher Erfahrung, welcher die Wandlungen im Leben und in den Menschen mit poetischer Ruhe, ja mit Behagen anschaut. Mit einem Worte: die große Stadt fehlte mir, welche alle Sorten von Menschen in sich hegt, wo man auch für dreistes Schauspiel und Lustspiel ein wißbegieriges, von keinem Vorurtheil befangenes Publicum findet.

Ich könnte mich mit einem Theater nicht begnügen, welches für tragische Aufgaben kein hinreichendes Publicum besäße, ich langweile mich aber auch in einem Theater, wo die Entwickelung der heutigen Menschen nicht volle Theilnahme findet.

Die heutige Welt frisch darstellen zu können ist ja eine wichtige Aufgabe, und ist ein lebensvoller Reiz der Bühne. Verleidet man ihr diese Aufgabe und nimmt man ihr diesen Reiz, so verliert sie die Culturmacht, welche ihr zusteht. In England ist es so geworden: man hat keine Dichter mehr, welche die Gegenwart

führen und erweitern möchten, und so ist das englische Schauspiel erstorben. In Frankreich wird es übertrieben, das ist wahr, und man schafft da arge Tendenzen, welche nur im Kopfe des Dichters herumspuken. Aber man schafft auch Comödien, welche wahrhafte Lebensfragen weiter führen. Und nur durch solche Comödien wird das Theater schöpferisch. Die Uebertreibung versinkt, das gute Korn geht auf. Nicht nur das formelle Talent der Franzosen macht das französische Theater herrschsam in Europa, ebenso sehr thun es die erfinderischen Gedanken, welche die besseren französischen Comödien beleben.

Dies Alles, Verstimmung über Ungerechtigkeit und Langweile, weil mir das moderne Gebiet so eng zugeschnitten war, veranlaßte mich öfters zu dem Ausrufe: ich wollte, es nähme mir Jemand dies Theater ab!

Das war dem Bürgermeister zu Ohren gekommen, und er ließ mich sogleich durch einen Rathsherrn fragen: Ob das mein Ernst wäre?

Freilich ist es mein Ernst, antwortete ich.

Nichts konnte ihm willkommener sein, und denselben Abend noch berief er eine Versammlung der Stadtverordneten, um ihnen meinen Wunsch der Entlassung mitzutheilen. Diese waren sehr verwundert gewesen, aber wenn es mein Wunsch wäre — kurz, denselben Abend nach zehn Uhr hatte ich die Zuschrift: man würde meinen Wunsch gewähren, wenn ich auf demselben beharrte. Ich beharrte darauf, und so wurde ich wieder frei.

Meine Frau war äußerst erschrocken, denn das Geschäft ging vortrefflich, und sie schalt mich einen ungeduldigen Entlassungshelden. Sie hatte Recht, und sollte noch mehrmals erleben, daß sie mit ihrem Vorwurfe Recht hatte. Es fehlt mir leider wirklich die hinreichende Geduld, um in beschädigten Verhältnissen auszuhalten, bis die Schäden ausgebessert sind.

Ich that nun das Ungewöhnliche: ich spielte für meinen Nachfolger ruhig weiter, für einen Nachfolger, den noch Niemand kannte. Ich that's, um die Stadt und die Theatergesell-

schaft nicht durch plötzliches Aufhören der Theatervorstellungen zu schädigen, ich spielte als freiwilliger und unbesoldeter Stellvertreter eines Unbekannten.

Und der Unbekannte hatte Glück. Das Publicum nämlich, aufgeregt durch den unerwarteten Directionswechsel, strömte in's Theater und trotz schönster Sommerzeit im Jahre 1870 machte die Casse große Einnahmen. Um ein Beispiel anzuführen berichte ich: Mitten im Sommer studirte ich Shakespeare's „Coriolanus“ ein, und konnte die Aufführung desselben innerhalb einer Woche viermal vor vollem Hause wiederholen. In Wien habe ich dies Stück immer nur vor schwach besuchtem Hause aufführen können.

Dieser „Coriolanus“ war mein Schwanengesang in Leipzig. Um drei Viertel Zehn dankte ich dem Publicum für das ausdauernde Wohlwollen, welches mir erwiesen worden, und um Schlag Zehn saß ich im Eisenbahnwaggon nach Wien, um mir nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder eine Wohnung zu miethen.

20.

In meinen Abgang von Leipzig fielen die Blitze und Donnerschläge, welche aus Frankreich über unser Vaterland dahinfuhren. Die Kriegspforten öffneten sich.

Wie Leipzig sich dabei benahm, eine Handelsstadt, deren politischen Puls ich seit 1832, also seit fast vierzig Jahren kannte, und wie dieser Puls wechselte und wuchs, das ist immerhin bemerkenswerth.

Im Jahre 1832 saß ich an der table d'hôte des Hotel de Bavière neben Friedrich List, dem großen Nationalökonomen. Er kam aus Amerika und England, und seine nationalökonomischen

Gedanken wurden an dieser Wirthstafel wie Chimären angehört. Daß eine Eisenbahn nach Dresden gebaut werden und sich rentiren könnte, das galt für einfach lächerlich. Die Leipziger Stammgäste im oberen Fensterwinkel rechneten ihm mit überlegener Ruhe vor, wie wenig Passagiere wöchentlich mit Post- und Lohnkutschern nach Dresden reisten, und für dies kleine Häuflein eine Eisenbahn! Und als er erwiderte: diese kleine Zahl wird sich vertausendfachen, da zuckten sie die Achseln wie über einen Schwindelkopf, der keine Widerlegung verdiene.

Damals war Leipzig engsächsisch und Preußen war verhaßt.

Im Jahre 1848 entwickelte diese ruhige Kaufmannsstadt einen so ultrademokratischen Inhalt, daß sich Niemand mehr seines Eigenthums sicher fühlte. Kein Luxuswagen konnte sich mehr auf der Straße blicken lassen, und man vermied sorgfältig jedes Zeichen, daß man einiges Vermögen besäße.

Anno 1870 waren alle grellen Gegensätze verschwunden, Preußen war beliebt geworden, Hoch und Niedrig erhob sich gegen die freche Herausforderung Frankreichs. Das Land war von rentirenden Eisenbahnen durchkreuzt wie Belgien, und war einig darüber, Gut und Blut einzusetzen bis auf's Letzte gegen den Nationalfeind.

Ich gehe hier nicht bis auf 1880 herab, wo sich zeigte, daß die Zustände Anno 1848 einen tiefen Grund hatten, und daß Sachsen eine Hauptstätte der Socialdemokraten geworden. Ich gehe auch nicht näher darauf ein, daß dies kaufmännisch und gewerblich solide Sachsen bei großen geschichtlichen Wandlungen von der kirchlichen Reformation an immer auf der extremen Spitze anzutreffen ist. Ich will nur nachdrücklich betonen, daß die Kriegserklärung Anno 1870 in Leipzig eine zum Aeußersten entschlossene Bevölkerung fand.

Nach meiner Rückkehr von Wien wurde ich zu meiner tiefsten Genugthuung dessen inne, und ich schrieb dies ausführlich meinem Freunde Max Friedländer, dem Chefredacteur der „Neuen Freien Presse" mit dem Bemerken: er könne das nachdrücklich in

Oesterreich verkündigen, damit man dort Kenntniß davon nehme. Was ich in Deutschland ringsum vernähme, das ginge Alles da hinaus, daß der Krieg ein Nationalkrieg werden müßte, und daß er bis zum Aeußersten geführt werden würde. Oesterreich möge um Gotteswillen nicht an Vergeltung für 1866 denken, und nicht etwa den Franzosen zu Hilfe kommen.

Es ist dieser Brief wohl nur ein Scherflein geworden, aber ein Scherflein war es, daß damals die „Neue Freie Presse" eine so vielfach angefeindete deutsche Politik in Oesterreich verfocht, und siegreich verfocht gegen das starke Gelüst, für die Franzosen kriegerische Partei zu ergreifen.

Was für merkwürdige Erscheinungen bringt ein solcher Nationalkrieg, ein wirklich nationaler Krieg an den Tag! Ehe ich wieder nach Oesterreich übersiedelte ging ich zur Kur nach Carlsbad, und war dort als die ersten Siegesnachrichten unserer Heere eintrafen. Ich verkehrte wie herkömmlich mit Sabatier, dem französischen Literaten, welcher mit seiner trefflichen Gattin Ungher-Sabatier auch jedes Jahr nach Carlsbad kam. Gab es einen deutsch gesinnten Franzosen, so war es Sabatier, welcher unsere Classiker mit vollständiger Kenntniß, mit liebevoller Sorgfalt in's Französische übertrug, und unserer literarischen Entwickelung folgte wie ein treuer Hausgenosse. Und wie wirkten unsere Siegesberichte auf ihn! Ich habe nie was Aehnliches gesehen. Er verstummte, verstummte völlig, seine sonst so liebenswürdige Sanftmuth verschwand, es trat ersichtlich eine Krisis bei ihm ein, welche über Leben und Tod entscheiden sollte, und die Liebe zu seinem Vaterlande riß alle Bande mit uns entzwei — er reiste hinweg, und ist Jahre lang nicht wieder gekommen. Ich habe die Macht des Nationalsinnes nie in solcher Stärke gesehen, eben weil er ein hochgebildeter, unserm geistigen Leben tief zugethaner Mann war.

Welch' ein verändertes Wien fand ich übrigens vor nach blos zweijähriger Abwesenheit! Die Stadterweiterung, welche Wien wohl dem Minister Bach zu danken hat, trat mir in der

prachtvollen Ringstraße entgegen, und die Börse mit ihren Gründungen verbreitete goldene Strahlen. Schiller's Phäakenthum schien ganz in Blüthe geschossen zu sein.

Friedländer führte mich umher, und in der Gegend der jetzigen Gartenbaugesellschaft sagte er trocken und stockernsthaft: hier werden wir Ihnen ein Theater erbauen; das enge Burgtheater reicht nicht mehr zu.

Aus dem Burgtheater aber hörte ich mit Erstaunen, daß Baron Münch seiner Intendanzführung müde sei und sein Amt niederlegen wolle, und mich habe er als seinen Nachfolger empfohlen, mich, der ich ihn bei meinem Austritt empfindlich angegriffen hatte.

Solch' eine edle Rache mußte mich beschämen, und ich suchte ihn auf. In meinem Buche „Das Wiener Stadttheater" habe ich über dies Zusammentreffen berichtet, und ich wiederhole hier nur kurz, daß wir nach Verlauf einer Stunde einig waren, daß er mir die streitigen Vollmachten wiedergab, daß er der Zustimmung des obersten Chefs für meinen Wiedereintritt sicher zu sein glaubte, und daß ich vierzehn Tage lang als stiller Director alle Vorbereitungen betrieb.

Dies erzählte ich natürlich Friedländer. Dieser aber schüttelte den Kopf und rieth mir dringend ab davon, nochmals ins Joch des Burgtheaters einzutreten. Wien brauche ein neues Theater, und der Gründungsplan sei schon entworfen.

Ich hatte eigentlich für keinen der beiden Pläne eine volle Aufmerksamkeit, weder für die alte Burgtheaterdirection, noch für eine neue. Allerdings imponirte mir die offenbar leichte Beschaffung der Geldmittel für ein neues Theater, und sie erschien mir wie die Bestätigung eines wirklichen Bedürfnisses. Aber ich war wie beim Abgange vom Burgtheater wiederum in der Stimmung, daß ich meine Freiheit wie eine Erlösung betrachtete, eine Erlösung von den täglich, ja stündlich wiederkehrenden Anstößen und Aergernissen einer Theaterdirection.

Mich beschäftigte vorzugsweise die so glänzend veränderte Lage Wiens. Als ich mit meiner Frau in Leipzig berathen hatte:

wohin nun? in welche Stadt ziehen wir? da hatte ich damit den Ausschlag gegeben, daß ich sagte: Man muß seinen Lebensgang so viel wie möglich organisch erhalten. Unsere Rückkehr nach Norddeutschland ist ja nur eine Episode von zwei Jahren. In Wien sind wir für die zweite Hälfte unseres Lebens geradezu aufgewachsen; dort sind wir verknüpft mit einer großen Anzahl guter Menschen, welche uns unsere Vergangenheit zu Gute rechnen, dort sind wir eingewohnt in den gründlich heiteren, künstlerisch lebhaften Lebensgang der Bevölkerung, und dort finde ich zu guter Letzt im Prater den mir nöthigen täglichen Spaziergang in einem Walde oder doch in einem Parke mit freier Luft, welchen wenig deutsche Städte bieten.

Und nun fand ich ein Wien, welches sich so prächtig erweiterte und aufbaute, und fand eine Stimmung, als ob der Himmel voll Geigen hinge — warum sollte ich mich sofort wieder in ein schweres Joch einschmieden?

Die Jochfrage mit dem Burgtheater löste sich denn auch binnen zwei Wochen. Nachdem ich zwei Wochen lang geheimer Director gewesen, da gestand mir Baron Münch, daß die Zustimmung des obersten Chefs eine Aenderung erlitten habe. Man hege den Wunsch, Herbeck zum Director des Operntheaters zu machen, und dadurch werde Dingelstedt ledig. Diesem also müsse man das Burgtheater geben.

Friedländer lachte mich gehörig aus und ging nun mit vollen Segeln an die Gründung des Stadttheaters. Er war ein Mann von außerordentlichem Unternehmungsgeiste und entwickelte für seine Unternehmungen eine Fülle von Geist und Muth. So hatte er mit Etienne — sie waren die Hauptkräfte der Zang'schen „Presse“ gewesen — die Gründung der „Freien Presse“, wie sie Anfangs heißen sollte, aber nicht heißen durfte, mit überraschender Kraft und Umsicht durchgesetzt, und jetzt wollte er so nebenher ein neues Theater nahe der Ringstraße durchsetzen. Täglich verkündigte er mir lachend neue Fünfundzwanzigtausend-Männer — 25.000 Gulden kostete eine Gründerloge — und bald war eine halbe Million gezeichnet.

Dabei spielte ich immer mit als Director, und so wurde ich's endlich und debattirte mit den Baumeistern Fellner, Vater und Sohn, die innere Einrichtung eines neuen Schauspielhauses, welches aus dem alten Wallgraben beim Carolinenthore emporwachsen sollte.

Dieser Bau selbst ist trefflich gelungen unter den Auspicien der Wiener Baugesellschaft und unter der Ausführung durch Fellner Sohn — der Vater starb uns hinweg. Trotz der schwierigen Grundlage in einem bodenlos scheinenden Wassergraben wuchs das Gebäude schnell in die Höhe, und es wurde ein innerer Saal und Theaterraum fertig, welcher an einfacher Schönheit und vollständiger Zweckmäßigkeit seines Gleichen sucht in Europa. Er ist denn auch vielfach nachgeahmt worden.

Während der Bauzeit schilderte ich in einem Buche meine Leipziger Theaterführung, und da mir dieselbe nicht wichtig genug erschien für ein ganzes Buch, so erweiterte ich mir den Rahmen zu einer Uebersicht über das norddeutsche Theater überhaupt und schickte es in die Welt unter dem Titel „Das norddeutsche Theater".

Ich habe ja die erste Hälfte meines Lebens in Norddeutschland zugebracht und habe von früher Jugend an dem Theaterspiel aufmerksam zugeschaut. Es mag eben wohl ein Theaterkeim in mir geruht haben, den ich selbst nicht kannte. So waren mir die wichtigsten Vorgänge und Personen des Theaters in Norddeutschland bekannt und vertraut geworden, und es lag mir der Wunsch nahe, neben dem süddeutschen Burgtheater auch die norddeutschen Theaterverhältnisse zu sammeln.

Am 15. September 1872 war der Bau fertig, und es wurde das Wiener Stadttheater eröffnet.

Ich gehe hier nicht in eine nähere Schilderung ein, denn in meinem Buche „Das Wiener Stadttheater" habe ich das Wesen und Schicksal desselben während der ersten zwei Jahre geschildert. Nur die ersten zwei Jahre war es sozusagen mein Theater. Später sollte und konnte ich eigentlich nur helfen, das Institut überhaupt zu erhalten.

Zwei Jahre dauerte die Herrlichkeit. Dann sah ich mich unerwarteter Weise plötzlich genöthigt, von der Leitung zurückzutreten, weil der Directionsrath eine wohlfeilere Führung wünschte, für welche ich nicht geeignet war.

Das kam, wie gesagt, diesmal zu meiner Ueberraschung, denn ich hatte in ruhiger Zuversicht Alles vorbereitet für die dritte Saison.

Die Gründergesellschaft hatte einen Directionsrath erwählt, welcher die ökonomische Gebarung und Verwaltung zu leiten hatte neben mir, der ich als artistischer Director unabhängig sein sollte vom Directionsrathe. Das ist so theoretische Weisheit, welche nie die praktische Probe besteht. Jene Unabhängigkeit des artistischen Directors wird naturgemäß immer eine kaum lösbare Aufgabe sein, denn die artistischen Forderungen hängen ja vielfach eng zusammen mit den ökonomischen, und wenn man einmal mitregiert, so spricht man am Ende auch überall mit.

Irgend ein solcher Conflict lag indessen nicht vor, und es stand keinerlei Streitigkeit auf der Tagesordnung. Das Cassenergebniß war im ersten Jahre ein überaus günstiges gewesen und war auch im zweiten Jahre ein gutes, obwohl der große Börsenkrach eingetreten war.

Da hatte aber ein Directionsrath, von Wuchs ein kleiner Mann, die scharfsinnige Bemerkung gemacht: man könne solche Einnahmen doch auch machen, ohne so viel auszugeben, als ausgegeben worden war. Die Gagen für die Schauspieler insbesondere könnten geringer sein, und bei allen Fächern des artistischen Etats könnten starke Abminderungen eingeführt werden.

Dieser sparsame „kleine Mann", ein aus dem Norden Eingewanderter, schrieb selbst Theaterstücke, welche er aufgeführt sehen wollte. Sie waren von oben bis unten durchaus ungeeignet zur Aufführung, und ich hatte sie immer als unbrauchbar zurückweisen müssen. Vielleicht hoffte er ihre Zulassung bei einer billigeren Direction, kurz er hatte eifrig Propaganda gemacht für ein wohlfeileres Theater, und man hatte mir wohl davon erzählt. Ich

hatte aber keine Notiz davon genommen, weil ich den „kleinen Mann“ für unwichtig hielt, und weil ich innerhalb meines Etats von selbst standhaft auf grundsätzliche Sparsamkeit hielt.

Aber auf der Erdkugel gibt es einen Nordpol und einen Südpol. Im ersten Jahre ging der Directionsrath mit einem so hochfahrenden Luxus ins Zeug, daß ich fortwährend dagegen Einsprache erheben mußte. „Für das Stadttheater ist nichts zu theuer!“ rief man mir wörtlich entgegen, und ich wurde als Schwarzseher stigmatisirt. Ich war der Nordpol. Später verschwanden einige der Luxushelden, die Erdkugel drehte sich, und der Directionsrath setzte sich am Nordpol nieder.

Dort saß er jetzt bei Beginn des dritten Jahres. Ohne hinreichenden Grund saß er da, sowie er ohne Grund und nur aus Unkenntniß des Theaterlebens im ersten Jahre vom Südpole aus verschwendet hatte.

Ich selbst war außer Zweifel, daß unser Stadttheater auch unter der hereingebrochenen traurigen Wirthschaftszeit bestehen könnte, wenn es sorgsam und verhältnißmäßig sparsam dirigirt würde. Da mußte ich denn endlich zu meinem Staunen erfahren, daß der „kleine Mann“ die meisten Stimmen im Directionsrathe, auch die wichtigste, für sich gewonnen hatte.

Beim Theater, ja auch nur in der Nähe des Theaters sind die persönlichen Beweggründe, namentlich die Liebhabereien gar wunderlich maßgebend. Das sah ich jetzt mit Widerwillen, und es blieb mir nichts übrig als Achselzucken. Als man mir also nun officiell die Frage vorlegte — meine Antwort wußte man längst — ob ich das Theater auch im herabgeminderten Maßstabe fortführen wollte, mußte ich ärgerlich erklären: daß ich dazu nicht der richtige Mann wäre, daß ich aber den neuen Actionsplänen nicht im Wege stehen würde und also von der Direction zurückträte. Man wählte den Schauspieler Lobe zum neuen Director, oder vielmehr: man hatte ihn schon dazu erwählt.

Ich schloß meine zweijährige Direction mit Shakespeare's „Julius Cäsar“. Auf dem Burgtheater und im Leipziger Stadt-

theater hatte ich dies Stück neu in Scene gesetzt, und ich kann mit ehrlicher Ueberzeugung aussagen: von diesen drei Vorstellungen des „Cäsar" war die im Wiener Stadttheater die beste. Man ermesse hieraus, welch' ein stattliches Personal junger Kräfte das Wiener Stadttheater damals besaß. Ich nenne nur von Männern: Arnau, Bassermann, Bukowitsch, Friedmann, Glitz, Grève, Heinrich, Lobe, Mylius, Ranzenberg, Reusche, Robert, Tyrolt. Von Damen: Albrecht, Frank, Haverland, Schönfeld, Schratt, Weisse, Wewerka.

Dies Personal zerstob nun nach allen Richtungen, und hierdurch war das Stadttheater für immer geknickt, es war ihm das Herz ausgebrochen.

Das Vertrauen des Publicums war dahin, und die wohlfeile Aera machte ein trauriges Fiasco, welches ein enormes Deficit mit sich schleppte.

Der gute Ruf des Wiener Stadttheaters, welchen es notorisch besaß, war verloren, und mit solchem guten Rufe ist es wie mit dem Rufe einer Jungfrau. Man vergißt es nie mehr, wenn der gute Ruf einer Jungfrau gelitten hat.

Was nun bei hereinbrechendem Sommer und beim Anblicke eines solchen Deficits, was nun? Zurückkehren zum alten Thema! Als ob das so ginge, als ob das Dichterwort nicht bestünde: was Du vor der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück! Derselbe „kleine Mann" kam nun mit dem Schnellzuge zu mir nach Karlsbad und beschwor mich, die Direction wieder zu übernehmen. Ich wußte ganz gut, daß ich damit mich persönlich opferte, aber der klägliche Zuruf: Sie haben's gegründet, es ist Ihre Pflicht, es retten zu helfen! — er war nicht unrichtig, und er blieb nicht ohne Wirkung auf mich. Um zu helfen übernahm ich's wieder, nicht mit der Aussicht es retten zu können bis zur Höhe seiner Gründung. Und es gelang mir auch trotz alledem und alledem, nochmals ein achtungswerthes Personal zusammenzubringen und in dem neuen ersten Jahre nicht nur finanziell auszukommen, sondern noch einen Ueberschuß zu erzwingen.

Aber es war nur erzwungen. Der volle Ruf war nicht wiederherzustellen, und ich mußte endlich abgehetzt dem Directionsrathe empfehlen, das Theater zu verpachten. Ein Pächter braucht nicht ängstlich zu fragen, ob man sein Theater ein erstes oder ein zweites Theater nennt, er will nur bestehen.

Wenn ich nur jünger gewesen wäre in dieser gar eigenthümlichen Stadttheaterepoche! Wie viel pikante Lust- und Schauspiele hätte ich da schreiben können aus dem Wirrwar heraus, welchen eine republikanische Theaterregierung mit sich bringt! Wenn da sechs bis sieben Räthe mit einem alten Director berathen über das Wohl und Wehe einer Kunstanstalt, welcher das Herz gebrochen worden, und welche übrigens auch kein Geld hat! Einer richtet sein Augenmerk nur auf schöne Damen und meint: dies ist ja doch die Hauptsache. Ein Zweiter will durchweg leichtere Unterhaltung und niedrigere Eintrittspreise. Ein Dritter lobt ausschweifend Fräulein X. und wohl auch Herrn Y. Im Gegentheil! ruft der Vierte, gerade die X. und den Y. mag ich nicht leiden. Ein Fünfter sagt standhaft: Uebrigens bin ich der Meinung, dies Theater muß wie Carthago untergehen, was quälen wir uns!

Zu meinem Troste waren doch unten an der grünen Tafel ein paar Männer vorhanden, welche die Sache verstanden und ihre Meinung immer redlich abgaben.

Darüber ist wohl die Welt einig, daß ein Theater nur monarchisch regiert werden kann. Aber die Entstehung dieses Stadttheaters brachte die republikanische Regierung mit sich, und ich muß auch anerkennen, daß unsere Republik immer streng anständig regiert worden ist. Niemals gab's einen Aufruhr der Gracchen, niemals Tumult. Auch an Zügen der Großmuth hat's nicht gefehlt, an Schenkungen edelster Art. Namentlich die Gründergesellschaft als Ganzes hat sich ununterbrochen als eine Gesellschaft von Edelleuten erwiesen.

Fehler im Gründungsprogramme sind eben nicht zu beseitigen. Der Hauptfehler liegt im Besitze der Logen. Die große

Mehrzahl der Logen gehört den Gründern, und diese verschenken ihre Logen, sobald sie selbst das Stück gesehen haben. Dadurch wird das zahlende Logenpublicum nahezu ganz der Casse entzogen.

Ein noch größerer Uebelstand lag allerdings und liegt noch in den wirthschaftlichen Verhältnissen, welche der Börsenkrach mit sich brachte. Es wurde klar, daß nur der üppige Geldbesitz vor dem Krach diejenige Anzahl von Theaterfreunden in unser Theater führte, welche erforderlich ist, um einem zweiten ersten Schauspieltheater hinreichenden Besuch zu verschaffen. Fehlt dieser Zufluß, welchen üppiger Geldbesitz möglich machte, dann hat Wien kaum genug Leute, welche außer dem Burgtheater noch ein erstes Schauspiel brauchen. Berlin ist darin Wien überlegen. Berlin hat ein viel zahlreicheres Publicum für höheres Schauspiel. Zunächst hat es einen viel, viel größeren Fremdenbesuch, welcher zum Beispiel täglich wohl die Hälfte des Hofschauspielhauses füllt, während Wien, im Südosten seitabwärts vom Touristenzuge liegend, einen sehr geringen Fremdenbesuch hat. Alsdann spielt hiebei wohl auch die Schulbildung eine wichtige Rolle, will sagen die mehr oder minder verbreitete Schulbildung. In Preußen ist die Ausbreitung des Schulunterrichtes alt, in Oesterreich ist sie jung. Sie datirt hier von Anno 1848. Nach weiteren zehn oder zwanzig Jahren wird sich also vielleicht das Wiener Stadttheater zum Stil eines ersten Theaters wieder aufschwingen können, weil dann die neue Generation erwachsen sein wird, welche noch ein zweites Schauspieltheater in Wien braucht.

Soll ich nun etwa bedauern, daß ich so viele Jahre Zeit und Arbeit an ein so unsicher gestelltes Theater verwendet habe? Soll ich verschwendet sagen? O nein!

O nein! sag' ich mit voller Ueberzeugung. So viele Jahre Tag für Tag drei Stunden auf der Probe zu sitzen, um immer wieder ein Stück in Scene zu setzen — das halten die Handwerksleute für lästige Arbeit. Ich bin aber kein Handwerker, für mich waren die täglichen Proben ein täglicher Genuß. Ein Dichter mit seinem Stücke ist mir täglich anvertraut, ich dichte mit

ihm, ich dichte nach, wo eine scenische Ergänzung nothwendig, ich bin fortwährend in dichterischer Beschäftigung — ist das nicht ein täglicher Lebensreiz, welchen ich vor Millionen voraus habe?

Dazu bilde ich und erziehe ich Schauspieler. Die alle undankbar sind! ruft man. Nicht doch! das sind nicht alle. Und die es sind, brauchen sie mich durch ihre Undankbarkeit zu stören? Ich finde das nicht. Indem ich bilde und erziehe, entwickle ich auch für mich Grundsätze und Regeln, größere und kleinere Gedanken. Dafür bedarf ich keiner Bezahlung; die Lehre selbst, welche ich gefunden, hat mich bezahlt.

Die Last eines Theaterregiments beginnt allerdings auch für mich, wenn die Probe zu Ende ist und die Streitigkeiten und ökonomischen Sorgen an mich herantreten. Aber giebt es denn einen Beruf ohne Sorgen? Und dann kommen zur Entschädigung die Abende: Ich sehe zu und genieße, was wir auf der Probe zu Stande gebracht, oder ich sitze daheim vor dem Haufen neuer Stücke, welche geprüft sein sollen. Eine furchtbare Last, besonders wenn's schlecht geschriebne Manuscripte sind, ja! aber doch auch eine ganz neue Welt! Was da Alles neu erdacht, neu componirt worden ist, das liegt vor mir, ich kann wählen. Den Ballast, welcher nichts taugt, erkennt man rasch und schiebt ihn beiseite. Zuweilen kann man auch lachen über curiose Waare in diesem Ballaste. Und das Mittelgut! Nun, das Mittelgut beschäftigt mich mit Gedanken der Verbesserung. Man läßt diese Gedanken fallen, wenn das Stück gar zu gering ist, aber man hat diese Gedanken doch gefunden und wird sie anwenden können bei Stücken, welchen nur wenig fehlt. Da componirt man nach, man macht dem Autor Vorschläge und bringt auf diesem Wege manchmal doch ein brauchbares Stück zu Stande. Und plötzlich kommt aus dem Haufen vor uns ein Stück hervor, welches sofort anspricht und Act für Act die Theilnahme, das Vergnügen steigert und am Schlusse uns vom Sessel aufschnellt mit dem Ausrufe: Bravo! Gut und schön! Gefunden! — O, das ist ein sehr glücklicher Augenblick!

Mit einem Worte: man ist als Theaterdirector fortwährend in der Lage, schöpferisch zu wirken, und zwar in hohem Bereiche, im Bereiche der höchsten dichterischen Kunst, der dramatischen. Man soll, darf und kann das Drama in sinnliche Erscheinung führen. Und die hierauf verwendete Zeit sollte verschwendet sein? Gewiß nicht.

Und wer bildet sich denn überhaupt ein, wer darf sich denn einbilden, mit einer Theaterdirection etwas Unendliches schaffen zu können! Ein Thor! Das Wasser fließt, die Luft weht vorüber. Man muß froh sein, etwas geschaffen zu haben, woran Dieser und Jener im Publicum oder in der Theaterwelt zustimmend denken mag.

Schwieriger ist die Antwort, wenn man mit den Fragen bestürmt wird: Ist denn wirklich das deutsche Schauspiel im Niedergange begriffen? Und wie und wo ist denn Hilfe zu bringen? Wie und wo kann denn ein Mittelpunkt errichtet werden zum Muster und zur Propaganda?

Die Sage vom Niedergange des deutschen Theaters ist alt, und sie ist ewig neu. Sie hat darin ihr Gutes, daß sie thatkräftige Geister aufregt, ihr zu widersprechen und sie thatenlustig zu widerlegen.

Ich selbst habe mehrere Jahrzehnte erlebt, binnen welcher sie berechtigter war als jetzt. In den zwanziger und dreißiger Jahren war die dramatische Production geringer als heutzutage, und die besseren Zeitungen hielten es für unwürdig, über das Theater auch nur zu berichten. Die Theaterartikel, hieß es, lenkten nur die Aufmerksamkeit ab von wichtigeren Dingen.

Seit den vierziger Jahren erst widmen auch die größeren Zeitungen dem Theater eingehende Besprechung. Die Frage ist nur, ob sie das im förderndem Sinne thun, und ob sie nicht selbst als Zeitungen dem Theaterbesuche abträglich sind. Die Zeitungen sind heute so umfänglich und wichtig geworden, daß sie das geistige Interesse vieler Menschen ganz ausfüllen und kein Bedürfniß übrig lassen für die Bühne. Man frage nur den Engländer,

welcher hinter seinen hohen Journalmauern verschanzt sitzt und weder Auge noch Ohr hat für das untergehende englische Theater.

Bei uns muß man zugestehen, daß die Theaterproduction seit den vierziger Jahren geistig inhaltsvoller geworden ist als mehrere Jahrzehnte vorher. Man muß auch zugestehen, daß von Zeit zu Zeit immer wieder ernste Anläufe versucht worden sind, das Theater zu heben, und aparte Erscheinungen neuester Zeit, wie das massenhafte Auftreten und das Herumziehen der Meininger weisen ja doch deutlich darauf hin, daß man das Theater sogar im großen Stile fördern will. Es kommt bei der hier vorliegenden Frage nur darauf an, ob dieser große Stil auch den intimen Ausdruck des Dichters durch gute Schauspieler als eine Kleinigkeit behandeln darf.

Wie Dem auch sei, ruft man, die Mittelpunkte fehlen, und ohne Mittelpunkte gibt es keine durchgreifende Wirkung! — So ruft man besonders in Norddeutschland. Und mit Recht.

Diese Mehrzahl „die Mittelpunkte“ zeigt, daß bei uns eine einheitliche Wirkung schwer ist, weil wir kein Paris haben. Wäre es blos das? Nein, wir sind in der Bühnenfrage keine so artistische Nation wie die Franzosen. Trotzdem wäre für das deutsche Theater viel gewonnen, wenn die Mittelpunkte ihre Schuldigkeit thäten. Die zwei Hauptstädte Berlin und Wien müßten es ja doch sein, und wenn beide ehrlich aufstrebten, so würde ja auch der Wettlauf gedeihlich wirken.

Berlin, die große Hauptstadt des deutschen Reiches mit seinem großen Theaterpublicum und seinem großen Zustrom von Fremden wäre ja, sollte man meinen, sehr geeignet, einen solchen tonangebenden Mittelpunkt des deutschen Theaters zu bilden. Man empfindet das auch in Berlin, und es bildet sich dort eine merkwürdige Nachahmung des ersten Pariser Theaters, des théâtre français. Eine Nachbildung der inneren Structur und der Verwaltungsform. Schauspieler von Bedeutung vereinigen sich dazu. Vielleicht findet sich zu dieser Form auch der entspre-

chende Inhalt. Dann wäre im Norden ein ersehnter Mittelpunkt gewonnen.

Im Süden erfüllt Wien mit seinem maßgebenden Burgtheater seinen Beruf doch immer bis auf einen achtungswerthen Grad. Dies Burgtheater hat zwar in neuerer Zeit wichtige Fachlücken noch nicht ausgefüllt, es hat seine besseren Mitglieder alt werden lassen, ohne für entsprechenden Nachwuchs zu sorgen, es hat, was unerläßlich, keine neuen Schauspieler aufgezogen, es hat seine besseren Schauspieler nicht verbessert, es hat der bloßen Ausstattung mehr gehuldigt als wünschenswerth, es hat theils durch andauernde Bevorzugung absonderlicher Stücke, welche keine durchcomponirten Stücke sind und deshalb durch äußerlichen Schmuck gehalten werden müssen, theils durch übermäßige Wiederholung von possenhaften Lustspielen das gediegene Repertoire verfallen lassen, aber es ist doch immer noch ein hoch zu schätzender Mittelpunkt geblieben.

Das Aufsteigen oder Niedergehen unseres deutschen Theaters hängt wesentlich davon ab, ob an den großen Mittelpunkten, München und Dresden als wichtige Punkte eingeschlossen, Directoren walten, welche eine schöpferische Thätigkeit entwickeln oder wenigstens eine maßgebende. Nachahmung ist ja eine Haupteigenschaft der Schauspieler, Nachahmung ist auch eine Haupttriebfeder der Directionen. Es kommt also darauf an, daß an den Hauptpunkten Nachahmungswerthes geboten wird.

Es fehlt aber auch, sagt man, an jungen Talenten, es fehlt an Schauspieltalenten überhaupt! Das ist einfach nicht wahr; ich habe immer Talente gefunden. Richtig ist nur, daß nicht mehr wie so oft in früherer Zeit kräftige Naturen auftauchen. Das mag von der gleichmachenden Bildung herrühren, welche seit einem halben Jahrhundert durch einen gleichartigen Schulunterricht errungen wird. Die demokratische Zeit, die allgemeine Wehrpflicht, Alles trägt ja dazu bei, die Menschen gleichartig zu machen, das ist wahr. Aber besondere Naturen bleiben doch immer übrig, und die jetzige Schulbildung kommt ja den jungen Theater-

schülern darin zu Gute, daß sie gute Lehren leichter und schneller auffassen.

Wenn's nur nicht an Lehrern fehlt, an lehrenden Directoren! Diese sind bei unserm Theater unerläßlich, da wir nicht wie die Franzosen ein Conservatorium haben, welches führt. Dessen besonders mögen Städte wie Hamburg und Frankfurt eingedenk sein, welche neuerdings preiswürdige Anstalten machen zur Hebung ihrer Theater. Leider zumeist für schöne Häuser, welche das Geld verschlingen und die Regiekosten steigern. Man soll mehr auf den Inhalt der Häuser sehen.

Und eine Sorge ist nicht hinweg zu disputiren, wenn über den wahrscheinlichen Niedergang unseres Schauspiels gestritten wird: die Sorge um die Tragödie. Gerade die Gleichartigkeit unserer heutigen Bildung entwickelt vorzugsweise nur Conversationsschauspieler. Je mehr die Gegensätze im Staatsleben gemildert werden, desto geringer wird die Anzahl junger Leute, welche tragisch empfinden, tragische Empfindung ausdrücken können.

Vor mehr denn zehn Jahren schon begünstigten Männer vom Pariser Conservatorium einen jungen Deutschen, Strakosch, welcher für tragische Rollen ausgebildet werden sollte. Er war klein von Wuchs und also kaum von zureichender Gestalt, aber — sagten sie — in der französischen Jugend wird die Anlage für tragische Rollen immer seltener.

Und vor ungefähr eben so langer Zeit sagte ich von Sonnenthal, welcher nach Wagners Tode den Hamlet spielte: dies ist ein Hamlet, welcher am Leben bleiben kann. Heute schon macht man diese Bemerkung nicht mehr, denn das Publicum selber vermißt schon den tragischen Odem nicht mehr.

Es ist, als ob die sogenannte Weimarische Schule völlig aussterben sollte.

Bekanntlich wird das deutsche Theater seit Anfang des Jahrhunderts von zwei Schulen beherrscht, von der Goethe-Weimarischen und von der Schröder-Hamburgischen. Goethe hat ein ganzes Paragraphennetz aufgesetzt und darin allerdings auch

Theile aus dem Schröder'schen Statute aufgenommen, aber seine Forderungen unterscheiden sich doch principiell von den Schröder'schen. Seine systematische Pflege des antiken Geschmackes drängte in Allem und Jedem den Begriff einer abstracten Schönheit in den Vordergrund. Also kunstvolle Stellung, kunstvoller Vortrag sind die Hauptforderungen für die Bühne. Wäre Goethe damit allein geblieben, so würde er mit seinen „sublimen" antiken Versmaaßen keine großen Nachfolger gefunden haben. Directoren und Schauspieler würden gesagt haben: Das ist trocken, es fehlt ja die charakteristische Wahrheit und die eigentliche Schauspielkunst hört auf. Aber es trat Schiller zum Weimarischen Theater und mit ihm der große Schwung der Rede. Dadurch erst wurde die Schule mächtig, obwohl Schiller gar nicht zu Goethe's Schauspielgrundsätzen gehörte. Er war gründlich dramatisch, und dadurch erst wurde die Weimarische Schule wirksam und populär. Ihm stand die Antike tief im Hintergrunde. Ein zufälliges Urtheil beleuchtet das: Der in Weimar gastirende Iffland stellt einen „Pygmalion" dar, ein antikes Bild, und Goethe meint, Worte könnten das nicht genug preisen, Schiller aber findet den „Pygmalion" abscheulich.

Von dem tief gehenden Unterschiede zwischen dem Dramaturgen Schröder und dem Dramaturgen Goethe wußte das Publicum nichts, und man machte sich mit den Schiller'schen Stücken eine Weimarische Schule zurecht, welche namentlich in Berlin und Dresden enthusiastische Apostel fand, obwohl Tieck in Dresden Einhalt zu predigen suchte. Man feierte die hohe Declamation. Sie war vorzugsweise der Tragödie günstig, ihre Manieren drängten sich aber auch ins Schauspiel.

Schröder war entsetzt darüber. Sein Princip für die Schauspielkunst war die charakteristische Wahrheit. Dies Declamiren der Verse war ihm der Untergang der dramatischen Kunst. So wurde er ein principieller Gegner Schillers. Nicht daß er Schillers großes Talent verkannt hätte, o nein! er hatte lange und dringend mit Schiller unterhandelt, um ihn als Dramaturgen

seines Hamburger Theaters von Jena zu entführen, aber der Mißbrauch mit bloßem Declamiren, welchen die Schauspieler in den Schiller'schen Stücken wirkungsvoll machten, empörte ihn. In der nächsten Generation, sagte er, werden junge Leute mit nichts als schönem Organ die Heroen der Schauspielkunst werden, und die eigentliche Darstellung charakteristischer Wahrheit wird gänzlich verloren gehen.

Verschärft wurde das Mißverhältniß durch persönliche Dinge. Schröder sollte den Wallenstein auf dem Weimarischen Theater einführen, Schiller legte den größten Werth darauf, und — Schröder lehnte ab.

Bis hoch in die dreißiger Jahre hatte in Berlin und Dresden die Weimarische Schule die Oberhand, Frau Crelinger dort, Emil Devrient hier waren ihre Hauptvertreter. Wien hielt sich frei, hier hatte die charakterisirende Schauspielkunst einen sichern Boden. Von den vierziger Jahren an kam auch in Deutschland die Schröder'sche Richtung mehr und mehr in Aufnahme. Geistig wirksame Schauspieler wie Seydelmann trugen viel dazu bei.

In den vierziger Jahren kam dazu, daß die politische Stimmung des Publicums anfing, politische Nahrung zu verlangen im Theater. Alle möglichen Deutungen, welche den Staat betrafen, wurden tendenziös aufgefaßt. Um diesen Tendenzbeifall zu erwerben, mußte der Schauspieler deutlich und nachdrücklich sprechen, er mußte die gesangsmäßige Declamation aufgeben. Die natürliche Folge war, daß auch andere charakteristische Ausdrucksweise Geltung suchte und fand, und daß so die Schröder'sche Richtung die Oberhand gewann. Denn die Betonung der Schlagworte führte allmälig auch zur Ausarbeitung eigenthümlicher Darstellungsmittel, welche durch Wahrheit Wirkung erstrebten. Die Weimarische Richtung verblieb nur noch den Virtuosen und Virtuosinnen, welche man abschätzig Bumbum-Schauspieler nannte.

Das Wiener Burgtheater hat sich immer eine vermittelnde Stellung bewahrt zwischen diesen beiden Extremen. Seine wich-

tigsten Schauspieler waren gleichmäßig im Trauerspiele wie im Lustspiele beschäftigt, und deshalb schon konnte der Ueberschwang der Declamation keinen Boden gewinnen. Vielleicht ist auch deshalb dies Theater immer in einem respectvollen Ansehen geblieben.

Ich selbst als Director lernte da die Maaße in mir ausgleichen und gewann für die noch auszubildenden jungen Kräfte ein System, welches ich besonders im Wiener Stadttheater durchzuführen strebte.

Zu dem Ende suchte ich mir einen Vortragslehrer und fand ihn in demselben Alexander Strakosch, welcher sich im Pariser Conservatorium hervorgethan und welchen man in Aussicht genommen hatte für die tragische Aufgabe. Er hatte das Sprechen zu lehren und für die höheren Rollen den schwungvollen Vortrag so auszubilden, daß der wohlverstandene Sinn zu seinem Rechte käme. Dies galt also vorzugsweise der Tragödie. Wir suchten den Weimarischen Idealismus mit dem Schröderschen Realismus zu vereinigen.

Es zeigte sich auch, daß der von Schröder so gefürchtete, hoch gehende Schiller'sche Vers ganz wohl charakterisirend gegliedert werden kann. Schiller ist doch eben immer, auch wo er scheinbar declamatorisch ausgreift, echt dramatisch, und es ist nur Oberflächlichkeit, wenn er ohne Verstandesklarheit herunter declamirt wird.

Bei diesem Bestreben, für jedes gesprochene Wort auf der Bühne Deutlichkeit und Verstand durchzusetzen, habe ich mir aber doch nicht verläugnen können, daß der reale Geist unserer Zeit ungünstig ist für die Tragödie, daß berufene tragische Talente unter den jungen Schauspielern immer seltener werden, und daß vorzugsweise nur die ältere Generation im Publicum der Tragödie empfänglich entgegenkommt.

Eine höchst wichtige Kraft für Gedeihen oder Nichtgedeihen unseres Schauspiels liegt in der Hand der Zeitungen. Wie sie über Schauspieler richten, das ist nicht von entscheidender Be-

deutung, da sorgt das Publicum schon selbst für Gerechtigkeit; gar oft aber entscheidend ist es, wie sie über die Stücke berichten und richten. Da können sie überaus schaden und nützen: schaden durch vorwiegende Neigung zum Tadel, nützen durch vorwiegendes Wohlwollen. Wer möchte den Tadel verschwiegen sehen wollen! Es kommt aber sehr darauf an, wie er gehandhabt wird. Wenn der Kritiker immer vor Augen behält, er wolle jedenfalls dem Theater förderlich sein, dann wird er jedes neue Stück, auch das, welches er für gering hält, mit Rücksicht behandeln, mit der Rücksicht, daß ein Repertoire Neues braucht, und daß auch der schwache Autor durch Aufmunterung wachsen kann. Wie trefflich verstehen das die Franzosen, und wie förderlich ist bei ihnen die immer höfliche, immer anspornende Kritik neuer Stücke geworden für die Fruchtbarkeit der Autoren!

Was ich da wünsche, das ist gar nicht so schwer, ich weiß es aus eigener Erfahrung. In den vierziger Jahren übernahm in Leipzig ein braver Kunstfreund die Direction des Stadttheaters, und ich übernahm, um ihn zu unterstützen, die Kritik im populären „Tageblatte". Ich verschwieg keinen Mangel und kein Gebrechen, aber ich lobte und tadelte mit der unverhohlenen Absicht, dem Theater zu nützen. Dies gelang vollständig, das Theater wurde gut, sehr gut, der Besuch stieg und stieg, Alles war in gutem Gange. Das dauerte ein Jahr, dann wurde ich an der Fortsetzung verhindert, und die Kritik im „Tageblatte" verließ meine Bahn. Sie wurde landläufig nergelnd und abschreckend, und das Theater wurde unsicher, kam ins Schwanken, kam ins Sinken. Der Besuch wurde schwach und schwächer und der brave Director trat mit Verlust zurück.

So einflußreich für das Theater ist die Kritik in der Zeitung nach der einen wie nach der andern Seite.

Nun, wie Dem auch sei, die Zukunft unseres Theaters wird immer ein Räthsel bleiben, wie jede Zukunft, wie das Wetter, trotz aller Meteorologen. Dies Buch hat sich ja nur mit der Vergangenheit zu beschäftigen.

Ich schließe hiermit meine „Erinnerungen“. Im fünfundsiebzigsten Lebensjahre stehend, habe ich nicht mehr lange zu leben, und werde kaum noch Bemerkenswerthes erleben. Daß ich als zweifelvoller Candidat der Theologie ein öffentliches Leben angefangen habe und als illusionsarmer Theaterdirector in die Einsamkeit zurücktrete, das hat meine Seelenruhe nicht gestört, sondern bereichert. Wir sind zum Arbeiten da, und sind dazu bestimmt, uns abzunützen. Der alte schöne Baum dort, er wird umgehauen, weil er alt geworden, dies einst so schöne junge Mädchen hier hat eine Schaar Kinder geboren und lockt jetzt als reizloses Mütterchen Niemand mehr. Der Baum und das Mädchen predigen dasselbe: daß Alles abgenützt wird.

Auch die Frage ist müßig: ob man mit sich zufrieden ist? Wer könnte das sein! Jeder muß sich eingestehen: er hätte seine Schuldigkeit besser thun können. Mancher muß wohl auch sagen: er hätte seine Fähigkeit besser verwerthen können. Nein, dies Letztere sag' ich nicht. Ich bin im Gegentheile immer erstaunt gewesen, so viel Verschiedenartiges aus mir herauspumpen zu können und Ziele zu erreichen, welche weit über mein Verdienst hinausreichten.

Ich rathe also der jungen Welt: sie soll sich alles Mögliche zutrauen und soll nur bei der Ausführung bescheiden bleiben. Was dann mißlingt, das wird zu ihrer Belehrung dienen und wird keine Reue nöthig machen.

Ob ich wieder anfangen möchte, wenn mir fröhliche Götter eine neue Jugend schenkten? — O ja.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.

Laube, Heinrich,

Heinrich Laube's gesammelte Schriften in 16 Bänden

Bd.: 16

1882